Der Fanatismus
in der
Christlichen Kirche

seit
Arnold von Tongern und Jacob Hoogstraten, bis auf Rupps Ausweisung aus der fünften Haupt-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Berlin 1846.

Zum Spiegel für unsere Zeit
dargestellt
in einzelnen Bildern

von
E. G. J. Hundeiker,
evangelischem Pfarrer zu Hötensleben im Regierungs-Bezirke Magdeburg.

Wolfenbüttel,
Holle'sche Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung.
1847.

Motto: Matth. 7, 16. An ihren Früchten
sollt ihr sie erkennen.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorbericht.

Fanatismus nennt man jede politische oder religiöse Schwärmerei, die mit Haß und Verfolgung oder Mißhandlung unserer Mitmenschen verbunden ist. Die letztere, von welcher hier allein die Rede sein kann, giebt sich leider schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums kund, zieht sich wie ein schwarzer Nebelstreif durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche, macht Menschen zu grimmigen Thieren, und die Prediger der Religion der Liebe zu Mördern und Henkersknechten, zerreißt die heiligsten Familienbande, bringt Unfrieden mit allen ihren schrecklichen Folgen dahin, wo früher Frieden und Liebe wohnte, und stiftet unsägliches Unglück in allen Ländern, die sie mit eisernem Fuße betritt.

Keinem, der auch nur oberflächliche Kenntniß der Kirchengeschichte hat, können die Thatsachen, welche die Wahrheit des Gesagten bestätigen, so wie der Abscheu, mit welchem die Geschichte ihrer

erwähnt, ganz unbekannt sein. Nichts destoweniger hat der Religionsfanatismus nach langer Ruhe, seit einigen Jahren wieder sein Haupt erhoben, und wenn nicht jetzt, wie in den finstern Zeiten des Mittelalters, Scheiterhaufen flammen, und vertriebene Prediger aus einem Lande in das andere flüchten, und tausende frommer, fleißiger, ruhiger Menschen um des Glaubens Willen von Haus und Hof verjagt, oder mit Dragonern verfolgt und bekehrt werden; so liegt das nicht an jenen glaubenswüthigen Priestern, die ja offen genug ihre Bannflüche schleudern, rechtschaffene Männer, welche ihre Satzungen in Gottes Worte nicht finden können, anfeinden, verketzern, vor ihren Gemeinden wie vor den Regenten verdächtigen, ihnen die Seligkeit absprechen, als ob sie im Rathe der Gottheit gesessen hätten, und sie aus der Kirche, die sie allein zu bilden wähnen, verweisen möchten; sondern an der fortgeschrittenen Bildung der Zeit und an der Weisheit und Humanität der Regierungen. Diese erkennen es, daß nicht der blinde Glaube an veraltete, der gesunden Vernunft wie der reinen Christusreligion gleich widersprechende, Dogmen; sondern das mit dem Glauben eng ver-

bundene treue Befolgen der Lehren Jesu und seiner Apostel, den wahren Christen und guten Staatsbürger ausmacht, und daß eben der erleuchtetste Christ der beste Unterthan ist, und am gewissenhaftesten befolgt des Apostels Wort: »fürchtet Gott, ehret den König!« und des Herrn Vorschrift: »gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!« Dieser Ueberzeugung gemäß duldete der große Friedrich keine Religionsverfolgungen in seinem Reiche, das er allen Partheien, dafern sie nur ruhige Unterthanen waren, als eine Freistätte öffnete, und sprach öffentlich die wahrhaft königlichen Worte aus: »in meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden!« und Friedrich Wilhelm **III.**, der hocherleuchtete, der gerechte König, der geliebte Vater seiner Unterthanen, machte der, die Gewissen bedrängenden, nur Heuchler bildenden, Wöllnerschen Glaubenscommission gleich beim Antritte seiner Regierung, zur allgemeinen großen Freude, ein Ende.

Wie übrigens solche glaubenswüthige Priester mögen sie nun katholische oder lutherische sein, noch christliche Prediger, Nachfolger Jesu, Verkündiger

der Religion der Liebe sich nennen können, da sie doch offenbar das vornehmste und größte Gebot Jesu gar nicht beachten, und des Herrn klare Worte »verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet, ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet,« und des Apostels Mahnung Röm. 14, 4. »wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn!« als für sie nicht gesprochen, durch ihr Verketzern, Verdammen, Verdächtigen, frech übertreten, das mögen sie selbst am Besten wissen!

Nicht um sie zu bekehren, sondern um denen, die weniger bekannt mit der Kirchengeschichte, oder uneingedenk dessen, was sie berichtet, sind, an einer Reihe historischer Bilder zu zeigen, wohin solch böses Treiben des Fanatismus von jeher geführt habe, und sicher noch führen würde, wenn nicht erleuchtete Fürsten ihm wehrten, sollen diese, aus den Quellen geschöpften, Darstellungen dienen. Wir beschränken uns dabei auf keine Parthei. Denn obwohl die, in katholischen Ländern gefallenen, Opfer der Glaubenswuth zahllose sind, und ungleich entsetzlicher die Menge der, durch sie verübten Gräuel, als in

protestantischen; so darf doch eben jetzt von den Flecken nicht geschwiegen werden, welche in solcher Hinsicht auch auf unserer Kirche haften; sei es um völlige Unpartheilichkeit zu zeigen, oder um in dem Spiegel der Vergangenheit die neuen Zeloten ihr eignes Bild wieder erkennen zu lassen.

Viel zu weit aber würde es uns führen, und viel zu groß den Umfang dieser Schrift machen, wenn wir unsere Darstellungen beginnen wollten mit Geschichten von jenen Kirchenversammlungen, auf welchen der heil. Geist über die frommen Väter mit Prügeln und Haarraufen kam, wie auf der zu Ephesus, 449, oder von jenen, durch den Papst angefachten Glaubenskriegen wider die unglücklichen Albigenser, in welcher der päpstliche Gesandte im Jahre 1209 die sämmtlichen Einwohner der großen, mit Sturm eroberten Stadt Beziers niederzumachen befahl, indem er ausrief: »nur Alles todt geschlagen, der Herr kennt die Seinen!« oder von der Synode zu Costnitz, auf welcher die heil. Väter den Kaiser Sigismund belehrten, Ketzern brauche man nicht Treu und Glauben zu halten, und darauf den trefflichen Huß, dem dieser Kaiser freies Geleit zugesagt hatte, verbrannten.

Nein, da hätten wir noch mehr zu erzählen von drei Päpsten, die alle drei auf einmal Statthalter Christi sein wollten, und sich gegenseitig einander in den Bann thaten, und von den Strömen von Menschenblut, die im Hussitenkriege flossen, den der Mord des gemarterten Glaubenshelden angefacht hatte.

Eben so wenig war es thunlich, noch mehrere Schilderungen von Ausbrüchen des Fanatismus aus den hier nicht berührten Ländern, wie z. B. in Böhmen und Oesterreich, im Hildesheimschen, in England und in den Piemontesischen Thälern, zu geben, wenn nicht das Buch zu einem bändereichen Werke anwachsen sollte, was nicht die Absicht des Verfassers sein konnte.

Indem wir daher nur die folgenden merkwürdigen und lehrreichen Thatsachen in einzelnen historischen Bildern, so viel möglich nach den Ländern, in welchen sie der Zeitfolge nach sich zutrugen, geordnet, darstellen, beginnen wir diese mit der Leidensgeschichte des nächsten Vorläufers der Reformation.

1.

Reuchlin im Kampfe mit den Dominikanern zu Cöln.

Reuchlin, der fromme, gelehrte, edle Reuchlin ist es, den wir mit Recht den nächsten Vorläufer der Reformation nennen, weil er, der Lehrer Melanchthons, der erste war, der durch seine Gelehrsamkeit die Finsterniß, die bei seinem Auftreten noch auf Deutschland ruhete, zu erhellen anfing; indem er viele Hunderte von wißbegierigen Jünglingen, im hohen Alter noch, als academischer Lehrer zu Tübingen, durch seine Vorlesungen in das Heiligthum der Wissenschaften einführte, und als practisirender Gelehrter schon früher die erste hebräische Grammatik und das erste Wörterbuch dieser Sprache in Deutschland herausgab, ohne welches Luther das alte Testament nie übersetzt hätte. Wie still und ruhig er nun auch einzig den Wissenschaften lebte, so wurde doch noch der Abend seines tadelfreien Lebens durch die Angriffe und Verfolgungen fanatischer Mönche aufs Bitterste getrübt.

Ein Jude, Namens Pfefferkorn, der zu Cöln zum Christenthume bekehrt worden war, wollte, wie Proselyten pflegen, sich als ein Freund seines neuen Bekenntnisses zeigen, und bemühte sich daher in mehren Schriften, die er ans Licht treten ließ, die Juden als unverbesserliche Schelme rühriger darzustellen, und schlug den Regenten vor, ihre Kinder wegnehmen und ihre Bücher verbrennen zu lassen, als welche die ärgsten Schmähungen gegen die christliche Religion enthalten sollten. Auf den Grund dieser gehässigen Insinuationen trugen die Dominikaner zu Cöln beim Kaiser auf die Ausführung dieser Vorschläge an, und baten, im Fall sich die Juden widersetzen sollten, sie selbst als Ketzer einzuziehen und zu verbrennen. Der Kaiser beauftragte nun einige, der hebräischen Sprache kundige Männer, und unter diesen unsern Reuchlin, die Bücher der Juden zu untersuchen und dann ein Gutachten darüber abzugeben, in wiefern es gut und nützlich sei, sie zu verbrennen. Reuchlin erklärte sich zum Vortheile der Juden, und widerrieth jene Maßregel als eine zwecklose und ungerechte, in einem ausführlichen, mit handgreiflichen Gründen begleitetem, Gutachten. Die Mönche, lüstern nach den Reichthümern der Juden, ließen dagegen durch ihren guten

Freund Pfefferkorn eine Gegenschrift*) machen, in welcher Reuchlin aufs schändlichste verläumdet und als Ketzer bezeichnet wurde, weil er die Juden vertheidigt, und den Kaiser von der Ausführung seiner schon erlassenen Sentenz gegen sie, abgehalten habe. Da nun Reuchlin gegen diese Schmähungen, trotz seiner Klage beim Kaiser selbst, kein Recht erhalten konnte, so sah er sich genöthigt, in einer zweiten Schrift,**) den wahren Hergang der Sache zu erzählen, und die gegen ihn ausgestoßenen Verläumdungen zu widerlegen und zu Schanden zu machen. Das hieß Öl ins Feuer gießen. Die Dominicaner, und namentlich ihr Haupt, Arnold von Tongern, und ihr Prior, Jacob von Hoogstraten, erhoben eine Klage bei der theologischen Facultät zu Cöln, in welcher sie auf Inquisition gegen ihn, als einen Ketzer, und auf Verbrennung seiner Schrift durch Henkershand antrugen. Durch diese boshafte Klage wurde der alte Mann in die größte Noth versetzt, denn der Name „Ketzer" war ein ehrenrühriger, und das Verbrennen seines Buchs durch Henkershand eine öffentliche Beschimpfung. Trotz aller seiner Gegenbemühungen erfolgte aber auch

*) Manuale speculum.
**) Speculum oculare.

das Urtheil, das ihn strafwürdiger Begünstigung der Juden, und der Störung des Kaiserlichen Befehls, ihre Bücher zu verbrennen für schuldig erkannte, ihn als Ketzer bezeichnete, und zum Widerruf dessen, was er geschrieben hatte, verurtheilte.

Als nun Reuchlin in einer deutschen Schrift die Dummheit, die Unwissenheit und die Bosheit der Cölner Mönche dem ganzen deutschen Volke in derben Ausdrücken zur Schau legte, als diese Schrift von Jedermann gelesen, von Hohen und Niedern Parthei für ihn genommen, und die finstere Rotte allenthalben dem Gelächter preisgegeben wurde, entbrannte Hoogstratens Zorn aufs äußerste. Aber trotz aller Minen, die er und seine Helfershelfer springen ließen, konnten sie doch die öffentliche Meinung für sich nicht gewinnen. Von allen Seiten her empfing der angeklagte und schmählich verurtheilte Wahrheitsfreund Briefe voll Trost, voll Lob, voll Aufmunterungen, fest zu stehen, und Schriften über Schriften kamen zum Vorschein, in welchen die Dummheit, der Stolz und der Fanatismus der Mönche und ihres Priors Hoogstraten ins hellste Licht gestellt wurden. Die eigentliche Veranlassung des Streits, die Bücher der Juden, schien vergessen. Niemand sprach mehr davon.

Es galt jetzt noch den Sieg des Lichts über die Finsterniß, und nur zwei Partheien gab es, die Freunde des Einen, und die Freunde der Andern. Denn Reuchlin verfolgte nicht allein im Streite sein gutes Recht; sondern er fuhr auch fort in seinen Forschungen in der heil. Schrift, deren Grundsprachen er, vor allen andern Gelehrten der damaligen Zeit, mächtig war, und wie er damit alle Edlen und Vernünftigen erfreute, so wurden dadurch in immer höherm Grade die Flammen des Neides und der Bosheit der Dominikaner, und ihres Verfechters Jacob von Hoogstraten, angefacht.

Dieser forderte ihn jetzt vor das Inquisitionsgeericht. Reuchlin, durch Kränklichkeit verhindert, stellt-einen Anwalt. Vernünftige Gründe halfen zu nichts. Das Gericht erkannte auf Verbrennung der Schrift gegen Pfefferkorn. Dreihundert Tage Ablaß wurden nun denjenigen verheißen, welche der Vollziehung dieses Urtheils beiwohnen würden.

Schon hatten am 12. Oct. Hoogstraten und seine Mönche im feierlichen Pompe auf der Richtstätte ihre Plätze eingenommen, schon brannte das Feuer, das die Schrift zu verzehren bestimmt war, schon sah man tausende von Zuschauern versammelt, begierig

den verheißenen Sündenerlaß so wohlfeilen Kaufs zu verdienen, und eben sollte der Henker sein Amt verrichten; da erschien auf dampfendem Rosse plötzlich ein Eilbote vom Churfürsten zu Mainz mit dem Befehle, die Vollziehung des Urtheils noch vier Wochen zu verschieben, und, vom Gelächter der anwesenden Menge verfolgt, mußte Hoogstraten mit seinen Mönchen den Platz verlassen, auf welchem er die Befriedigung seiner fanatischen Wuth zu finden gehofft hatte.

Reuchlin appellirte nun an den Papst, und dieser ernannte eine Commission in Speier, den Streit zu untersuchen. Allein Hoogstraten wartete den Spruch nicht ab; sondern verbrannte Reuchlins Schrift in Cöln, was allen Rechtsformen zuwider war. Reuchlin aber wurde von dem päpstlichen Commissarius freigesprochen, und jener in die Kosten verurtheilt. Er kehrte sich an das Urtheil nicht; sondern appellirte nun selbst an den Papst. Da schickte Reuchlin die Acten an diesen ein, und viele Fürsten, Grafen und Herren, der Kaiser selbst empfahlen ihm seine Angelegenheit aufs dringendste. Papst Leo X. befahl dem Prior Hoogstraten, in Person zu erscheinen. Mit den Gutachten der Universitäten Löwen, Paris und

Erfurt, mit einer glänzenden Begleitung und einer großen Menge Geld zog der Ketzermeister, wie im Triumphe, in Rom ein. Es gelang ihm, wie günstig auch Leo X. für Reuchlin gestimmt war, durch Cabale und Bestechung, dem Papste ein sogenanntes mandatum de supersidendo, d. h. den Befehl zu entlocken, daß die Sache für jetzt ruhen, und ein anderes Mal, wenn es ihm belieben würde, vorgenommen werden solle. Hoogstraten triumphirte; denn damit hatte er im Grunde seinen Prozeß gewonnen. Allein die satanische Freude, die er blicken ließ, empörte selbst in Rom alles gegen ihn. Mit Schmach und Fluch beladen mußte er davon gehen, und entrann mit Mühe auf der Rückreise nach Cöln den zornglühenden Freunden Reuchlins. Auf dem Wege von Nürnberg nach Cöln konnte nur das Geleit des Markgrafen von Brandenburg ihn ihren Händen entreißen. Kaum aber saß er wieder hinter seinen sichern Klostermauern, als er seine Schmähungen aufs Neue begann. Reuchlin war fast in Verzweiflung über die Mißhandlungen des fanatischen Priesters, denen er nun nichts mehr entgegen zu setzen hatte. Da trat der tapfere deutsche Degen, der edle Franz von Sickingen, der später auch

Luthern seine Feste Ebernburg zum sichern Zufluchtsorte anbot, für ihn in die Schranken.

Er sandte den Mönchen die Botschaft, sie sollten sich aller Schmähungen gegen den alten, vielgeplagten, gelehrten Mann enthalten, und die sämmtlichen Proceßkosten bezahlen, sonst werde er das Urtheil vollziehen, das gegen sie zu Speier gesprochen worden sei.

Das wirkte, und was früher der Kaiser sammt den Fürsten des deutschen Reiches nicht erlangen konnte, das setzte des wackern deutschen Ritters Drohung durch; denn Franz von Sickingen war der Mann, von welchem die Mönche wußten, daß er Wort halten werde. Sie erging an Hoogstraten im December 1519 — so lange hatten die Mißhandlungen und Verfolgungen des Greises gewährt — und im Januar schon des Jahrs 1520 erscheinen seine Abgesandte bei diesem, um über den Frieden zu unterhandeln. Er verwies sie an seinen ritterlichen Freund und Beschützer, und aus Furcht vor diesem, bequemten sie sich, die Kosten zu zahlen, und den ganzen Handel zu Reuchlins Zufriedenheit abzumachen.

Der Menschenfreund verweilt bei dieser Geschichte, bei welcher der Fanatismus eines glaubenswüthigen

Ketzermeisters seinen Zweck nicht erreichte, sondern mit Schande beladen zuletzt nachgeben mußte, deswegen mit einer gewissen Freude, weil ein ähnlicher glücklicher Ausgang zu den Seltenheiten gehört, und in der Regel der Fanatismus über seine Verfolgten den Sieg davon trägt. Um indessen unsern Lesern einen Begriff davon zu machen, mit wie tiefer Verachtung die Dunkelmänner von den edelsten und gelehrtesten Männern jener Zeit angesehen wurden, stehe hier eine Stelle aus einem Briefe des Nürnbergischen Rathsherrn Bilibald Pirkheimer an Erasmus, den wir jetzt noch besitzen.

„Ich ermahne und beschwöre Dich bei unserer Freundschaft, schreibt jener, daß Du keinen jener Schelme einer Antwort würdigest, oder wenn Dir eine Antwort nöthig scheint, daß sie nicht durch Dich, sondern durch irgend einen Koch oder Stallknecht ihnen zu Theil werde; denn lässest Du Dich mit ihnen in einen Streit ein, und siegest auch wirklich, so kannst Du ja doch nur Schande davon tragen. Ehre aber wird es Dir, wie jedem Braven machen, von ihnen getadelt und verfolgt zu werden.“

2.

Luther und seine Zeitgenossen.

Daß nun durch Luthers Auftreten gegen die Mißbräuche der römischen Kirche der Fanatismus der Römlinge neue Nahrung finden würde, ließ sich von vorn herein schon erwarten. Sie, die den trefflichen Huß verbrannt, und dem gelehrten Reuchlin so große Noth und Angst verursacht hatten, wie hätten sie zu einem förmlichen Angriffe auf den Statthalter Christi schweigen, und nicht Alles anwenden sollen, um das Licht, das von Wittenberg ausging, wieder zu löschen! Eben der Jacob von Hoogstraten, der sich in dem Streite mit Reuchlin ein Denkmal ganz eigener Art für die Ewigkeit gesetzt hatte, fing damit an, daß er dem Papste den Rath gab, zu Feuer und Schwerdt gegen die Anhänger der neuen Lehre zu greifen. Aber dieser Rath konnte Luthern und seinen Freunden nicht schaden, weil jenen sein Landesherr schützte, und diese bereits in zu großer Anzahl vorhanden waren, als daß mit offener Gewalt etwas gegen sie hätte versucht werden dürfen. Vielmehr war es gerade der Fanatismus seiner Gegner, der

den kühnen Reformator zu immer neuen Angriffen auf das Papstthum herausforderte, und so wider Willen die Reformation erst recht zum Ausbruche brachte.

Luther hatte nämlich, nachdem des Cardinals Cajetanus Versuch, ihn zum Widerrufe zu bewegen, vergeblich gewesen war, einem, gelinder als jener, auftretenden Bevollmächtigten, dem päpstlichen Kammerherrn und Nuntius, Karl von Miltitz, das Versprechen gegeben, die Sache ruhen zu lassen, dafern auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. Damit wäre Alles abgethan gewesen, wenn der Fanatismus der Gegenparthei es hätte über sich erhalten können, still zu bleiben. Noch während der Unterhandlungen wurde Luther vom Doctor Eck auf eine hämische Weise angegriffen. Dieser gab eine Schrift heraus, in welcher er Luthern nicht allein falscher Lehre beschuldigte, sondern auch mit persönlichen Beleidigungen ihn mißhandelte. Dagegen zu schweigen, war diesem unmöglich. „Nun Doctor Eck mich unverwarnter Sache angreift" schreibt er am 13. März 1519 an den Churfürsten von Sachsen, „daß er nicht mein, sondern Ew. Churfürstl. Gnaden Universität zu Wittenberg Schand und Unehr zu suchen

vermerkt wird, und viel tapfere Leute achten, er sei zu der Sache erkauft, hat mir solcher wetterwendischer, hinterlistiger Geist nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spotte stecken zu lassen. Nun bin ich noch von Herzen geneigt, Ew. Churfürstl. Gnaden gehorsamlich zu folgen und aller Wege still zu stehen, so sie auch stille stehen, denn ich wohl mehr zu schaffen habe, und meine Lust darin nicht gesucht wird. Wo aber nicht, bitte ich Ew. Churfürstl. Gnaden gar unterthäniglich, wollt mirs nicht für ungenaden, denn ich auch im Gewissen nicht weiß, die Wahrheit zu lassen." Jetzt nahm Luther die angebotene Disputation zu Leipzig an, welche unter einem großen Zulaufe von Menschen hohen und niedern Standes im Herzoglichen Schlosse daselbst gehalten wurde, und seiner Lehre noch viele Herzen gewann. Wenn wir nun hinzu nehmen, daß dieser auch durch die später noch gegen ihn ausgehenden Schmähschriften, so wie durch die römischen Bannbullen, davon drei erfolgten, nur immer noch aufgeregter und erbitterter gegen die römische Geistlichkeit und den Papst, den er den Antichrist nannte, gemacht wurde, und daher noch tiefer in die Sache einging, und immer mehr sich dadurch überzeugte,

auf wie hohlem Grunde das Papstthum stand, und folglich immer zuversichtlicher auftrat, und immer dreister in seinen Schriften mit den Ergebnissen seiner Forschungen hervorging; so müssen wir bekennen, daß eben die Glaubenswuth oder der Fanatismus der Römlinge es war, dem die neue Lehre den Sieg und ihre große Verbreitung verdankte. Denn solche wüthige Schmähschriften, in welchen die vermeintlich Rechtgläubigen ihre Satzungen in einer gemeinen Sprache vertheidigen, und was sich, der Natur der Sache nach, nicht vertheidigen läßt mit Schimpfen und Schmähen beweisen wollen, brechen ihrer Sache bei allen Gebildeten den Stab, entfremden ihr die Herzen, machen sie selbst verächtlich, und stellen ihre Verfasser auf einen Standpunkt, auf welchen der wahrhaft gebildete und rechtlich denkende Mann nicht zu ihnen hinunter zu steigen begehren wird. So schadeten auch die Fanatiker jener Zeit sich selbst und der Sache, die sie vertheidigten, während es vielleicht mit dem Romanismus noch lange beim Alten geblieben wäre, hätten Doctor Eck und Consorten geschwiegen, als Doctor Luther zu schweigen gelobte.

Indessen wüthete der Fanatismus der Anhänger des Papstthums gleich im Anfange des Werks ent=

setzlich genug. Herzog Georg von Sachsen befahl, Mönche und Priester, die sich als Freunde der neuen Lehre zeigten, ins Gefängniß zu werfen, und Luthers Übersetzung der Bibel auszuliefern, bei schwerer Strafe. In den Niederlanden, die unter des Kaisers Botmäßigkeit standen, mußte schon mancher mit dem Leben seine bessere Überzeugung büßen. Das Augustiner-Kloster zu Antwerpen, dessen Mönche im Verdachte standen, Anhänger Luthers zu sein, wurde zerstört, und die Mönche, die sich nicht zum Widerrufe verstehen wollten, dem Schwerdte des Nachrichters übergeben.

Aber auch ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, ein **Non plus ultra** des päpstlichen Uebermuths und Fanatismus in einem Breve des Papstes Adrian **IV.** an den Churfürsten von Sachsen können wir nicht unerwähnt lassen. Der Papst macht diesem über die Duldung des Ketzers die beschimpfendsten Vorwürfe, und schließt dann mit den Worten: „wir entbieten Dir auch, in Kraft des allmächtigen Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, dessen Statthalter wir sind auf Erden, daß Du dieserhalb nicht wirst ungestraft bleiben in dieser Welt, und daß in der zukünftigen das ewige Feuer Deiner wartet. Papst Adrianus und der

gottesfürchtige Kaiser Karl, sein geliebtester Sohn und Zögling in Christo, leben in guter Einigkeit mit einander. Sein wahrhaft christliches Edikt gegen den Lutherischen Unglauben, das einem solchen Kaiser wohl ziemte, hast Du Dich nicht gescheut zu brechen mit schwerer Beleidigung und Geringschätzung seiner Majestät. Wir wollen so übel nicht thun, daß wir die, welche vor Zeiten der Papst Adrian und der große Kaiser Karl geboren haben, wollten unter den Schismatikern und ketzerischen Tyrannen, durch Trennung und Zerrüttung verderben lassen. Darum bekehrt euch wieder und thut Buße, Du und Deine unseliglich verführten Sachsen, ihr wollt denn beide Schwerdter, das päpstliche und das kaiserliche nach einander erfahren.“ —

In einem solchen Tone schrieb ein übermüthiger Priester an einen der angesehensten Churfürsten des deutschen Reiches.

Aber schrecklicher erhob nun auch der Fanatismus sein Haupt, und ließ immer ungescheuter seine Wuth aus mit Gefängniß, Hängen, Köpfen und Brennen. Marheinecke, Geschichte der deutschen Reformation, Th. 2, S. 49, spricht sich darüber in folgenden Worten aus: „in Schwaben wüthete im

Jahre 1524 ein wahnsinniger Ketzermeister, Namens Reichler, der die Lutheraner, wo er sie fand, besonders die Prediger, an die nächsten Bäume hängen ließ. Im Elsaß wurde mit Hinrichtungen gegen die Evangelischen verfahren. Die Städte Wien, Ofen, Prag waren Zeugen der blutigen Schauspiele von Enthauptungen und Scheiterhaufen. Auch über die Stadt Magdeburg wurde wegen ihres so kühnen muthigen Bekenntnisses zum Evangelio viel Trübsal in diesem Jahre verhängt. Zu Dietmar wurde in demselben Jahre Heinrich von Zütphen ein theures Opfer der Wahrheit. Zu Bremen, wo er vorher gestanden, vielfältig verfolgt von Pfaffen und Mönchen, wurde er zu Dietmar freudig aufgenommen, wiewohl ihn seine Gemeinde nicht wollte ziehen lassen. Das Märtyrerthum dieses Mannes hat Luther beschrieben*). Noch ehe er verbrannt wurde, setzte man ihn mit Stößen und Schlägen zu. Wohl zwei Stunden stand er im bloßen Hemde, empfing die schmerzlichsten Wunden, sah mit aufgehobenen Augen gen Himmel, ehe das Feuer recht brennen wollte: welches alles der gottselige Märtyrer mit schöner Geduld und Standhaftigkeiterlitt."

*) S. Walch XXI. S. 94.

Nirgends aber wüthete der Fanatismus grimmiger, als in den östreichischen Staaten, wo Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, ein ächter Jesuitenzögling, trotz des zu Augsburg 1555 geschlossenen Religionsfriedens, ein Mandat ausgehen ließ, das alle bisherigen Verfügungen gegen die Lutheraner an giftiger Verfolgungswuth übertraf. „Welche des Herrn Nachtmahl, wie sie es nennen“, so heißt es unter andern darin „also begehen, daß sie Brod und Wein einander reichen und nehmen, die sollen als Ketzer, an Leib, Leben und Gütern gestraft werden, auch die Häuser, worin solches begangen, confisciret oder nach unserm Gefallen zu ewigem Gedächtniß nieder gerissen werden.“ Welche Greuel, in Folge dieses fanatischen, von dem giftigsten jesuitischen Ketzerhasse eingegebenen Decrets, an den unglücklichen Lutheranern verübt wurden, läßt sich erachten.

Wir lassen jedoch diese hier jetzt unberührt, weil leider! die noch so junge protestantische Kirche, nach dem Vorbilde der verlassenen katholischen Schwester, in ihren Satzungen den allein seligmachenden Glauben suchend, und jeden Andersgläubigen, wie jene, als ein Kind der Hölle verdammend, uns Gelegenheit gibt, auch von ihr Dinge zur Sprache zu

bringen, die uns mit tiefer Betrübniß erfüllen, gleichwohl aber als warnendes Beispiel für die protestantischen Glaubenseiferer unserer Zeit, hier nicht übergangen werden dürfen.

3.
Calvin und Michael Servede.

Es war im Jahre 1531 als Michael Servede, gewöhnlich nach der Gewohnheit der damaligen Zeit mit einer lateinischen Endung seines Namens Servetus genannt, ein, des Glaubens wegen, aus seinem Vaterlande Spanien entwichener Arzt, der die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben von der natürlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten, so wie von der Unzulänglichkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit, weder mit der gesunden Vernunft noch mit der heil. Schrift glaubte reimen zu können, in Frankreich ein Buch herausgab unter dem Titel **de trinitatis erroribus**, welchem er 1553 ein anderes, **christianismi restitutio** betitelt, folgen ließ. Mit dem Genfer Reformator, Calvin, hatte

er schon früher sich in Verbindung gesetzt, auch ihm die letztere Schrift, in welcher er einige Lehrsätze der Protestanten hart tadelte*), im Manuscripte zugeschickt. Das war die Quelle seines Unglücks.

Genöthiget, sich, als ein der Ketzerei Verdächtiger, von Paris, wo er medizinische Vorlesungen gehalten hatte, zu flüchten, ging er nach Vienne, woselbst der Erzbischof, Peter Palmier, der ihn schätzte, ihn in seinem Palaste verbarg. Hier lebte er unter dem Namen Villeneuve, unter welchem auch das Buch **christianismi restitutio,** dasselbe, das er dem Genfer Reformator in der Handschrift zugeschickt hatte, erschien. Unglücklicher Weise erhielt aber ein katholischer Zelot durch einen Genfer Nachricht über seine Autorschaft und seinen wahren Namen, und dieser hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als dem Ketzergerichte zu Vienne Anzeige zu machen. Servede wurde vorgefordert, gewann jedoch so viel Zeit, daß er alle verdächtige Papiere über die Seite bringen konnte, so daß die Richter bei der Nachsuchung nichts

*) Restitutio pag. 22. Pro uno Deo habetis triplicem Cerberum, pro fide vera habetis fatale somnium, et opera bona divitis esse inanes picturas. Christi fides est vobis merus fucus nihil efficieque, homo est vobis merus truncus, et Deus est vobis servi arbitrii chimaera.

Ketzerisches fanden. Demungeachtet mußte er ins Gefängniß wandern, welches indessen anfänglich noch so gelinde war, daß er Gelegenheit fand, zu entwischen.

Allein sein Proceß wurde auch in seiner Abwesenheit fortgesetzt, und er verurtheilt, bei gelindem Feuer lebendig verbrannt zu werden. Alle seine Habe sollte man einziehen, um die Proceßkosten davon zu bezahlen.

Servede aber war glücklich nach Genf entkommen, wo er einen Monat lang frei umherging, ohne daß ihn Jemand erkannte. Eben stand er im Begriff, ein Schiff zu besteigen, um die Stadt zu verlassen, als er, am 13. August 1553, im Namen des Raths verhaftet wurde. Calvin hatte seine Anwesenheit erfahren, und rechnete es sich zur Ehre, ihn als einen Gotteslästerer und Ketzer verrathen zu haben.

Die nun mit dem Gefangenen, dem ein trauriges Gefängniß zu Theil wurde, angestellten Verhöre wurden nicht durch den weltlichen Richter; sondern durch Calvin und andere Geistliche abgehalten, und waren nichts als förmliche Zänkereien über Glaubenslehren, in welchen Servede, trotz der ihm nicht unbekannten Gefahr, die ihm drohete, bei seinen

Antworten, im Geiste jener Zeit, keine Ehrentitel sparte, womit er seinem Verfolger seine Blindheit und seine Bosheit vorhielt. Lieset man diese Verhöre, welche vollständig auf uns gekommen sind, so weiß man vor Erstaunen über die Glaubenswuth der Genfer Pfarrherren und ihres Chorführers, Calvin, nicht, was man sagen soll. Während bei gewöhnlichen Verbrechern im Verhöre das Geständniß einer Unthat gesucht wird, galt es hier nur, zu erfahren, ob der Inquisit etwas nicht glaube, was die Kirche, oder vielmehr Calvin und Luther, zu glauben gebieten, oder ob er widerrufen wolle, was er, seiner Überzeugung gemäß, geschrieben habe. Servede sagte mit Freimüthigkeit seine Meinung, bekannte sich zu seinen Büchern, meinte, nicht gelästert zu haben, und erklärte, er glaube an die Dreieinigkeit, nur daß er unter „Person" etwas Anderes verstehe, als die neuen Lehrer.

Eine Bittschrift, die er an den Rath eingab, worin er um Freilassung bat, weil er auf Genfer Gebiete nicht gesündiget habe, blieb ohne Antwort.

Indessen erfolgte eine Gesandtschaft von Vienne, die den Ketzer zur Bestrafung zurückforderte. Der Rath ließ ihm die Wahl, ob er folgen, oder in Genf

sein Urtheil abwarten wollte. Er wählte das Letztere Der Arme! Der König von Frankreich hatte sein großes Vermögen einem Herrn von Maugiren geschenkt. Dieser bat, daß Servet angehalten würde, seine Schuldner zu nennen. Er schlug es ab, um so viele Arme nicht in Verlegenheit zu setzen.

Unsern Lesern einen ungefähren Begriff von dem fanatischen Geiste zu machen, von welchem damals die rechtgläubigen protestantischen Theologen getrieben wurden, möge Folgendes dienen: Favel, der College Calvins, und Bullinger, Zwingli's Nachfolger in Zürich, erklärten sich für den Feuertod. Ersterer schreibt in einem Briefe „sehr grausam werden die Richter gegen Christum sein, und wahre Feinde der Kirche, wenn sie nicht durch die entsetzliche Lästerung dieses gottlosen Ketzers, mit welcher er die göttliche Majestät angreift, das Wort Christi zu erschüttern sich bemüht hat, und alle Kirchen zu verderben droht, bewegt werden." Die Obrigkeit zu Zürich, die unter dem 28. Sept. um ihr Gutachten gebeten war, antwortete schon am 2. Oct., daß sie, nach dem Rathe ihrer Geistlichen zur Strenge ermahnen, und in einem Schreiben aus Bern an Bullinger heiße es, daß die Berner Rathsherren, als

sie das Gutachten ihrer Prediger vernahmen, so aufgebracht über Servet waren, daß sie ihn gern auf der Stelle verbrannt hätten. War es ein Wunder, wenn bei dem Aufhetzen solcher Männer der Unglückliche, der zu Genf sich sicherer glaubte, als in dem Frankreich, in welchem die Scheiterhaufen gar nicht aufhörten, zu lodern, zum Feuertode ebenfalls verdammt wurde?

Es war am 27. Oct. des Jahrs 1553 als er, begleitet von Favel, zu jener Richtstätte geführt wurde, auf welcher schon so manches andere Opfer rasender Glaubenswuth sein Leben elendiglich ausgehaucht hatte! Favel versuchte noch auf dem Wege dahin den Armen zu bekehren, und marterte ihn mit Vorwürfen über den Unglauben an die kirchlichen Satzungen. Jesus Christus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme Dich mein! ruft der Unglückliche, als er in die Nähe des Richtplatzes ankommt. Auch diese Worte werden als ketzerisch ihm angerechnet von dem Geistlichen, der ihn begleitet. Er soll sagen, Jesus Christus, du ewiger Sohn Gottes. Calvin tritt zu ihm. Servede will ihn um Verzeihung bitten wegen der heftigen Redensarten, deren er sich gegen ihn bedient habe. Aber auch dieser beginnt seine Bekeh-

rungsversuche und martert ihn damit noch im Angesichte des Todes. Servede antwortet nicht.

Die Bitte, daß die Feuerstrafe in Tod durchs Schwerdt möge verwandelt werden, welche er fußfällig den versammelten Richtern vortrug, beantwortete Favel mit der Erklärung, er müsse erst seine Unthat bekennen, eher könne keine Gnade erfolgen. Ich leide unschuldig, rief Servede.

Angekommen auf der grausenvollen Stätte, erblickte er einen Pfahl mit Eichenholz umgeben, an welchem noch die Blätter saßen. Er warf sich nieder bei dem Anblicke und betete still. Dann wurde er auf einen Block gesetzt, der am Pfahle stand. Seine Füße hingen zur Erde. Der Leib wurde mit einer Kette an den Pfahl gebunden, der Hals mit einem Stricke an diesem mehremale befestiget. Auf seinen Kopf drückte man einen Kranz von Stroh und Laub, der mit Schwefel bestreuet wurde. Das Buch, das die Ursache seines Unglücks war, wurde an seinen Leib befestiget. Darauf bat er die Henker seinen Leiden ein Ende zu machen.

Jetzt zündeten diese das Feuer an, daß die Flammen den Gemarterten rund umkreiseten. Da schrie er so fürchterlich, daß alle Anwesenden erbebten. Das

Holz war nicht trocken und das Feuer brannte deswegen so schlecht, daß der Unglückliche entsetzlich gemartert wurde. Länger, als eine halbe Stunde währte sein Leiden und sein herzzerreißendes Wehgeschrei, und die Prediger der Religion der Liebe hörten es an, und freueten sich, zur Ehre Gottes einen Ketzer verbrannt zu haben, der nur an einen einzigen Gott glauben wollte. Zuletzt schrie dieser mit gewaltiger Stimme: Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein! Als die Sonne am herbstlichen Himmel am höchsten stand, hatte er ausgeduldet, und still, mit Entsetzen über die Gräuelthat seiner Seelsorger erfüllt, verließ das Volk die grausenvolle Stätte.

Zur Ehre der Menschheit darf es nicht verschwiegen bleiben, daß, obwohl Beza und Melanchthon das Geschehene billigten, doch von vielen milder gesinnten Männern die fanatischen Urheber der That, und besonders Calvin, den schärfsten Tadel erfahren mußten. Dieser aber ließ die, gegen ihn erscheinenden bittern Schriften auch nicht ohne Antwort, und den unverantwortlichen Mord nicht ohne Rechtfertigung. Er sowohl als Beza suchte die Welt zu belehren, daß Ketzer mit Feuer und Schwerdt zum rechten Glauben gezwungen und gestraft werden müß-

ten *). Wirklich schien dies eine Lehre des protestantischen Kirchenrechts geworden zu sein. Merkwürdig genug; da die neuen Lehrer sich über das Köpfen, Hängen, Verbrennen ihrer Glaubensbrüder in katholischen Ländern bitter beschwerten, ohne zu bedenken, wie sehr ihre eigene fanatische Handlungsweise das Verfahren der katholischen Glaubensgenossen in seinem vollen Rechte erscheinen ließ, und wie wenig sie Ursache hatten, das an den Freunden des alten Glaubens zu tadeln, was sie selbst, die von Jenen Angefeindeten und Verfolgten mit gleicher Wuth zu verüben, sich nicht scheueten. Auffallender noch muß es dem unbefangenen Beobachter erscheinen, daß die verschiedenen Partheien der von der alten Kirche Abgefallenen immer nur gegen die, von ihrer eigenen Richtung abweichenden Protestanten, nie aber gegen Katholiken mit solcher Wuth verfuhren, da doch kaum ein Unterschied in ihrer Lehre vorhanden war, wenn nicht in der vom Abendmahle. Zwingli fand im Brod und Wein Erinnerungszeichen, während Luther

*) Calvini expositio errorum Serveti, ubi docetur, jure gladii coërcendos esse haereticos. 1554. Bezae de haereticis a civili magistratu puniendis libellum, adversus Martini Belli forraginem et novorum Academicorum sectam. 1554.

sich der katholischen Satzung näherte, indem er lehrte, in, mit, und unter dem Brod und Weine empfange der Christ den Leib und das Blut Jesu, und die Anhänger Zwingli's für Besessene erklärte. Sacramentirer, Sacramentsschwärmer waren die Ehrentitel, die von den Lutherischen ihnen beigelegt wurden. Auch sprachen sie gern vom Sacramentsteufel' wenn sie ihren Abscheu gegen ihre Lehre recht zu Tage legen wollten.

4.
Lutherischer Fanatismus.

Haben wir daher im Vorhergehenden ein Pröbchen calvinistischer Glaubenswuth gesehen, so erfordert es wiederum die Unpartheilichkeit, daß wir danach fragen, wie es denn in dieser Hinsicht unter den Lutheranern ausgesehen habe.

Luthers Wuth gegen die Reformirten — so nannten sich die Anhänger Calvins und Zwingli's gern — war auf seine Nachfolger und Schüler übergegangen, — in einem solchen Grade, daß jene von diesen aufs Grimmigste gehaßt und verfolgt wurden,

und daß die lutherischen Fürsten, auf den Rath ihrer Hofprediger, die an die Stelle der katholischen Beichtväter getreten waren, und die Gewissen der Fürsten eben so beherrschten, wie jene, lieber mit Katholiken, als mit Reformirten ein Bündniß eingehen wollten. Unglaublich, aber buchstäblich wahr ist es, daß diese Fürsten bei der drohendsten Gefahr, von des Kaisers Übermacht sich selbst und die neue Lehre gänzlich unterdrückt zu sehen, dennoch die angebotene Verbindung mit denen des reformirten Bekenntnisses nicht eingehen wollten, weil ihre Hofprediger im Bündnisse mit dem Sacramentsteufel Gefahr für die Seligkeit witterten. Und so war es der Fanatismus dieser Geistlichen, der eben die Lehre, der sie selbst anhingen, an den Rand des Untergangs brachte.

Doch empörender noch und verabscheuungswürdiger erscheint uns die Lutherische Glaubenswuth in mehren Thatsachen, von denen wir nur einige, als besonders bezeichnend, für die Fanatiker unserer Zeit hervorheben wollen.

Als Eduard VI. in England regierte, war auch dort eine Reformation im Geiste Zwingli's und Calvins zu Stande gekommen, oder vielmehr erst angefangen. Als aber nach dessen Tode die fanatisch

katholische Marie seine sechzehnjährige liebenswürdige Nachfolgerin, Johanne Gray, mit Vater, Gemahl und vielen Großen auf der Blutbühne hatte sterben lassen, um sich dadurch auf dem Throne zu befestigen, wurden die Reformirten mit Feuer und Schwerdt verfolgt, der Erzbischof Cramer, als Anhänger und Beförderer des neuen Glaubens, verbrannt, und die bei ihrem Glauben Beharrenden sahen sich genöthiget, um dem Feuer zu entgehen, aus dem Lande zu fliehen.

Zu diesen gehörte die reformirte Gemeinde zu London. Sie ergriff mit ihrem Prediger, Johann von Lasco die Flucht, und schiffte sich im December 1553, hundertundfünfundsiebenzig Personen an der Zahl ein. Stürme nöthigten die Schiffe, in den Hafen von Helsingör einzulaufen. Das Wetter war entsetzlich, der Winter strenge; dennoch erhielten die Unglücklichen, weil sie in der Abendmahlslehre von den Lutheranern abwichen, Befehl, sich sogleich wieder einzuschiffen. Sie baten und fleheten, daß man sie doch nur den Winter über dulden möge! Vergeblich! Mit Gewalt brachte man die Widerstrebenden zum Theil ins Schiff, und nur mit großer Mühe erhielten einige Frauen, mit ihren Säuglingen an der

Brust, Erlaubniß eine mildere Witterung abwarten zu dürfen.

Sie wandten sich nach Hamburg. Auch hier wurden sie fortgewiesen. Der fanatische Hauptpastor Joachim Westphal, wußte es beim Stadtrathe dahin zu bringen, daß sie kaum die Schiffe verlassen durften. Nur Lasco's Kindern wurde der Aufenthalt in der rein lutherischen Stadt bis zum Frühjahre, aber auch nicht länger, gestattet. Westphal nannte die Verfolgten Märtyrer des Teufels, Bugenhagen wollte sie gar nicht für Christen erkennen, und die wüthenden Lutherischen Pastoren vertrieben sie allenthalben, wohin sie kamen um Zuflucht zu suchen. Aus einer Stadt in die andere fliehend, fanden sie zuletzt in Danzig noch eine bleibende Stätte. Lasco selbst ging nach Emden, wo die Gräfin Anna von Oldenburg ihm eine ehrenvolle Aufnahme gewährte. Westphal fuhr indessen fort, gegen sie zu schreien, und forderte auch die Geistlichen in Frankfurt, wo sie eine Zeitlang Zuflucht gefunden hatten, auf, sie zu vertreiben. Als Lasco ihm in einem Schreiben sein Betragen vorhielt und ihm vorwarf, daß er als Diebe, Mordbrenner und Giftmischer sie verfolge, ließ er den Brief mit seiner Antwort drucken, worin

er öffentlich erklärte, wie er sie nicht nur als Diebe, Mordbrenner und Giftmischer; sondern als noch viel schädlichere Menschen anklage, die mit falschen Lehren die Seelen verdürben. Das Alles aus dem Grunde, weil diese Leute im Brod und Wein des heiligen Mahles nicht den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi zu erkennen vermochten; sondern darin nur Erinnerungszeichen sahen; obgleich die heilige Feier ihnen eben so theuer und wichtig war, als den strengsten Lutheranern.

Der grimmigste Feind der Reformirten, der bissigste Vertheidiger des ächten Lutherthums, der furchtbarste lutherische Ketzerriecher jener Zeit war der Jenaische Professor, Matthias Flacius Illyricus, gewöhnlich Flacius genannt. Dieser veranlaßte ein herzogliches Edict *) wider alle sogenannten Neuerungen, das unter dem Namen des Confutationsbuches in Thüringen symbolisches Ansehen erhielt. Zur Aufrechthaltung desselben bildete er mit einigen andern gleichgesinnten Theologen eine Art von Inquisitionsgericht, vor welchem auch Nichtgeistliche erscheinen mußten, bevor sie zu einer Gevatterschaft zugelassen wurden, um ihren

*) Confutatio et condemnatio praecipuarum corruptelarum, sectarum et errorum etc.

Glauben prüfen zu lassen. War dieser nicht dem Buchstaben des Lutherthums gemäß, erschien er in einem von den Irrthümern, welche das Confutationsbuch verdammte, befangen, so wurden sie nicht nur von der Gevatterschaft zurückgewiesen, sondern auch vom ehrlichen Begräbnisse ausgeschlossen.

In Jena lehrte damals, d. h. im Jahre 1559, der berühmte Rechtsgelehrte Matthäus Wesenbeck. Dieser wurde von dem Professor Strigel gebeten, sein neugebornes Söhnlein über die Taufe zu halten. Sobald dies dem betreffenden Pfarrer angezeigt war, ließ ihn der Superintendent Balthasar Winter zu sich auf die Pfarre fordern. Hier sagte er ihm, in Gegenwart seiner beiden Diakonen: er, Wesenbeck, habe sich noch in keiner öffentlichen Disputation für das Confutationsbuch erklärt, es sei daher zu besorgen, daß er zu dessen Widersachern gehöre. Damit er also, als ein christlicher Taufzeuge, für den Täufling recht beten könne, möge er zuvor bekennen, was er von dem Buche halte. Wesenbeck erklärte, er sei Jurist, habe sich in theologische Händel nie gemischt, und es sei auch in den academischen Statuten nichts, als die Augsburgische Confession vorgeschrieben. Winter erwiderte, die Vorrede der Confutation verbinde alle Professoren

zur Anerkennung derselben, also auch ihn. Wesenbeck entgegnete, er habe die Confutation nicht gemacht, könne sie also weder billigen noch mißbilligen, überdieß habe er wohl gewußt, was er zu glauben habe, ehe er nach Jena gekommen sei, also möge man ihn mit dem neuen Gezänke verschonen und in Ruhe lassen. Nichts destoweniger stellten die Glaubenswächter ein förmliches Examen mit ihm an, und fragten ihn, was er vom freien Willen, vom Synergismus und andern nutzlosen theologischen Streitpunkten halte. Allein Wesenbeck ließ sich darauf nicht ein, sondern erklärte, er bleibe bei der Augsburgischen Confession. Da schickten sie zu den Professoren Musäus und Wigand und ließen diese bitten, zu kommen, um zu hören, was sie zu der Verhandlung sagten. Aber Wesenbeck erklärte ihnen rund heraus, wie er es für genug halte, wenn er den Priestern Rede stehe über seinen Glauben, mit ihnen habe er nichts zu schaffen. Jetzt erfolgte das Urtheil: „sie könnten ihn mit gutem Gewissen und ohne Ärgerniß nicht zur Taufe stehen lassen." Strigel mußte sich mit zwei Gevattern begnügen.

Salig, vollständige Geschichte der Augsburgischen Confession, aus welcher vorstehende Darstellung ent=

nommen ist, sagt Seite 631: „es war also zu Jena, welche doch eine rechte lutherische Universität sein sollte, ein verwirrter Zustand. Die Studenten waren in Factiones zersplissen, und da sie hätten zur wahren Frömmigkeit und Erkenntniß der göttlichen Hauptwahrheiten angeführt werden sollen, hörten sie nichts, als lauter Zänkereien, und wurden zu Jena lauter Zeloten gezogen, die ein solches unbändiges Wesen mit nach Hause brachten, und auf den Kanzeln, wenn sie zum Amte kamen, anstatt anderer heilsamer Lehren, nur wider die Ketzer und Corruptelen eiferten und losdonnerten. Die Theologen hatten mit den Priestern eine Bande aufgerichtet, und fingen eine rechte Tyrannei über die Gewissen, wie im Papstthume, an."

Das erwähnte Confutationsbuch war hauptsächlich gegen Melanchthon und die Anhänger seiner mildern Ansicht gerichtet. Ganz besonders wurde darin der Synergismus verdammt, als eine absurde und gottlose Meinung. Zum bessern Verstehen jenes Wortes für Nichttheologen nur Folgendes:

Die rechtgläubigen Nachtreter Luthers lehrten: „obgleich der Mensch freien Willen hat in bürgerlichen Dingen, so daß er damit ein äußerlich ehrbares

Leben führen, und eine bloße Legalität, ohne die religiösen Beweggründe, welche unseren Handlungen den Werth der Tugend geben, üben kann; so ist er doch von Natur nicht fähig, göttliche Dinge zu erkennen, und eine wahre Tugend zu üben, welche in der Liebe zu Gott ihren Ursprung hat, sondern trachtet vielmehr nach dem, was Gott mißfällt, widersteht dem göttlichen Willen, kann auch zu seiner Besserung und Bekehrung nichts beitragen. Durch die göttliche Gnade aber kann er zum Wohlgefallen an dem Bessern bekehrt werden, und nach der Bekehrung zugleich mit der göttlichen Gnade, aber nicht mit natürlichen Kräften, sondern durch neue, vom heil. Geiste ihm mitgetheilte Kräfte, das Gute wollen, und am göttlichen Gesetze Wohlgefallen haben."

Diejenigen dagegen, welche Melanchthons Meinung anhingen, behaupteten, daß der Mensch freilich durch Adams Fall von seiner Reinheit tief herabgesunken und von Natur geneigt zur Sünde sei, daß aber nichts desto weniger seine natürlichen Kräfte nicht so durchaus zerstört und vernichtet wären, daß er bei seiner Bekehrung der anregenden und helfenden göttlichen Gnade nicht sollte die Hand reichen und mitwirken können. Diese freiere Richtung nannte

man Synergismus und ihre Anhänger Synergisten, von einem griechischen Worte, das auf Deutsch soviel als „mitwirken" bedeutet. Einer ihrer angesehensten Vertreter war der Jenensische Professor und College des schon genannten Flacius, Victorin Strigel.

Dieser, ein höchst liebenswürdiger, und seiner feinen Sitten wegen überaus beliebter Mann, weigerte sich, das Confutationsbuch zu unterschreiben, und äußerte seine Meinung bei einem Zusammentreffen mit Matthias Flacius auf dem Herzoglichen Schlosse zu Jena, in Gegenwart Herzog Johann Friedrichs II. auf eine recht freie und lebhafte Weise. Da wurde von den beiden Gegnern nicht gestritten, sondern gezankt. Strigel nannte seinen Widersacher den Baumeister einer neuen Theologie, einen Sykophanten, einen Feind der Augsburgischen Confession. Allein diese offene Erklärung seiner Ansicht hatte für ihn sehr traurige Folgen.

Es war am zweiten Ostertage des Jahrs 1559 als zwischen zwei und drei Uhr Morgens hundert Hackenschützen und funfzig bis sechzig Mann Reiterei, von Weimar gesandt, in Jena einzogen, vor Strigels Wohnung rückten, und mit Zimmeräxten die

Thür einschlugen. Dieser, sammt seiner Gattin vor Schrecken im Hemde aus dem Bette springend, lief den Eingedrungenen entgegen, und fragte, was es gebe, ob Feuer sei? Was sollts geben, war die Antwort, wir sind da, und wollen Dich losen Bösewicht dahin führen, wohin du gehörst! Dieser ersten folgten mehre pöbelhafte Anreden, und Mißhandlungen der unschuldigen Frau, welche zu erzählen, der Anstand verbietet. Der erschrockene geängstete Mann aber, dem man kaum die Zeit ließ, seine Blöße zu bedecken, wurde halb nackt auf einen Leiterwagen geworfen und auf die Leuchtenburg geschleppt. Ein gleiches Schicksal erduldete zu derselben Zeit von einer Abtheilung dieser Kriegsknechte der greise Superintendent Andreas Hugel, der mit dem größeren Theile der academischen Bürger auf Strigels Seite stehend, sich geweigert hatte, das Confutationsbuch in der Kirche vorzulesen und dem Volke zu erklären. Die ganze Procedur war mit der größten Heimlichkeit betrieben, weil man fürchtete daß Strigel, gewarnt werden und entfliehen könnte. Einige Tage nachher wurden beide Opfer des Fanatismus auf den Grimmenstein in enge Haft gebracht. Niemand wagte es, dem Fürsten Vorstel-

lung gegen dies Verfahren zu machen, das ganz Jena in die größte Aufregung versetzte; zumal noch über hundert Mann Büchsenschützen dort eingelegt wurden, um die Studenten im Zaum zu halten, von denen man Unruhen befürchtete.

Flacius war die Veranlassung zu dieser Mißhandlung eines der edelsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, dessen Verbrechen darin bestand, daß er seine Vernunft nicht verläugnen, und die krassen Glaubensvorschriften des Confutationsbuchs, die weder biblisch noch vernünftig waren, weder anerkennen noch unterschreiben wollte.

Jener Fanatiker schrieb Alles nach Weimar, was Strigel sprach oder that, und sein Anhang am dortigen Fürstenhofe wußte es dem Herzoge so vorzustellen, als ob dieser es mit den chursächsischen Theologen gegen die Herzoglichen hielte, und setzte dem Fürsten viel von den politischen Gefahren in den Kopf, welche für den Staat mit der Weigerung, das vielgenannte Buch zu unterschreiben, in Verbindung stehen sollten. Ja, so weit ging die Bosheit der Frömmler jener Zeit, daß, wer der Confutation widersprach, leicht als Majestätsverbrecher oder Verräther angesehen werden konnte. Schon damals kannte

man also die Tactik, Männer, welche der Vernunft die Ehre gaben, und, den Fortschritten der Wissenschaft gemäß, die heilige Schrift nicht in allen Stücken so erklärten, wie Luther sie erklärt hatte, den Fürsten als gefährliche Neuerer zu verdächtigen, und ihren Bestrebungen, die blos der Wissenschaft und der richtigen Erklärung der Bibel, im Sinne und Geiste der heiligen Schriftsteller galten, politische Tendenzen, woran sie nie gedacht haben konnten, unterzuschieben!

Flacius aber schämte sich auch nicht, in seiner Darstellung dieser Thatsache zu sagen: „Endlich ist von dem Fürsten, ohne unser Wissen und Zuthun Strigel gefangen hinweggeführt worden.“ Ein berühmter Gottesgelehrter jener Zeit gibt in einem Schreiben an den Herzog Albrecht von Preußen folgende Ansicht jener Begebenheit: Hätte er, Strigel, sich des Amsdorf und Flacius Calumnien wollen gefallen lassen, so wäre er der liebe Sohn gewesen! Gott tröste die frommen, heiligen Leute (Strigel und Hugel) und wehre und steure den Teufelskindern (Flacius und Genossen) welche die jungen Fürsten auf solche Umwege führen.“

Flacius selbst ging zu dem Gefangenen, zu versuchen, ob er ihn bekehren könne, aber vergeblich!

Nichts desto weniger wurde Strigel nach viermonatlicher Haft in sein Haus zurückgebracht, mit dem Befehle, dem er eidlich nachzukommen sich verpflichten mußte, seine Wohnung nicht zu verlassen, er habe denn gegen seine Ankläger sich verantwortet. Er war also immer noch ein Gefangener, der sein Gefängniß nur mit einem andern vertauschte. „Da indessen seine Gefangenschaft sich in die Länge zog," schreibt Flacius selbst von dieser durch ihn veranlaßten Begebenheit, „die ärgerliche Geschichte zu mancherlei Reden Veranlassung gab, und wir wohl sahen, daß Irrthümer nicht durch äußere Gewalt ausgerottet werden können, so lagen wir lange und dringend den Fürsten mit Bitten an, daß er eine öffentliche Disputation veranstalten möge, damit Strigel Gelegenheit bekäme, seine Meinung über jene Streitigkeiten öffentlich aus Gottes Wort zu vertheidigen."

Diese Disputation ging vor sich auf dem Schlosse zu Weimar im Jahre 1560 und währte vom 2. bis zum 9. Aug. in Gegenwart der fürstlichen Brüder*) und ihrer Räthe, und der Superintendenten, Pastoren und Studenten, welche von Leipzig, Wittenberg

*) Der Herzog Johann Friedrich VI. regierte mit seinen zwei Brüdern gemeinschaftlich.

und Jena dorthin strömten, und vieler anderer Personen vom Hofe und aus der Stadt. Es war dies die berühmte Weimarsche Disputation, bei welcher Flacius, in die Enge getrieben, durch Victorins Schluß: die Substanz kann durch das Accidens nicht verdorben werden, der freie Wille ist eine Substanz, folglich kann die Erbsünde, welche nichts, als ein Accidens ist, ihn nicht verderben, sich zu der ungeheuern Behauptung im Eifer des Streits hinreißen ließ: die Erbsünde sei eben die Substanz des Menschen, und der Mensch also nichts, als ein Block oder Stein!

Nach beendeter Disputation, die freilich nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte, dankte der Herzog dem Flacius, daß er die wahre Meinung aus dem göttlichen Worte bewiesen habe, und versuchte bald nach dem vergeblichen Wortgefechte, die beiden Gegner mit einander zu versöhnen; allein Flacius ließ sich von seinem Anhange belehren, daß man mit Ketzern keine Gemeinschaft haben könne, und bestand auch bei einer zweiten Zusammenkunft, die auf des Herzogs ausdrückliches Verlangen zu Weimar angestellt wurde, darauf, daß Victorin Strigel

seine ketzerischen Meinungen zuvor widerrufen müsse. Da nun dieser sich dazu nicht verstehen konnte, so war auch dieser Versuch ein vergeblicher.

Jetzt herrschten in Jena die rechten Zionswächter, Flacius, Wigand, Juder, Musäus und Winter, mit seinen beiden Diaconen, und wütheten grimmig gegen Alle, die nicht aufs Genaueste im Glauben mit ihren Satzungen vom Abendmahle, von der Gnade, vom freien Willen übereinstimmten. Gleich spanischen Ketzerrichtern forderten sie vor ihr Gericht Jeden, bei dem sie abweichende Meinungen witterten, schlossen von Gevatterschaften aus, und verwiesen vom heiligen Abendmahle Vornehme und Geringe. Bald aber erhoben sich Klagen über Klagen gegen die Glaubenswächter und ihre Ketzerriecherei, gegen ihr Toben auf den Kanzeln, gegen ihre unerträgliche Gewissenstyrannei, gegen ihre Eingriffe in das Familienleben, und ihre Störung des Friedens unter den Lehrern, wie unter den Studirenden zu Jena. Eine unglaubliche Verwirrung hatte sich aber auch über das ganze Land verbreitet, und ein Krieg Aller gegen Alle brachte die Universität an den Rand des Verderbens.

Da gingen dem Fürsten die Augen auf. Länger

konnte dem Unfuge nicht zugesehen, länger die Wuth*) der Theologen nicht geduldet werden. Erst wurde die Güte versucht, dann ergingen schärfere, drohende Befehle, Ruhe und Frieden zu halten, und das Schimpfen und Toben auf den Kanzeln zu meiden. Die Herausgabe von Zankschriften wurde untersagt, den grimmigsten Lärmbläsern die Kanzeln verboten, und aus landesväterlicher weiser Vorsicht ein eigener Kirchenrath zu Weimar angeordnet zur Dämpfung der kirchlichen Unruhen, die den Frieden aus dem Lande hinwegnahmen, und der Universität Jena einen so üblen Ruf zuzogen, daß auswärtige Väter Bedenken trugen, ihre Söhne in dies Wespennest zu schicken. Da wandte die volle Wuth der Fanatiker sich gegen den Landesherrn; er sei werth, riefen sie, mit öffentlichen Kirchenstrafen belegt zu werden, weil er dem heiligen Geiste das Maul verbinde, gaben der weltlichen Obrigkeit Schuld, daß sie das Reich Christi zerstören wolle, und widersetzten sich so hartnäckig allen Befehlen und Verordnungen, durch welche Johann Friedrich den Frieden herzustellen suchte, daß der Herzog sich gezwungen sah, sie von ihren Ämtern

*) Rabies theologorum nannte man damals das Toben der Orthodoxen.

und aus dem Lande zu weisen. Flacius vor allen, der Superintendent Winter mit seinen beiden Diaconen, und einige andere der wüthendsten Schreier, erfuhren dies harte Schicksal. Es war mitten im Winter als das Absetzungs- und Verweisungsdecret eintraf. Flacius hatte zwölf Kinder. In Rücksicht auf diese starke Familie wurde ihm auf seine Vorstellung gestattet, bis zum Frühjahr zu bleiben. Dann aber zog er von dannen, verlassen von seinen Freunden, unstät und flüchtig, nirgends eine bleibende Stäte findend, ein trostloses, trauriges Leben führend bis an seinen Tod, der im Jahre 1575 erfolgte.

Bei alle dem sah Strigel seine Sache nicht eher erlediget, bis eine von ihm verfaßte Declaration seines Glaubens durch zwei, vom Herzog Christoph von Würtemberg eigends dazu nach Jena gesandte, Theologen geprüft, und für orthodox erkannt worden war. Was etwa daran fehlte wurde von Winters Nachfolger, dem Superintendenten Stössel, ergänzt und berichtiget, und dann die Schrift durch eine Commission von Visitatoren im Lande umhergesandt und allen Geistlichen, als Glaubensprüfung, zur Unterschrift vorgelegt. Fast vierzig derselben verweigerten sie, unter diesen die Superintendenten von Gotha, Weimar und

Altenburg, und sahen sich deßhalb von ihren Ämtern entlassen, zum Theil Landes verwiesen.

Strigel aber wurde, ohne geforderten und geleisteten Widerruf, in seine frühern Ämter und Würden wieder eingesetzt, und freute sich von Neuem der Gnade seines Landesherrn, und der Achtung seiner Mitbürger und Amtsgenossen, nachdem er vier Monat auf der Vestung und drei Jahre im Hausarrest für die Meinung gebüßt hatte, daß der Mensch kein Block sei, daß er wenigstens der ihn bessernden Gnade Gottes entgegen kommen, und der, zum Geben ausgestreckten, Hand eine zum Nehmen hinhalten könne.

Aber seine Declaration, wie viel auch der orthodoxe Stössel, ohne sein Zuthun, um sie völlig rechtgläubig zu machen, daran gebessert, davon gestrichen, oder ihr hinzugethan hatte, war dennoch nicht allen Theologen orthodox genug. Sie schrieen, es sei noch Synergismus darin, griffen sie mit bissigen Schriften an und beschuldigten den Verfasser der Ketzerei, wobei auch der Verbesserer, Stössel, schlecht wegkam.*) Strigel aber ging bald nach seiner Befreiung nach

*) Man nannte seine Zusätze und Erklärungen zu der Strigelschen Declaration superdeclaratio Stoesselii, oder auch Cothurnus Stosselii.

Leipzig, wo er vier Jahre lang sich der gewünschten Ruhe erfreute, bis auch dort lutherischer Fanatismus sie trübte. Als er nämlich bei einer academischen Vorlesung in der Lehre vom Abendmahl sich nicht rechtgläubig genug ausgedrückt hatte, wurde ihm auf Befehl des Universitätsrectors der Hörsaal geschlossen, und da ihm, auf sein Verlangen, die Wahrheit frei lehren zu dürfen, eine abschlägige Antwort gegeben, auch eine deßhalb beim Churfürsten August eingegebne Klage mit Drohungen beantwortet wurde, so verließ er auch Leipzig und ging nach Heidelberg, wo er endlich den Frieden fand, den so oft und so schrecklich fanatische Wuth ihm getrübt hatte. Glücklich pries er sich hier, von einem erleuchteten Fürsten auf kein menschliches Machwerk, sondern einzig auf das göttliche Wort verpflichtet zu sein: denn Unsinn nannte er auf Menschenwort schwören, da alle Menschen dem Irrthum unterworfen wären. Wir aber lernen aus dieser und aus den folgenden Geschichten, daß Fürsten nie schlechter berathen sind, als wenn sie der Leitung glaubenswüthiger Priester sich hingeben.

Caspar Peucer.

Zu denjenigen, welche durch den Fanatismus Lutherischer Glaubenswächter am meisten zu dulden hatten, gehört ohne Zweifel der, als Mensch und Gelehrter gleich ehrenwerthe, Leibarzt des Churfürsten August von Sachsen, Caspar Peucer. Er war Melanchthons Schwiegersohn, in dessen Umgange er außer seinem Fache auch das Studium der theologischen Wissenschaften und insbesondere der Kirchengeschichte lieb gewonnen hatte. Ganz ausgezeichnet aber war seine ärztliche Kunst, wodurch er nicht allein einen großen Ruf als academischer Lehrer, sondern auch als practischer Arzt gewann, und so hoch in der Gunst seines Fürsten stieg, daß dieser ihm mehre Beweise seiner Achtung gab, ja sogar bei der Taufe eines Prinzen ihn zum Gevatter erbat. Bei den Professoren der Universität Wittenberg stand er in einem solchen Ansehen, daß sie ihn nach Melanchthons Tode einstimmig zum Universitätsrector wählten. Auch auswärtige Fürsten, und unter diesen der Freund der Gelehrten, Albrecht von Preußen, schätzten ihn hoch. Doch nicht die

Gunst seines Fürsten, nicht das Ansehen bei seinen Mitbürgern, nicht die Ehre, welche fremde Fürsten ihm erwiesen, konnte gegen die Verfolgungswuth der Lutherischen Fanatiker ihn schützen. Schon lange war er, als Melanchthons Schwiegersohn, dessen freiere Lehrart ihnen ein Gräuel schien, dessen vernunftmäßige Ansicht des Abendmahls und der Lehre von der Gnade sie verdammten, dessen Anhänger sie Philippisten nannten, seines Glaubens wegen verdächtig gewesen, und der hochgeehrte Lehrer der studirenden Jugend, der gesuchte Arzt, der verdienstvolle Rector der Universität, der Freund und Liebling seines Landesherrn, wurde von ihnen angefeindet, wo irgend sich Gelegenheit zeigte. Und sie zeigte sich, als eine neue Auflage von einem vielgebrauchten Lehrbuche erschien, die kaum ans Licht getreten war, als sie auch schon von den Neidern Peucers angefallen und als ketzerisch getadelt wurde, weil sie glaubten, er habe Theil an der Abfassung. Zur Beschwichtigung des Lärms ließen die Theologen zu Wittenberg eine Apologie des Buchs erscheinen*), in der sie die einzelnen

*) Von der Person und Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi, der wahren christlichen Kirche Grundfeste, wider die neuen Marcioniten, Samosatener, Sabellianer, und Monotheleten unter dem Flacianischen Haufen. Durch die Theo=

Punkte, welche angegriffen waren, gegen die Lästerungen der Flacianer zu vertheidigen suchten, und Peucer fand diese so lesenswerth, daß er selbst dem Churfürsten das Buch als ein solches vorlegte, in welchem nichts vorhanden sei, das aus der heiligen Schrift bestritten werden könnte.

Noch schätzte und liebte dieser seinen Peucer zu sehr, als daß das Andringen und Anschwärzen der Flacianer hätte auf sein Herz Einfluß haben können, besonders da er ihre zügellose, blinde Wuth kannte. Allmählich aber drangen die Cabalen und Schelmereien dieser Menschen, die zur Erreichung ihrer Zwecke nichts unversucht ließen, doch durch.

Einer von ihnen, Jacob Andreä, der grimmigste von Allen, der eigentliche Apostel der Ubiquität*), schämte sich nicht, mehre Fürsten mit Briefen zu be-

---

logen von Wittenberg aus der heil. Schrift, aus den Symbolis, aus den fürnehmsten Conciliis und einhelligem Consens aller bewährten Lehrer wiederholt und gestellt zu treuer Lehr und ernster Warnung an alle fromme und gottselige Christen, neben wahrhafter Verantwortung auf die giftigen und boshaften Verläumdungen, so von den propositionibus und dem Catechismo zu Wittenberg ausgangen, und von Vielen dieser Zeit ausgesprengt worden. Vitebergae 1571. 4.

*) Jenes Dogma der strengen Lutheraner, nach welchem der Leib Christi überall nicht blos wirksam, sondern auch substantiell gegenwärtig sein sollte, was man eine absolute Allenthalbenheit, ubiquitas, nannte.

belligen, in welchen er ihnen anzeigte, daß Peucer des Churfürsten Gemüth mit sacramentarischem Gifte gefüllt habe, und wie ein Kettenhund*) Wache vor dessen Zimmer halte, daß Niemand, der anders lehre, hineindringe. Noch Andere schrieen, als Prinz Adolph, den Peucer aus der Taufe gehoben hatte, früh gestorben war, das sei die Rache Gottes dafür, daß ein Calvinist Gevatter bei ihm gestanden. Auch bei des Churfürsten Gemahlin Anna, einer Dame, die, durch die Aufreizungen sächsischer Fanatiker bethört, voll Erbitterung gegen die Melanchthonsche Lehrart war, wurden die Lästerungen und Denunciationen nicht gespart, — und sie fielen auf einen fruchtbaren Boden.

Das zeigte sich, als 1572 eine neue Schrift zu Leipzig zum Vorscheine kam unter dem Titel **de Exegesi perspicua controversiae de coena domini**, welche mit reißender Schnelligkeit verbreitet wurde, und allerdings keinen Zweifel übrig ließ, daß ihr Verfasser von Luthers Meinung sich entfernt und den Calvinischen genähert habe. Sie wurde mit den wüthendsten Schmähungen angefallen, nicht anders, als wenn mit jenem Buche der Umsturz des

*) Sicuti molossus, Andreäs eigene Worte.

Christenthums begonnen habe, und auf des Churfürsten Befehl erfolgten scharfe Untersuchungen gegen den Verfasser. Der erste Verdacht fiel auf den Leipziger Professor Ernst Vögelin, und bald mußte der Beklagenswerthe, aller seiner Habe beraubt, froh sein, daß er in eiligster Flucht mit dem Leben und heiler Haut davon kam. Auf Peucern aber haftete der Verdacht der Mitwissenschaft, und brachte das Gewitter, das längst über seinem Haupte schwebte, zum Ausbruche.

Am 1. April 1574 erhielt der Schloßhauptmann zu Wittenberg Befehl, sich in seine Wohnung zu begeben, Kisten und Kasten zu öffnen, jedes beschriebene Blatt Papier heraus zu nehmen und nach Dresden zu schicken, ihn selbst aber in Verwahrung zu halten, um auf erhaltene Ordre ihn gleichfalls dorthin transportiren zu können. Peucer glaubte diese Ordre nicht erst abwarten zu müssen, sondern begab sich, obgleich krank, auf den Weg nach der Residenz. Hier ließ man im Churfürstlichen Schlosse ihn in ein Zimmer sperren und sorgfältig bewachen, bis er am 9. Tage vor den Ministerrath des Churfürsten geführt wurde, wo einer der Räthe, Lorenz Lindemann, ihn hart anließ und eine vierfache Klage gegen

ihn vorbrachte, die den Geist jener Zeit ganz characterisirt, und deswegen nicht unerwähnt gelassen werden darf.

1. daß er in stillschweigender Verschwörung mit den Calvinisten neue sacramentarische Lehren in Sachsen habe einführen wollen,
2. daß er calvinistische Schriften verbreitet,
3. daß er die Wittenbergischen Theologen zu deren Vertheidigung aufgemuntert,
4. daß er auch auswärtige Gottesgelehrte gegen die sächsischen aufgereizt habe.

Hierauf zog Lindemann einen, von Peucer an den Hofprediger Schütz geschriebenen Brief hervor, worin er diesen zuerst zur Eintracht mit seinen Collegen ermahnte und dann mit den Worten schloß: „Die Wahrheit, welche Ströme vergossenen Blutes in Frankreich und Belgien nicht vertilgen konnten, wird endlich auch in diesen Landen triumphiren", wodurch der Churfürst aufs Empfindlichste beleidiget sein sollte. Unter den auswärtigen Theologen, mit welchen er conspirirt zu haben beschuldiget wurde, nannte Lindemann den berühmten reformirten Prediger Beza. Der Beklagte erwiederte darauf, daß zwischen ihm und Beza allerdings bei dem Wormser Gespräche, dem er mit seinem Schwiegervater Me-

lanchthon beigewohnt, Freundschaft geschlossen sei, daß er aber seit der Zeit kaum drei Briefe, in deren keinem von theologischen Angelegenheiten die Rede gewesen, in sechs Jahren aber gar nichts erhalten habe.

Alle noch vorgebrachten Beschuldigungen waren von gleichem Gewichte. Peucer hatte aber in dem vorerwähnten Briefe von einer Weiberherrschaft in Sachsen geredet, und dieser Ausdruck mochte wohl das schwerste Gewicht gegen ihn in die Wagschale der Gerechtigkeit legen. Denn die Churfürstin war es, die diese Worte auf sich bezog. Auch scheint sie es gewesen zu sein, die bei ihrem, gegen den Calvinismus feindlichen Sinne, verbunden mit dem Ärger über den Tadel ihres Regiments, ein Haupthinderniß der Befreiung Peucers war.

Dieser wurde nach Rochlitz ins Gefängniß gebracht. Hier kam am 17. Febr. 1575 zu ihm Hieronymus Rauscher, Bürgermeister von Leipzig, und verlangte im Auftrage des Churfürsten, daß er gestehe, erstlich welcher Verschwörungen er sich schuldig wisse, mit der Drohung, daß man das Geständniß durch die peinliche Frage zu erzwingen wissen werde; zweitens, mit welchen Theologen und fürstlichen Räthen er Zusammenkünfte und über die streitigen Leh-

ren vom heiligen Abendmahle Unterredungen gehalten habe, und von welchen von diesen er wisse, daß sie seiner Meinung zugethan seien? Endlich fragte er ihn noch, wie er seinem Fürsten treu dienen könne, wenn er in einem solchen Hauptpunkte der Religion von dessen Meinung abweiche? Peucer erwiederte, er habe nie etwas gegen die Person seines Fürsten vorgenommen oder Anschläge gegen denselben gemacht, es sei aber eines Bürgermeisters höchst unwürdig, einen Mann, der von keiner Schuld wisse, durch Drohungen und Furcht vor der Tortur zwingen zu wollen, sein eigner Ankläger zu werden. Was den zweiten Punkt anlange, so habe er seine Ansichten vom heil. Abendmahle nicht etwa aus Calvins Büchern oder aus den Reden Anderer; sondern von seinem Schwiegervater Melanchthon, der mehr als einmal mit Thränen beklagt habe, daß er durch Luthers Autorität und die Wuth seiner Anhänger verhindert werde, auf seinem Standpunkte frei auszusprechen was er denke, obgleich er hin und wieder schon in seinen Schriften offen genug mit seiner Überzeugung hervorgetreten sei. Eben derselbe habe auch noch am Tage vor seinem Tode bestätiget, daß er die seinige für die einzige richtige Meinung halte.

Was den dritten Punkt betreffe, so verletze der Diener, der in gewissen Punkten von dem Glauben seines Herrn abweiche, darum nicht die Treue, die er in andern Dingen ihm schuldig sei, auch könne der kein treuer Diener seines Fürsten sein, der um seiner Gunst willen von der himmlischen Wahrheit weiche, und Gott verlasse."

Rauscher ging weg ohne Hoffnung und Trost für den unschuldig Gefangenen, der nun flehentliche Briefe an den Churfürsten sowohl, als an seine gegen ihn erzürnte Gemahlin schrieb, um Gottes Willen sie bittend, wenn man seine Meinungen im Lande nicht dulden, und seiner ärztlichen Hülfe sich nicht weiter bedienen wolle; so möge man doch wenigstens aus seiner Haft ihn entlassen, und ihm gestatten, außerhalb Landes sich ehrlich sein Brod zu erwerben; aber die rührende Bitte nützte zu nichts. Vielmehr wurden die Leiden des unglücklichen Märtyrers fürstlicher Glaubenswuth noch vermehrt, indem er am 2. Aug. 1576, nachdem nochmals gegen seine Privatüberzeugung aufs Härteste inquirirt war, nach Leipzig auf die Pleißenburg, wie ein Verbrecher, auf einem Wagen abgeführt wurde. Nur sein Sohn Caspar den er allein von allen seinen Kindern bis dahin

bei sich behalten hatte, begleitete ihn dahin, während die übrigen, gehorchend den strengen Befehlen des Churfürsten, bei der vom Gram verzehrten Mutter lebten.

Unbeschreiblich sind die Trübsale, welche Peucer während der zehn Jahre seiner Gefangenschaft zu Leipzig ertragen mußte. Um das Maaß seines Unglücks voll zu machen starb noch vor Gram seine treffliche Gattin, Magdalene, am 12. Sept. 1576; deren Hinscheiden ihm von dem schändlichen Bürgermeister Rauscher, dessen wir eben als eines Abgesandten des Churfürsten an ihn erwähnten, auf eine boshafte, herzzerreißende Art hinterbracht wurde. Überhaupt war es dieser Rauscher, der viel zur Vermehrung seiner Qualen im Gefängnisse beitrug, indem er nicht nur die Befehle des ergrimmten Churfürsten aufs pünktlichste vollzog; sondern auch mit satanischer Freude durch die Art und Weise, wie er sie dem Gefangenen kund that und sie ausführte, immer neue Bitterkeiten hinzuzufügen wußte, und durch eigne Drohungen ihn zu ängstigen bemüht war.

Wir schweigen von den Schrecken seines Gefängnisses, von den Leibes- und Seelenqualen, die er darin empfand, von den fernern Mißhandlungen, die der unwürdige Bürgermeister ihm zufügte, dür-

fen aber, als characteristisch, das Gespräch nicht unerwähnt lassen, welches der Gefangene, in Gegenwart jenes Rauschers, mit zwei Theologen halten mußte, als er in seinen schweren Leiden den Trost des heiligen Abendmahls verlangte. Es wurden nämlich vorher zwei Doctoren der Theologie zu ihm geschickt, nämlich Jacob Andreä, Professor und Kanzler der Universität Tübingen, dessen Namen wir schon nicht eben in Ehren erwähnten, und Nicolaus Selneccer, Professor zu Leipzig, die von seinen Irrthümern ihn überzeugen, und nicht eher zum Genusse des heiligen Mahles lassen sollten, als bis er widerrufen hätte.

Höchst merkwürdig und interressant ist die Beschreibung, welche uns der Verfasser der Schrift, welche wir bei der Schilderung der Leiden Peucers benutzten, von diesem Gespräche macht. Lang und scharf, sagt er, war die Disputation, ein merkwürdiges Schauspiel! Auf der einen Seite Peucer, angegriffen von Körperschwachheit und Krankheit, mit gesenktem Kopfe und schwacher Stimme seine Sache führend, bis er durch wiederholte kränkende Schmähungen heftiger aufgeregt wurde. Da erfüllten mit rauher, kreischender Stimme die Gottesgelehrten die Luft, der Meinung, daß sie um so tapferer kämpften,

je lauter sie schrieen. Insbesondere war es jener Jacob, der, heftig in seinen Ermahnungen und Angriffen, seine Stimme erschallen ließ, wie eine Trompete, während zwischen Beiden in der Mitte Rauscher stand, die Theologen lobend und aufmunternd, Peucern tadelnd und anfahrend, mit den schneidenden Worten: „Herr Doctor schnarcht nicht also; ihr meinet vielleicht, ihr seid noch zu Wittenberg bei euren Studenten, die ihr also überschnarcht habt, da Niemand euch hat widersprechen dürfen: Höret, was der Herr Doctor Andreä sagt, und gebt ihm bescheidentlich Antwort. „Ich will hören, antwortete Peucer, „doch wollt's lateinisch reden, denn ich kann meine Meinung in der lateinischen Sprache besser darthun, als in der Deutschen. Jacob Andreä entgegnete eben so artig und höflich: „Ich habe es darum wollen Deutsch thun, daß der Herr Bürgermeister (wiewohl er der lateinischen Sprache verständig) auch besser und eigentlicher merken könnte, was vor ein erschrecklicher Greuel hinter diesem Irrthum stecke, damit die Kirchen und Schulen dieser Lande geärgert und verunreinigt werden. Sonst gilt es mir eben gleich, Lateinisch oder Deutsch zu reden."

Die Disputation ging zu Ende, ohne daß Peu-

cer, weder durch Ermahnung, noch durch Schmähung, noch durch Drohungen von der Meinung abgebracht werden konnte, die er für die wahre und richtige erkannte. Die Folge davon war, daß das heil. Mahl ihm versagt, er in sein Gefängniß zurückgeführt, und, mit neuen Drohungen und Verwünschungen überhäuft, härter gehalten wurde, als vorher. „Kaum sieben Wochen nach jener Disputation," so erzählt er selbst in seiner Leidensgeschichte, „kam Rauscher wieder zu mir und ließ mich zu sich ins Zimmer holen. Kaum war ich eingetreten, als er, ohne weitere Vorrede, mit grimmigem Blicke und drohender Stimme mich anfuhr. „„Auf alles das, was ihr neulich vorgebracht habt, läßt auch der Churfürst antworten: wenn ihr nicht euch bekehren und in der Lehre der Kirche dasselbe denken und bekennen wollt, was er selbst mit seinen Theologen für bestimmte und feste Wahrheit hält, und hartnäckig bei Eurer Meinung bleibt; so möget ihr in Ewigkeit verderben, und mit allen Teufeln in die ewige Verdammniß stürzen.""

Auch ein demüthiges Schreiben, das er im Jahre 1579 an den Churfürsten sandte, bewirkte keine Änderung in seiner traurigen Lage. Er war nun fest überzeugt, daß sein Tod nahe sei, und

machte daher im Gefängnisse sein Testament, in welchem er die frömmste Gottergebenheit und die herzlichste Liebe gegen die Seinen zu Tage legte.

Vergeblich verwandten sich mehrere Fürsten für den Unglücklichen, unter diesen der Kaiser Maximilian **II.**, der den Churfürsten bat, daß er ihm den Gefangenen zur ärztlichen Hülfe überlassen möge, worauf dieser erwiederte, daß er dessen Hülfe selbst nöthig habe. „Warum haltet ihr ihn denn gefangen, entgegnete der Kaiser, daß er Niemandem nützen kann?“ Weil ich will, daß meine Diener in der Religion denken sollen, was ich denke, antwortete der lutherische Churfürst. „Dahin werdet ihrs nie bringen, war die Gegenrede des katholischen Kaisers, denn nicht über die Geister erstreckt sich unsere Herrschaft, und zum Glauben können wir Niemand zwingen.“

Wollte Gott, des weisen und menschenfreundlichen Kaisers vernünftige Grundsätze hätten sich fortgeerbt auf alle seine Nachfolger! Wie viele Ströme von Menschenblut wären dann weniger vergossen, wie viel Menschenglück weniger untergraben durch die Wuth fanatischer Priester!

So war es denn nicht die Gnade des verblen-

deten, von seinen Hoftheologen in die Banden des Fanatismus geschlagenen Fürsten, auch nicht seine bessere Überzeugung, die ihn am Ende bewog, dem edlen, treuen, glaubensfesten Diener die Freiheit wieder zu geben. Vielmehr geschah dies erst nach dem Tode seiner, gegen den Märtyrer ergrimmten Gemahlin; als der sechzigjährige Fürst sich zum zweiten Male mit der dreizehnjährigen Tochter des Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt vermählte, welche durch ihre Fürbitte, gleich nach vollzogener Hochzeit im Anfange des Jahrs 1586 den greisen Gemahl bewog, nach zwölf Jahren der traurigsten Gefangenschaft Peucern, aus seiner Haft zu entlassen, und zu gestatten, daß er in die Dienste ihres Vaters trat.

Gleich am folgenden Tage ging er, von den Glückwünschen des, in langen Zügen ihm nachsehenden, Volks begleitet, nach Dessau ab, wo er in Ehren und Ansehen, hochgeschätzt von den Fürsten, deren Leibarzt er war, bei viel besserer Gesundheit, als in seinen jüngern Jahren noch sechzehn Jahre lebte, und in dem hohen Alter von 78 Jahren am 25. Sept. 1602 sein Leben beschloß.

Können wir uns nun eines geheimen Schauders beim Anblicke des empörenden Verfahrens ge-

gen einen Mann nicht erwehren, den der Sohn des Fürsten, der ihn so gemißhandelt hatte, selbst für völlig unschuldig erklärte; so erfordert es doch die Unpartheilichkeit, auch der Umstände zu gedenken, unter welchen Churfürst August dahin gebracht wurde, dem früher so sehr hoch geschätzten und geehrten Leibarzt seine Gnade zu entziehen. Da war es nämlich zuerst seine Gemahlin, die eine solche Gewalt über ihn ausübte, daß das Weiberregiment im Churfürstenthume auch in diesem Falle seine traurigen Wirkungen hatte: denn Anna war eine fanatische, von den lutherischen Geistlichen gänzlich umgarnte Lutheranerin, die nur in dem starren Buchstaben des Lutherthums Heil suchte, dazu gegen Caspar Peucer persönlich ergrimmt, weil er in dem erwähnten und aufgefangenen Briefe an den Hofprediger Christian Schütze von einem Weiberregimente gesprochen hatte. Nach ihrer ausdrücklichen Erklärung sollte Peucer, so lange sie lebe, seine Freiheit nicht wieder bekommen, und wir haben gesehen, wie sie Wort gehalten hat. Da waren es aber auch die Priester selbst, mit welchen August viel verkehrte, die ihn in den Banden des Fanatismus hielten, und einen solchen Abscheu gegen die, vom strengen Lutherthum abwei-

chenden Lehren und Ansichten der Calvinisten — besonders im Punkt des Abendmahls — ihm eingeflößt hatten, daß er mehr als einmal sagte: wenn ich wüßte, daß auch nur eine calvinische Ader in mir wäre, so wollte ich, daß sie der Teufel mir ausrisse! War es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn Churfürst August nicht allein die Melanchthonsche Sache fallen ließ, sondern auch seine fürstliche Stellung so sehr vergaß, daß er in den Glaubensstreitigkeiten jener Zeit Parthei nahm, und, als Spielball der ihn umgebenden Flacianer, ganz im Geiste dieser Fanatiker handelte?!

Aber auch zu bedauern ist der irre geleitete Fürst, wenn er bei diesen Glaubenszänkereien, in welche die Theologen ihn mit verwickelten, selbst am Ende nicht mehr wußte, was er glauben sollte, und seine Lage in dieser Hinsicht mit den merkwürdigen Worten schildert: was ich noch glauben und worin ich Ruhe finden soll, weiß ich, so wahr Gott lebt, nicht. Von einem Tage zum andern fädeln meine Priester was Neues ein, locken mich aus einem Irrthume in den andern und verwickeln mich in ewige Zweifel.

Ja, wir wiederholen es: wehe dem Fürsten, der in den Händen der Pfaffen ist. Irgend ein Gespenst haben sie, womit sie ihn schrecken und seine Tage verbittern. Damals hieß dies Gespenst „Kryptocalvinismus“!

Niclas Crell.

Schlimmer noch, als dem endlich aus seiner Gefangenschaft erlöseten Peucer, erging es dem Kanzler des jungen Churfürsten Christians I. von Sachsen, der seinem 1586 gestorbenen Vater in der Regierung gefolgt war. Auch er gehörte zu denen, die die Lehrsätze des strengen Lutherthums zu mildern und es mit dem Calvinismus allmählig zu einigen suchten. Daher verfügte er in Kirchensachen manche Abänderungen, schaffte z. B. Meßgewande, deren die lutherischen Geistlichen sich noch bedienten, und den Exorcismus ab, und bestrafte die Geistlichen, die diesen Neuerungen sich widersetzten. Crell wurde von seinem Landesherrn geschätzt und genoß dessen unbeschränktes Vertrauen. Da aber dieser im Jahre

1591 mit Hinterlassung eines unmündigen Prinzen starb, und nun Friedrich Wilhelm I. von Weimar, als Vormund, die Zügel der Regierung ergriff, gewann alles eine andere Gestalt. Was vorher recht gewesen und belobt war, wurde jetzt unrecht. Ein neues symbolisches Buch ließ der Herzog unter dem Namen Visitationsartikel, im ganzen Lande umher gehen, das mit Eid und Unterschrift angenommen werden mußte. Viele Prediger wurden als Kryptocalvinisten nun ins Gefängniß gesetzt, andere, die entflohen waren, wieder eingefordert, und zum schimpflichen Widerrufe gezwungen, noch andere Landes verwiesen. Jetzt half es dem Kanzler Crell zu nichts, daß sein verstorbener Herr ihn mit seinem Vertrauen beehrt, daß er im Testamente ihn zum Vormunde seines unmündigen Sohnes bestimmt hatte. Kaum war in Herzog Friedrich Wilhelms Hände die Verwaltung der Landesregierung gekommen, als auch gegen ihn der Verhaftsbefehl erlassen, und er gefangen auf den Königstein gebracht wurde. Hier saß er zehn volle Jahre lang, bis ihn Herzog Friedrich Wilhelm im Jahre 1601 enthaupten ließ, da denn die Wittwe des verstorbenen Churfürsten, seine ärgste Feindin, sich nicht schämte, mit ihren Hofdamen der

Hinrichtung zuzusehen. Aber die vormundschaftliche Regierung verfuhr auch so eifrig in der Ausfegung des Calvinismus, daß sie sogar Thurmknöpfe abnehmen ließ, die unter der Verwaltung Crells aufgesetzt waren, aus Furcht, es möchten geheime Anschläge darin verborgen sein. Und der Pöbel stand ihr in solchem Bemühen treulich bei, denn er übte nun das Vergeltungsrecht an allem, was Calvinisch hieß, mit solcher Wuth, daß die Auftritte, die uns aus jener Zeit die Geschichte berichtet, den Gräueln in Tarnowicz und andern katholischen Städten, gegen die Deutschkatholiken verübt, ganz gleich sind.

Jener Justizmord aber um des Glaubens willen war noch der letzte nicht in der protestantischen Kirche. Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte Th. II, S. 484 erzählt: Peter Günther, ein Schlossergesell aus Königsberg, kam auf seiner Wanderung nach Lübeck. Hier sah er im Traume eine Feuersäule und oben drüber einen hellen Stern. Das deutet ihm an, es sei nur ein Gott, und er theilt diesen Gedanken seinen Mitgesellen mit. Diese klagen ihn an, daß er die Gottheit Christi leugne. Die Priester toben. Er wird ins Gefängniß geworfen und vor Gericht gestellt. Der wohlweise Senat der freien Stadt sendet die Acten

an die Universitäten Kiel und Wittenberg. Von Kiel kommt die Antwort, ein Lästerer sei zu tödten nach Gottes Wort, ob dieser aber gelästert habe, müsse man erst untersuchen. Wittenberg aber erkannte, er sei ein Lästerer, weil er wider Christum gelästert habe. Ihm wurde die Strafe des Schwerdts zuerkannt. Und es geschah dieses im October des Jahrs 1687 in der freien Reichsstadt Lübeck.

Ausbrüche des Fanatismus in den Lutherischen Kirchen Deutschlands nach der Promulgation der Eintrachtsformel.

Zur Ehre gereicht es den Lutherischen deutschen Fürsten jener Zeit, daß sie auf die Beilegung der religiösen Zwiste, und auf Herstellung des Friedens unter ihren Geistlichen recht ernstlich Bedacht nahmen. Hätte es von dem guten Willen der Regenten abgehangen, so wäre gewiß aller Fehde ein Ende gemacht worden; aber die **rabies Theologorum**, die rasende Priesterwuth, war nicht zu stillen und zu bändigen. Ihr

Wunsch wurde anscheinend erreicht durch die berühmte, im Kloster Bergen bei Magdeburg zusammengestellte, Eintrachtsformel, gewöhnlich **formula concordiae** genannt, wobei die berühmtesten Theologen der angesehensten protestantischen Fürsten Deutschlands wirksam gewesen waren. Sie sollte den Inhalt der Augsburgischen Confession bestätigen, und nur näher bestimmen, was mit allseitiger Uebereinstimmung dieser Repräsentanten der Geistlichkeit der hauptsächlichsten Lutherischen Länder Deutschlands, als das ächte reine Lutherthum anerkannt werden müsse. Daher der Name **formula concordiae** oder Eintrachtsformel. Aber leider wurde diese Eintrachtsformel, deren endliche Vollendung, nach vielen Zusammenkünften und Berathungen, ungeheure Summen gekostet hatte, eine neue Quelle religiöser oder vielmehr theologischer Zänkereien und noch viel größerer Zwietracht. Sie wurde freilich in alle den Ländern, deren Geistliche sie zusammengestellt hatten, zur Unterschrift vorgelegt, und diejenigen Prediger und Schullehrer, die sie zu unterschreiben sich weigerten, ihrer Ämter beraubt, aber in andern auch gänzlich verworfen. Der König Friedrich **II.** von Dänemark warf sie ins Feuer, und von Seiten der Katholiken sowohl, als der Reformirten,

mußte sie viele und heftige Angriffe erfahren, und fachte so das, unter der Asche stets glimmende Feuer des Sectenhasses zu neuen hellen Flammen an, anstatt Frieden zu stiften; ein neuer schlagender Beweis, daß alle solche Vereinigungsversuche nicht allein ihren Zweck niemals erreichen; sondern immer nur den Riß erweitern und neue Zänkereien veranlassen.

Die Ursachen aber, warum diese Eintrachtsformel ihr Ziel so ganz verfehlte, lassen sich auf folgende zurückführen: zuerst war es die Besorgniß, Chursachsen könne sich in solchen Angelegenheiten zu viel anmaßen, was Regenten und Hofprediger bestimmte, sie nicht anzunehmen. Dann aber auch die starre, ja hyperlutherische Fassung derselben, welche sie dem, bei dem Vereinigungswerke prädominirenden, Würtemberger, Jacob Andreä, zu danken hatte, dem die übrigen Mitglieder, zum Theil mit schmerzlichem Widerstreben sich fügten, welche freier denkende Theologen und Staatsmänner abschreckte. Jedem vernünftigen Laien sowohl als Geistlichen mußte, um nur eins anzuführen, die darin behauptete Ubiquität als ein Ungeheuer von Glaubenssatz erscheinen, das dem gesunden Menschenverstande, wie der heiligen Schrift, gleich stark entgegensteht. Auch würde der Braunschweigi-

sche, bei der Abfassung der Formel wirksame Theologe, Martin Chemnitz, gern eine mildere Erklärung von der leibhaftigen Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi in, mit, und unter dem Brod und Wein, wie Luther sie lehrte, und womit der gesunde Menschenverstand sich eben so wenig vertragen kann, als mit der katholischen Verwandlungslehre, gegeben haben, hätte er nur seine Meinung gegen jenen Tübinger Kanzler durchsetzen können.

Denn eben um zu erklären, wie der Leib und das Blut Jesu Christi an so vielen Orten zugleich sein könne, an welchen auf einmal das heilige Abendmahl ausgetheilt würde, erinnerte man an die höchst sinnreiche dogmatische Erfindung der **Communicatio Idiomatum**, wovon freilich Jesus Christus selbst nichts wußte, nach welcher der Leib Christi überall auf göttliche und himmlische Weise nicht blos wirksam, sondern auch substantiell gegenwärtig sein könne, **F. l. p. 753 ff.**, und nannte dies Ubiquität, zu Deutsch: die Allenthalbenheit des Leibes Christi.

Fragen wir endlich nach einem dritten Grunde der Zwietracht durch die Eintrachtsformel, so scheint dieser darin zu liegen, daß sie durch haarscharfe Be-

stimmung der Lehren des ächten Lutherthums den Unterscheidungscharacter desselben von dem Calvinismus so genau kenntlich machte, daß nicht allein alle Hoffnung zu einer Aussöhnung mit den Reformirten verschwinden; sondern auch mit dieser alle weniger starre Lutheraner dadurch zum Widerspruche gereizt werden mußten.

Und er erfolgte im reichsten Maaße. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen nannte es Luthers Scham aufdecken, daß man nach dessen Streitschriften die Lehrsprache modelte, und schenkte dem Hofprediger Cölestin zu Berlin, der die Promulgation der Formel besonders eifrig betrieben hatte, eine Polyglottenbibel, die er mit zwei Brillen begleitete, die Ubiquität darin zu suchen. In Churpfalz wurde die Eintrachtsformel zwar angenommen, und alle Geistliche, welche zur Unterschrift sich nicht bequemen wollten, entlassen oder gar fortgejagt; aber des Churfürsten Ludwigs VI. eigener Bruder, Johann Casimir, war dagegen, und nahm in seinem kleinen Gebiete die der Religion wegen Vertriebenen so bereitwillig auf, daß man wohl sehen konnte, was die Gegner zu erwarten hätten, wenn er zur Regierung gelangen sollte.

Dies geschah im Jahre 1583 und nun änderte sich die Scene. Anfangs forderte er, der Calvinist, nur Friede, und gleiche Rechte mit den Lutheranern für seine Glaubensgenossen, kehrte aber das Rauhe auswärts, als die Widersetzlichkeit dieser Letztern ihm Hindernisse in den Weg legte. Nun schickte man die Geistlichen derselben in hellen Haufen fort und rief die von seinem Bruder verjagten wieder zurück. Alles bekam jetzt eine neue Gestalt. Kirchenrath, Kirchenordnung, sogar die Universität Heidelberg, wurde reformirt. Einer der vorzüglichsten Professoren derselben, David Parey oder Pareus, veranstaltete eine neue Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung, welche Jacob Andreä zum Henker verdammte. Er schrieb dagegen: „Christliche Erinnerung für der zu Neustadt an der Hardt verfälschten Bibel." In der Vorrede nennt er sie „einen an Dr. Luthers Bibel begangnen hochsträflichen Falsch, und rechtes teuflisches Erzbubenstück, welches von einer christlichen Obrigkeit billigs mit dem Henker gestraft, die verfälschte Bibel aber mit Feuer verbrannt werden sollte."

Das Schimpfen der Eiferer beider Partheien

erreichte nun den höchsten Grad, und zeigte, auf welcher Stufe der Cultur die Streitenden standen, die im Angesichte vor ganz Deutschland mit den gemeinsten Schmähworten und mit einer Verzichtleistung auf alle Achtung vor dem gebildeteren und besseren Theile des deutschen Volks, wie sie nur in den neuern Flugschriften und Capucinaden einiger unserer heutigen Lutherischen Fanatiker sich wieder findet, ihre Gegner verfolgten.

Wir mögen daher mit vollem Rechte hier wohl mit dem alten Weisen ausrufen: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, und zum Beweise nur einige der Büchertitel nennen, die von jenen theologischen Kämpfern erschienen.

Da schrieb wohl Theodor Beza gegen die Lutherische Abendmahlslehre „**Cyclops s. de creophagia**" lateinisch; aber Lutherische Schriften sind: Johann Prätorius das calvinisch Gasthaus zur Narrenkappe: der dreiköpfige Antichrist: Calvins Lehre und Glauben aus den stinkenden Pfützen der calvinischen Synagogen geschöpft, und in des Aristoteles Brennofen destillirt. Johann Schütz **Serpens antiquus**, d. i. der Sacra=

mentsteufel, und dergleichen Produkte mehr. Leider fanden solche Ausbrüche fanatischer Rohheit auch ihre Bewunderer in einer Zeit, in welcher feine Sitte und edle Sprache noch unbekannte Größen waren, und wir dürfen sie darum nicht mit dem Maaßstabe unserer Tage messen. Vielmehr war es der Beifall und die Aufmunterung fremder, insbesondere Würtembergischer, Theologen, welche die Pfälzer ermahnten, nicht „stumme Hunde" zu sein, der jene Schriftsteller reizte und belohnte; aber auch bei dem Herzog Johann Casimir Besorgnisse vor aufrührischen Anschlägen erregte, und ihn zu entschuldigen schien, wenn er seiner Seits oft mit rücksichtsloser Härte gegen die widersetzlichen Prediger der Lutheraner verfuhr.

Das aber war den ächten Lutheranern ganz unerträglich, daß Fürst Johann Georg von Anhalt seine Tochter, ohne Exorcismus taufen ließ: denn viel zu wichtig schien ihnen dieser Gebrauch, nicht allein als Sicherung gegen die Gewalt des Teufels, der damals ein eben so wichtiger Gegenstand des rechten Glaubens für den ächten Lutheraner war, als jetzt; sondern auch als Unterscheidungsmerkmal gegen die Reformirten, die keinen Teufel im unschul-

digen Kinde witterten und ihn folglich auch nicht austrieben, eingedenk der Worte des göttlichen Sohnes: lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.

Zum Ruhme einiger Fürsten dieser verkehrten Zeit sei es gesagt, daß sie an dem Schimpfen, Toben und Verketzern ihrer Geistlichen keinen Gefallen fanden.

Herzog Johann Adolph von Holstein erließ im Jahre 1609 die Verordnung, daß die Prediger sich alles Verdammens solcher Männer, deren Glaubenslehre im Deutschen Reiche nicht verboten sei, enthalten sollten, und entsetzte mehre, die, wie sie sagten, dem heil. Geiste das Maul nicht verbinden, d. h. das Schimpfen nicht lassen wollten, von ihren Aemtern. Dies Schicksal traf seinen eignen Hofprediger. Auch der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der durch seinen Übertritt zur reformirten Kirche im Jahre 1613 der rabies theologorum neue Nahrung gegeben hatte, obgleich er Alles im Lande ließ wie es war, und Niemand seines Glaubens wegen kränkte, sah sich genöthiget, scharfe Edicte gegen das wechselseitige Verketzern — Verteufeln, wie er es nannte — zu geben. Aber kein Edict

und keine Drohung konnte die Wuth seiner Priester stillen. Sie tobten fort, und die Kirchen Berlins wiederhallten vom Donner der Schmähpredigten gegen die „Calvinische Rotte.“

Einen dem Vereinigungsversuche zu Kloster Bergen ganz gleichen Erfolg hatten alle übrigen, durch edle wohlmeinende Fürsten veranstaltete, Versuche, den Frieden unter den Theologen herzustellen. Ein solcher war das Religionsgespräch, das der König Wladislav VI. von Polen 1645, zu Thorn anstellen ließ. Dieser Fürst, der schon viele Beweise seiner, in jenen Zeiten seltenen, Duldsamkeit abgelegt hatte, fühlte es tief, welchen traurigen Einfluß die Religionszwietracht auf die Wohlfahrt des Reiches ausübte. Er hoffte durch eine freundschaftliche Unterredung katholischer und protestantischer Geistlichen derselben ein Ziel zu setzen, und ordnete deshalb jene Zusammenkunft, die unter dem Namen des Thornschen Religionsgespräches in der Kirchengeschichte erwähnt wird, an. Da sollte, nach seiner, nicht genug zu rühmenden, Absicht jeder Theil freundschaftlich dem andern seine Glaubenssätze erklären und sich dadurch zur Verträglichkeit ermuntern, da sollte aber auch keine Disputation, sondern nur eine

brüderliche Verhandlung, eine liebreiche Unterhaltung Statt finden. Aber wie wenig kannte der edle König die unbezähmbare Wuth des Fanatismus!

Schon das hochmüthige, gebieterische Benehmen mehrer katholischer Bischöfe, vereint mit der Arglist der Jesuiten, machte die Erreichung seiner preiswürdigen Absicht zweifelhaft; aber der Grimm der Lutherischen Abgesandten gegen die Reformirten, der den innern Krieg im Heerlager der Protestanten zum erbaulichen Schauspiele der Gegenparthei entflammte, machte sie ganz zu Schanden. Die letztern machten nämlich, ehe das Gespräch seinen Anfang nahm, Vergleichsvorschläge, aber diese wurden von den Lutherischen Geistlichen als heimtückische Zumuthungen verworfen. Ja, sie wollten mit den Reformirten auf dem Gespräche nicht einmal gemeinschaftlich beten, eben so wenig, als mit dem Katholischen. Abraham Calov von Danzig, und Johann Hülsemann von Wittenberg, voll grimmigen Hasses gegen die Calvinisten, verscheuchten durch ihr Toben jeden friedlichen Gedanken, der in den Gemüthern der Theilnehmer an diesem Gespräche aufkommen konnte. Und so geschah es, daß die Zusammenkunft auf Befehl des Königs, nachdem sie kaum nach unzähligen Strei-

tigkeiten und wechselseitigen rohen Beleidigungen ihren Anfang genommen hatte, wieder aufgehoben werden mußte. Eine Menge Streitschriften einer Parthei gegen die andere war die Folge davon. Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die reformirte Kirche bei dieser Gelegenheit ein neues symbolisches Buch, das Thornsche Bekenntniß genannt, bekam.

Einen erwünschteren Ausgang hatte das Friedensgespräch, welches sechzehn Jahre später der Landgraf Wilhelm VI. von Hessen zu Cassel anstellen ließ, um den Schmähungen der Lutherischen und Reformirten Theologen gegen einander in seinem eignen Lande zu wehren. Die Namen der Ehrenmänner, die hier sich zusammen besprechen, waren von reformirter Seite die Marburger Theologen Sebastian Curtius und Johann Heinius, von Lutherischer Musäus und Henichen von Rinteln. Sie kamen überein, daß beide Partheien zwar in der Lehre vom Abendmahle, von der Gnadenwahl, von der Person Jesu, von der Nothwendigkeit der Kindertaufe und vom Exorcismus verschiedener Meinung wären, daß aber der Unterschied gar nicht so groß sei, daß man sich deshalb einander die Seligkeit absprechen könne, und daß jede Parthei ihre Lehren ohne Nach-

theil des Friedens behalten, erklären und, nur ohne Schmähung des Gegentheils, vertheidigen dürfe.

Die angesehensten reformirten Gottesgelehrten bezeigten sich höchst zufrieden mit diesem Ausgange des Gesprächs. Das war aber auch die einzige gute Folge desselben. Die Lutherischen Theologen konnten ihre Natur nicht verläugnen. Ihnen war das Ergebniß jener Unterhandlung ein Gräuel und gab ihren Zänkereien und den Verketzerungen der Calvinisten neues Leben. Schon daß von gegenseitiger Verträglichkeit die Rede war, daß man sich überhaupt hatte mit diesen vertragen können, schien ihnen mit großer Gefahr für die reine Lehre des Lutherthums verbunden zu sein. Von vielen Orten her erschallte ein klägliches Wehklagen über gräuliche Lehrverderbnisse, oder ein Zetergeschrei über friedliebende Theologen; von andern hörte man bittere Warnungen vor verstecktem, heimlichen Gifte; oder fanatische Aufwiegelungen gegen Fürsten, die dem Secteneifer Schranken zu setzen suchten, und allenthalben machte der Fanatismus sich Luft in wüthenden, ja oft boshaften Lästerschriften gegen die zu Cassel versammelt gewesenen Theologen beider Partheien, insbesondere gegen die Reformirten. Und so bestätigte auch dieser wohlgemeinte Vereini-

gungsversuch eines edeln Fürsten die uralte Erfahrung, daß durch Besprechungen das Uebel, das man heilen will, nie gehoben, wohl aber ärger gemacht wird.

Der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg that was in seinen Kräften stand, um den Verketzerungen zu steuern, die jetzt wieder ärger als jemals gegen die Reformirten erschollen, denen man sogar von Wittenberg aus in einem Bedenken über das Casselsche Gespräch den Namen Evangelischer Christen feierlich absprach.

Zu dem Ende ließ er in seiner eigenen Residenzstadt, in welcher die Fanatiker das Schimpfen auf die Calvinisten durchaus nicht lassen konnten, ganz in der Stille auch ein Religionsgespräch halten, wodurch er wenigstens seine eignen Theologen zur Ruhe zu bringen hoffte; aber auch durch dieses Gespräch wurde seine Absicht nicht erreicht, denn diese hielten es für ein unveräußerliches Recht und eine pflichtmäßige Gebühr des Amts des heiligen Geistes, die Unterscheidungslehren der Reformirten auf den Kanzeln zu widerlegen, und ihre Vertheidiger zu schmähen und zu verketzern.

Der Churfürst sah sich daher genöthiget ein scharfes Edict ergehen zu lassen, welches beiden Theilen

das Schimpfen an heiliger Stäte, das Aufbürden gehässiger Folgerungen, und das Schmähen auf die Duldsamen bei scharfer Ahndung verbot. Es war unmöglich, die Schreier zu bändigen, sie tobten fort auf die „calvinische Rotte“, zu der doch selbst ihr Landesherr gehörte, und wollten durchaus dem heiligen Geiste, so nannten sie ihren Fanatismus, das Maul nicht zubinden lassen. Mehre derselben mußten daher von ihren Ämtern entfernt werden, wenn einigermaßen Ruhe werden sollte, denn die Kirchen Berlins waren fast ganz zu Schimpfplätzen für streitsüchtige Prediger herabgesunken. Selbst der beliebteste Redner der Residenz, der fromme geistliche Liederdichter, Paul Gerhard, dessen Trostlieder noch jetzt die schönsten Zierden unserer Gesangbücher sind, den sein Landesherr persönlich schätzte, den er vielmals warnte, dem er sogar einmal verzieh, konnte nur durch Entsetzung vom Amte zur Ruhe gebracht werden. Eine solche Entsetzung war aber damals selten mit Nachtheil verbunden. Die Vertriebenen fanden anderwärts ihr Ankommen; wie Paul Gerhard zu Lübben in der Nieder-Lausitz, wo er Archidiaconus wurde, und 1676 starb.

Braunschweigische Geschichten vom Fanatismus.

Braunschweig hat von Anbeginn der Annahme der gereinigten Lehre den Ruf der strengsten Lutherischen Rechtgläubigkeit bis ins achtzehnte Jahrhundert bewahrt, und ein E. Rath sah bei Besetzung der Predigerstellen mit ängstlicher Sorgfalt darauf, daß das zu wählende Subject rein in der Lehre, d. h. dem buchstäblichen Inhalt der lutherischen Bekenntnißschrift zugethan sei. Daher genoß denn auch das geistliche Ministerium der Stadt ein weit hin sich erstreckendes Ansehen, und sein Gutachten in streitigen Glaubenssachen wurde von nah und von fern her gefordert, und gleich dem einer theologischen Facultät für entscheidend gehalten.

Leider aber herrschte in der Mitte dieses rechtgläubigen Ministeriums selten Friede und Eintracht, gewöhnlich Unfrieden und Zank, und oft genug wüthender Haß und Groll unter den Predigern an einer und derselben Kirche, weil der Fanatismus auch hier nie aufhörte, zu spuken.

Es war am 29. Dec. 1587 da der neue erwählte Coadjutor, Polykarp Leyser, zum ersten Male in die Versammlung der Amtsbrüder, colloquium genannt, kam, als sogleich zwischen diesem und dem zänkischen Superintendenten Heidenreich ein heftiger Streit ausbrach. Der Superintendent stellte den Satz auf, daß Christus nur als Gott, nicht aber als wahrer Mensch Alles gegenwärtig regiere, wogegen der Coadjutor behauptete, daß der ganze Christus, Gott und Mensch, in und mit seinem Fleische gegenwärtig, über alle Creaturen herrsche. Darüber entstand ein so gewaltiger Lärm und Zank, daß auch am Nachmittage der Streit fortgesetzt wurde, bis endlich der Coadjutor, damit keine Uneinigkeit unter den Predigern entstehen möchte, schwieg.

Als eben derselbe aber im März des folgenden Jahrs in einer Predigt über den 8. Psalm denselben Gegenstand auf die Kanzel brachte, wurde er darüber von dem Superintendenten hart angelassen, und nun entbrannte ein Zank über baaren Unsinn mit solcher Wuth der Partheien, daß E. E. Rath glaubte, als Friedensstifter sich darein mischen zu müssen. Im April wurde das ganze Ministerium auf das Rath-

haus gefordert, wo die beiden Kämpfer ihre Meinungen vortrugen. Am folgenden Tage forderte man die Prediger allein vor, um ihre Meinung, wie der Streit am besten beigelegt werden könne, zu vernehmen. Diese standen auf Leysers Seite, fanden seine Ansicht übereinstimmend mit der formula concordiae, und nannten sie die alte ehemals angenommene Lehre der Kirche. Indessen währte der Zank in Predigten und Schriften bis in den September fort, auf eine Art, die an ähnliche Streitschriften und Predigten unserer Tage erinnert und den alten Spruch „es geschieht nichts Neues unter der Sonne„ bestätiget. Insbesondere zeichnete Dr. Heidenreich als Virtuos im Schimpfen sich aus. Er sprach von dem Coadjutor und den übrigen Predigern in einem wegwerfenden und ehrenrührigen Tone, nannte sie vulgares Lasterculos und leichtfertige Buben, verschonte auch die Bürgermeister nicht, die er grobe Idiaten schalt. Am Ende wurde dieser ärgerliche Streit dahin durch den Rath der Stadt Braunschweig geschlichtet, daß eine Schrift im Sinne Dr. Leysers durch den Secretair Valentin Krüger aufgesetzt wurde, welche Alle unterschreiben sollten. Leyser und die übrigen Prediger waren bereit dazu. Heidenreich aber weigerte sich und ließ eine neue Schrift drucken, in wel=

cher er seine Gegengründe angab, die Leyser wieder beantwortete, so daß der Rath, um dem Ärgernisse ein Ende zu machen, sich entschließen mußte, den Superintendenten zu entlassen, der aber bald wieder eine Anstellung in Helmstedt fand, wo ebenfalls seine Glaubenswuth Ursache seiner baldigen Entfernung wurde.

Nicht unberührt darf aber hier der Umstand bleiben, daß nicht bloß die Prediger der Stadt zelotische Lutheraner waren. Nein, ihre Vorträge hatten es dahin gebracht, daß kein Mensch, der irgend des Calvinismus oder sonst abweichender Meinungen verdächtig schien, in der Stadt geduldet wurde. Die ganze Bürgerschaft war dermaßen fanatisirt, daß selbst Mitglieder des Raths, wie sehr sie auch dessen Schutz genossen, aus der Stadt weichen mußten, wenn sie abweichenden Meinungen zugethan schienen. Dr. Mascus und Dr. Nävius, letzterer ein Freund Crells, und deswegen aus Leipzig vertrieben, beide des Raths Syndici, aber des Calvinismus verdächtig, sollten nicht allein auf Betreiben und Dringen der Prediger, sondern auch der ganzen Bürgerschaft, erst vor dem Rathe, dann vor den Pastoren, zu deren Pfarre sie gehörten, ihr Glaubensbekenntniß ablegen. Nävius, der seit kurzem erst

in Braunschweig angestellt war, wurde zu drei verschiedenen Malen deshalb vorgefordert, blieb aber jedesmal aus, weil der Rath sich seiner annahm. Allein damit war ihm wenig geholfen. Zu früh hatte er, sammt seinem Freunde Mascus, triumphirt, als Dr. Leyser, dieser strenge Lutheraner und Vertheidiger der Ubiquität seine Entlassung nach Sachsen erbeten und bekommen hatte, und gemeint „es sollten ihm schon mehrere Pfaffen folgen, die so sehr wider die Calvinisten predigten, denn alsdann würde erst ein rechter Friede in Braunschweig werden, wenn diese beißigen und zänkischen Lutheraner fort wären."

Auf Veranlassung eines Bäckers gaben der Stadt Hauptleute eine Schrift bei dem ersten Bürgermeister ein, in welcher sie darauf drangen, daß die beiden Syndici sich vor das Ministerium stellen und ihr Glaubensbekenntniß ablegen sollten. Befände sichs, daß sie in der Religion richtig wären, so wolle die Bürgerschaft mit ihnen zufrieden sein, wo nicht, so solle man sie entlassen.

In Folge dieser Vorstellung versammelte sich

der Rath der sämmtlichen Weichbilder und fast alle Bürger der Stadt standen in dichten Haufen vor dem Versammlungsorte, der Münze, um auf den Bescheid zu warten, und erklärten, sie wollten ihr Leib und Leben, ihr Hab und Gut auf die Schanze setzen, und nicht eher abweichen, bis das ganze Werk zu Stande gebracht wäre. Mascus und Nävius, die nicht erschienen, und daher nochmals vorgefordert waren, gingen zitternd und bebend durch den versammelten Haufen, und wurden mit Spott und Hohn empfangen. Der Rath hielt das Gesuch der Hauptleute und der Gemeine nicht für unbillig, suchte auch die Syndici zu bereden, darin zu willigen; aber beide Herren wollten sich zur Ablegung eines Glaubensbekenntnisses nicht bequemen. Die Bürger blieben daher vor der Münze beisammen, bis sie sahen, daß die Rathsversammlung sich trennte, und einige Herren die Verfolgten nach Hause begleiteten. Unterdessen wurde ein fremder Professionist, ein Holländer reformirten Glaubens, der unter den Volkshaufen gerathen war, mit drohenden Reden fortgejagt, mit Steinwürfen verfolgt, und würde ohne Rettung zu Tode gesteiniget sein, wenn er nicht in ein Haus sich gerettet hätte, dessen Fenster und Thüren nun den

Grimm der fanatischen Menge erfahren mußte, bis der Superintendent Leyser, der Liebling der Gemeine, erschien, den Haufen beschwichtigte, und den Verfolgten erlösete. Der Rath aber mußte die Erklärung von sich geben, daß hinfüro kein einziger Calvinist in der Stadt geduldet werden sollte.

Am folgenden Morgen wanderte Dr. Nävius zu Fuße zur Stadt hinaus, und ging nach Leipzig zurück. Mascus aber sandte dem Rathe die Acten ein, die er in Händen hatte, und bat um des Raths Pferde zu seiner Abreise nach Zelle. Die Herren suchten ihn durch gütige Vorstellungen zum Nachgeben zu bewegen; aber er wollte in einer Stadt nicht länger bleiben, in welcher der Fanatismus rechtschaffene und tüchtige Männer deshalb anfeindete, weil sie keine Stocklutheraner waren, und fuhr ohne seine Frau zur Stadt hinaus nach Zelle, wo er vom Herzoge gnädig empfangen wurde. Alle Bemühungen des Raths, den gelehrten, tüchtigen und fleißigen Mann, dessen Hülfe und Beistand er nicht entbehren konnte, wieder aufnehmen zu dürfen, scheiterte an dem Fanatismus der Geistlichen und der Hauptleute. Sie erklärten, ihm wäre nicht zu trauen.

Ein gleiches Schicksal hatte der Rector zu St.

Egidien, Herrmann Hubert, ein geborner Braunschweiger. Er wurde vor dem Colloquio verhört, und bekannte sich offen zum Calvinismus. Nachdem auch ein zweites Verhör vor dem Rath, den Kastenherren und der versammelten Geistlichkeit seine Meinung nicht ändern konnte, wurde er abgesetzt und aus der Stadt vertrieben. Maseus ging, nachdem er, in Magdeburg wohnend, noch einige Jahre dem Rathe der Stadt Braunschweig gedient, in die Dienste der Fürstlichen Brüder von Anhalt Dessau, Johann Georg und Christian, als deren Rath, und starb am 4. März 1616.

Merkwürdig ist auch, daß ein geschickter Arzt, der sich mit Empfehlungen des Raths zu Lübeck in Braunschweig niedergelassen, und des Calvinismus verdächtig gemacht hatte, nach angestelltem Verhöre, weil er offen erklärte, er glaube nicht an ein mündliches Genießen des Leibes Christi beim Abendmahle, sofort aus der Stadt gewiesen wurde.

Mitten in dies Wespennest hinein, in welchem die Prediger bald gegen den Rath, bald gegen die Haptleute, bald gegen die Bürger, bald einer gegen den andern von den Kanzeln, lärmten, schimpften und tobten ward nun der treffliche Johann Arndt aus Quedlinburg zum Pre=

diger an der Martinikirche berufen. Von ihm sagt Rehtmeyer*) „er hat sein Amt mit Lehren und Predigen wohl angefangen und mit aller Treue und Fleiß fortgesetzt, auch dadurch anfangs nicht wenig Autorität und Liebe bei Hohen und Niedrigen genossen. In seinen Amtspredigten hat er sonderlich die Lehren von wahrer gründlicher Reinigung des Herzens, neuem Leben in Christo, ungeheuchelter Liebe Gottes und des Nächsten und andern wichtigen Parteien, ohne vieles Schelten und Schmähen ernstlich betrieben.“ Seine Kirche war die besuchteste in der ganzen Stadt, und wer sich wahrhaft erbauen, vom christlichen Leben und Wandel lieber als von dogmatischer Wüste verblendeter Eiferer hören, und Trost und Erquickung für das verwundete Herz suchen wollte, der ging zur Martinikirche, wenn Arndt predigte. Das schien den Glaubenskämpfern, den Erbsünden- und Teufelspredigern, im Blute des Lammes die Sünden der Menschen abwaschenden Priestern unerträglich. War Arndts Weise, das Wort des Herrn zu predigen, die rechte, so sagte ihnen ihr Gewissen, daß sie dann bisher ihrem Amte

*) Kirchengeschichte der berühmten Stadt Braunschweig. Th. IV, p. 319.

nicht Genüge gethan hätten, und daß mit Recht ihre Kirchen leer gelassen würden. Da machten die frommen Männer den trefflichen Prediger und Seelsorger zum Ketzer, da warnten sie im gemeinen Leben und im Beichtstuhl ihre Beichtkinder vor dem versteckten Gifte, das in seinen Vorträgen liege, da donnerten sie von der Kanzel herab auf den Collegen los, der darüber in zwei verschiedenen Schreiben an den Bürgermeister Statius Kale sich beweglich und bitter beschwerte. Drang er in seinen Predigten auf Reinigung des Herzens und Lebens führte er dafür Jesu Worte „selig sind, die reines Herzens sind" und „ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" an, so zeigten sie, wie dadurch dem Kern und Stern des rechtgläubigen Lutherthums, der Rechtfertigung allein durch den Glauben, zu nahe getreten werde; hätte er in seinem noch jetzt von den gläubigsten Verehrern der symbolischen Bücher hoch geachteten Buche vom wahren Christenthume gesagt „wie der Verwundete mit ihm handeln ließe, wie es seinem Arzte, dem Samariter, gefällt," so sollte das Synergismus sein, weil der natürliche Mensch nicht blos nicht leide, sondern

auch widerstrebe; hatte er dieses oder jenes unfruchtbare Dogma nicht abgehandelt, so waren seine Vorträge keine christliche, und sein Andachtsbuch kein christliches zu nennen. Zu seinen grimmigsten Verfolgern gehörte sein eigener Specialcollege an der Märtenskirche, Herrmann Denecke, der ihn mit wüthendem Ketzerhasse verfolgte, verläumdete, und, als einem Irrgläubigen und Irrlehrer ihm sammt seiner Gattin das heil. Abendmahl verweigerte. Eben dieser nannte ihn einen Ketzer, und seine Gattin eine Landläuferin. Freilich richteten die frommen gläubigen Männer mit allen ihren Machinationen nichts aus, Arndts Kirche blieb voll und wurde immer besuchter, sein Andachtsbuch wurde gekauft, und mit großer Sehnsucht nach den folgenden Theilen verlangt, als der erste ans Licht getreten war, und fand bald Eingang in allen christlichen Familien als tägliches Gebetbuch. Aber dem wackern Manne wurde doch das Leben unter solchen Amtsbrüdern so verleidet, daß er einen Ruf nach Eisleben mit Bereitwilligkeit annahm. Zur Ehre des Raths und der Bürgerschaft der Stadt Braunschweig darf hier nicht unbemerkt gelassen werden, wie beide die zelotische Wuth der Prediger nicht theilten, und auch nicht

alle Geistlichen der Stadt mit den Feinden des frommen Arndts übereinstimmten, sondern aus Furcht ein ähnliches Schicksal zu erfahren, zu ihren Verketzerungen nur still schwiegen. Auch hat E. E. Rath der Altstadt ihm ein rühmliches Zeugniß gegeben, und nach seinem Weggange der ruhmwürdige Bürgermeister Kale den Predigern der Stadt im Namen des Raths und der Kirchenvorsteher ausdrücklich befohlen, daß sie in Zukunft ruhiger mit einander leben sollten: denn es hielten die Herren des Raths dafür, der treffliche Prediger würde nicht weggezogen sein, wenn dies früher geschehen wäre.

So war also die Stadt Braunschweig mit ihren Pastoren vollkommen rechtgläubig, so rechtgläubig, daß auch nicht einmal ein frommer, völlig tadelfrei lebender Prediger, dessen Name jetzt noch mit hoher Achtung genannt, und dessen Gebetbücher noch immer mit Erbauung gelesen werden, in seinen Vorträgen auf Reinheit des Wandels dringen durfte, aus Furcht, daß einem Lutherischen Lehrsatze dadurch zu nahe getreten werden möchte. Es entsteht daher billig die Frage, welchen Einfluß hatte denn nun diese Rechtgläubigkeit mit all ihrer Starrheit auf die Sitten und den Wandel der Braunschweiger und der rechtgläu-

bigen Prediger selbst? Ohne Zweifel zeichneten sie sich an Frömmigkeit und gutem Wandel aus vor den Bewohnern der Länder und Städte, in welchen der verpönte Calvinismus herrschte, oder vor den Braunschweigern der Gegenwart, denen ihre denkgläubigen Prediger theuerwerthe Männer sind? Leider berichten die Geschichtschreiber der Stadt über diesen Punkt nicht viel Erfreuliches. Die Sitten der Bürger waren vielmehr im hohen Grade dissolut, Mord und Todtschlag nichts Ungewöhnliches, und das Revoltiren und Toben der Bürgerschaft gegen Bürgermeister und Rath an der Tagesordnung. Das Schimpfen der Prediger über solche Unordnungen hörte freilich auch nicht auf, und die Herren bedienten sich an heiliger Stätte oft solcher Ausdrücke, wie sie in gebildeter Gesellschaft sich jetzt nicht hören lassen dürfen. Einer suchte den andern an Grobheit und Derbheit zu überbieten. Das nannten sie das Strafamt üben und betrachteten es als ihr schönstes Vorrecht. Dagegen kam auch der Fall vor, daß so einem Eifrer von einem Bürger in der St. Katharinenkirche während der Predigt zugerufen wurde: das leugst du! ohne daß davon weitere Notiz genommen worden wäre. Überhaupt

wurde das Schelten über die Sünden des Volks so arg, daß der Pöbel drohete, die Prediger, die auf solche Weise das Strafamt übten, in Stücke zu zerreißen, und daß der Coadjutor M. Kaufmann nach einer Strafpredigt gegen diejenigen, welche den Kirchengütern nicht treu vorstanden, am 9. p. **Trin.**, um der Gefahr, in der er schwebte, zu entgehen, heimlich aus der Stadt entwich und nach Nürnberg flüchtete.

Was nun Bürgermeister und Rath betrifft, so schweigen wir von den Raub- und Plünderungszügen, die auf deren Befehl in die Dörfer des angestammten Landesherrn, ja bis nach Schöppenstedt hin, welches einmal rein ausgeplündert wurde, von gesammter Bürgerschaft mitten im Frieden geschahen, und weisen, um unsern Lesern einen Begriff von der christlichen Liebe dieser Herren zu machen, nur auf den schauderhaften Proceß gegen Henning Braband und seine Freunde hin, in welchem der Rath Kläger und Richter in einer Person vorstellte, und „nach Urtheil und Recht“ den unglücklichen Mann nach ausgestandener Tortur, während welcher die Herren Bürgermeister zusahen und die ausgesuchtesten Leckerbissen auf Kosten der Stadt ver-

zehrten, und über die Leiden des Gepeinigten hohnlachten, und spotteten, durch den Scharfrichter mit der raffinirtesten, wahrhaft satanischen Bosheit zu Tode martern ließen, auf eine Art wie sie weiter von christlichen Richtern nicht erhört worden ist.

5.
Katholischer Fanatismus in Spanien.

Wie verderblich auch für die eigene Parthei, in deren Dienste er vortheilhaft zu wirken glaubte, der Fanatismus protestantischer Hofprediger und Fürsten gewirkt haben mag; so gering erscheint doch das von ihm angerichtete Unheil gegen das Elend, das die Glaubenswuth katholischer Geistlichen und von diesen irre geleiteter Fürsten über die Erde verbreitet hat. Nicht Tausende, sondern Millionen wurden durch solche Diener des römischen Papstthums ihrer Freiheit, ihrer Gesundheit, ihrer Güter, ihres ehrlichen Namens, ihres Lebens beraubt, und mit allen, von der raffinirtesten Bosheit nur zu ersinnenden Martern gefoltert! Alles zur Ehre Gottes, von solchen, die sich Diener und Nachfolger Jesu Christi,

des Sohnes Gottes zu nennen wagten, der den, Allen verständlichen Ausspruch gethan hatte, „daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“

Wohin dieser katholische Fanatismus mit eisernem Fuße trat, da erbebte die Erde, da zitterten die Völker, da füllten sich die Gefängnisse, da loderten die Scheiterhaufen, da rauchten die Henkerbeile vom Blute geschlachteter Märtyrer, da entvölkerten sich sonst fruchtbare, menschenreiche Länder, da flohen Wissenschaften und Kunstfleiß. Ach! und über beide Hemisphären streckte er, gleich nach der Entdeckung von Amerika, seine bluttriefenden Arme.

Ehe wir jedoch zur nähern Schilderung des erwähnten Unheils in den einzelnen Ländern übergehen, wird es nöthig sein, unsern Lesern eine, wie wohl schwache und unvollkommne Beschreibung von dem Mittel zu machen, dessen sich die Päpste und Priester zur Unterdrückung der Ketzerei, und zur Aufrechthaltung des vermeintlich allein seligmachenden Glaubens bedienten. Dies Mittel war

die Inquisition.

Schon im Jahre 1229 ließ Papst Gregor IX. durch eine Kirchenversammlung zu Toulouse ein stehendes Gericht zur Ausrottung aller Ketzereien einrichten. Die Ketzerrichter, wozu er die Mönche des Predigerordens, die Dominicaner ernannte, hießen Inquisitoren, und das Gericht das Inquisitionsgericht. In keinem Lande erlangte dies furchtbare Institut eine solche Macht, eine so weite Ausdehnung, verbreitete es solche Schrecken, vernichtete es so viel Menschenglück, vergoß es so viel Blut unter den entsetzlichsten Martern der Unglücklichen, die in seine Hände fielen, als in Spanien und den später davon abhängigen Ländern. Dort war es, wo es im Jahre 1481 von Ferdinand dem Katholischen, zuerst um heimliche Muhamedaner und Juden, die sich noch im Lande aufhielten, aufzusuchen, eingerichtet wurde. Von da an bis zum Jahre 1808 hat die heilige Inquisition, nach dem actenmäßigen Berichte des unglücklichen, ihm selbst nur durch die Flucht entgangenen Llorente, in Spanien allein 32382 Menschen lebendig verbrennen lassen, 291450 Unglückliche eingekerkert, ihrer Güter beraubt, und nach unmenschlichen Qualen, die in unterirdischen Marterhöhlen ihnen angethan wurden, dem Elende preisgegeben.

Ein berühmter Kirchenhistoriker *) sagt von diesem Gerichtshofe: „fürchterlicher noch als die Urtheile, die er sprach, und vollzog, waren die Mittel Schuldige auszuforschen. Wer einmal getroffen werden sollte, konnte nicht ausweichen. Hier waren die widernatürlichsten Angebungen einer und derselben Familie willkommen, die unschuldigsten Reden und Handlungen gefährlich, die widersinnigsten und boshaftesten Auslegungen rechtmäßig, und die widrigsten Wege, Andern in die Seele zu sehen, oder ihnen etwas Verfängliches abzulocken, erlaubt, keine Vertheidigung zulässig."

Kein Geschlecht, kein Rang, kein Alter schützte den, der nicht selbst zu seinen Spionen gehörte, vor den Auflaurern, Angebern und Häschern dieses Gerichts. Daher hielten es sogar Männer vom höchsten Adel für nothwendig, in seine Dienste zu treten, und sich zu seinen Spionen und Theilnehmern zu erniedrigen, oder, wie man dergleichen Verbundene nannte, Familiaren des heil. Gerichts zu werden. Aber um so gefahrvoller war das Schicksal aller übrigen Bewohner eines Ortes, in welchem die Inquisition solche geheime Helfershelfer hatte, die kein

*) Henke, Kirchengeschichte, Th. 2. S. 476, 4. Auflage.

Mensch als solche kannte, die aber deswegen um so sicherer auf jedes Wort derer lauern konnten, denen sie aufpaßten, um sich durch Angebereien nicht allein den Dank desselben zu verdienen; sondern auch sich selbst vor ihm sicher zu stellen. Nun wurde der vermeintlich beste Freund, von dessen Verbindung mit jenem heiligen Gerichte man nichts ahndete, zum Verderber, nun war Keinem zu trauen, jede sonst gleichgültige Äußerung gefahrvoll, jede wirkliche oder eingebildete Beleidigung, jede Anmahnung eines bösen Schuldners, der Grund zur Abführung in jenen höllischen Schlund, aus welchem keine Erlösung zu hoffen war, und über jedes ehrlichen Mannes Haupte hing das Schwerdt des Damokles, denn zur Aufspürung und Bestrafung der Ketzer, oder ketzerischer Reden, bedurfte es keiner offenen Anzeige, auch keiner rechtlichen Untersuchung, wie sie sonst wohl für nöthig gehalten wird. Das bestimmte Schlachtopfer, zu dessen Verurtheilung der leiseste Verdacht abweichender Meinungen, oder ein argloses Wort, oder ein Gespräch mit einem andern Verdächtigen, oder das Mißfallen eines der Ketzerrichter, oder die hinterlistige, auf nichts gegründete Angabe eines Familiaren, als habe es ketzerische Reden geführt, hin=

reichend war, erfuhr nie den Namen seines, ihm verborgenen Angebers, wurde auch nie auf sein Verlangen ihm gegenüber gestellt, mithin ganz außer Stand gesetzt, seine Unschuld darzuthun; zumal ihm nicht kund gethan wurde, weshalb es eingezogen sei. Auch konnte ein solcher Unglücklicher das Schicksal, das ihm bevorstand, nicht einmal ahnen, weil immer die größte Verschwiegenheit beobachtet wurde.

Um Mitternacht, wenn Alles in tiefem Schlafe lag, erschienen die Schergen der Inquisition, oder wie sie in Spanien gewöhnlich genannt wurde, der heiligen Hermandad vor seiner Wohnung. Drei, in abgemessenen Pulsen an die Hausthür gethane Schläge, zusammen mit den Schreckensworten: im Namen der heiligen Hermandad, macht auf! verkündeten den erschrockenen Bewohnern, von denen Niemand wußte, wem unter ihnen dieser grausenhafte Besuch gelte, daß Einem im Hause Entsetzliches bevorstehe. Dennoch durfte der Herr desselben nicht wagen, die Öffnung der Thür zu verweigern, weil nach gebrauchter Gewalt erbarmungslos die Strafe der Weigerung gewesen wäre, da jede geforderte polizeiliche oder militärische Hülfe den Dienern der Inquisition auf der Stelle geleistet werden mußte.

Hierauf traten diese in das Zimmer, wo der Unglückliche, dem ihr Besuch galt, Ruhe gesucht hatte, und fragten ihn nach seinem Namen. Traf dieser mit dem Angegebnen zusammen, so führten sie ihn gebunden in den Palast der heiligen Inquisition, wo er in einem tief unterirdischen Kerker, in den kaum oben an der Decke ein spärliches Licht fiel, die Zeit seines Verhörs erwarten mußte. Wochen, ja Monate gingen oft darüber hin, ehe daß dieser Zeitpunkt erschien, während unterdessen der Bejammernswerthe auf verfaultem Stroh, bei Wasser und Brod über seine Lage nachdenken, und auf sein angebliches Verbrechen sich besinnen mochte.

Hinein geführt endlich in das weite, unterirdische, von Kerzen erleuchtete Gemach, in welchem das Verhör vor sich gehen sollte, fand er daselbst um einen langen schwarz behangenen Tisch die Mitglieder des infernalischen Gerichts sitzen, von denen nie Gnade zu erwarten war. Feiste Dominikaner in ihrer Mönchstracht, lauter Teufelsgesichter, auf denen die Dummheit mit der Bosheit, die Arglist mit der Schadenfreude, der Ketzerhaß mit der Mordlust vereint, in scharfen Zügen ausgeprägt waren! Da saß Keiner, der nicht schon im langjährigen

Aufspüren der Ketzer, im gefühllosen Anblicke unmenschlicher Martern, in satanischen Verhören der Gepeinigten im listigen, durch teuflische Künste bewirkten Erpressen von Geständnissen vor den vertrautesten Freunden gesprochener Worte ergraut, und gegen alle menschliche Gefühle verhärtet gewesen wäre. Ein eisiges Grauen durchrieselte den Vorgeführten beim ersten Anblicke dieser Gesellschaft, deren Vorsitzer nur in seltenen Fällen dem Angeklagten seine angeblichen Verbrechen vorhielt; sondern blos Geständnisse verlangte, um, wenn sie verweigert wurden, sie mit der Folter zu erpressen. Meistentheils wurde der Unglückliche aufgefordert, seine Ketzereien zu bekennen, ohne Rücksicht auf die Bitte, ihm bekannt zu machen, was man ihm Schuld gebe. Aus Angst vor den Marterinstrumenten, welche rund umher ihm in die Augen fallen mußten, bekannte wohl Mancher Alles, was er Verdächtiges gesprochen zu haben, sich erinnern konnte. Wer aber nichts zu gestehen wußte, oder das Rechte, dessen er angeklagt war, nicht traf, sah sich der gräßlichsten Tortur unterworfen: denn über die Maaßen erfinderisch waren diese christlichen Priester, diese frommen Diener der Religion der Liebe, in Marterinstrumenten und Mar-

termethoden. Auf einer Leiter z. B. ausgespannt, wurde so ein Unglücklicher durch Maschinen so fürchterlich aus einander gezogen, daß alle seine Glieder krachend aus den Gelenken sprangen, um während der Marter den vor Schmerz Brüllenden zu zwingen, irgend was zu bekennen, woran er vielleicht nie gedacht hatte, oder er wurde an den, mit Darmsaiten, die tief ins Fleisch schnitten, rückwärts gebundenen Händen und Armen an einer in der Decke befestigten Rolle mit einem Seile in die Höhe gezogen, und so über gelindem Feuer geröstet; oder einer hölzernen Mutter Gottes zwischen die ausgebreiteten Arme gestellt. Diese schreckliche Mutter Gottes war aber an Brust und Armen mit Stacheln versehen, und umschlang den vor ihr Stehenden vermittelst eines, durch verborgene Schnüre in Bewegung gesetzten Mechanismus, so entsetzlich, daß jene Stacheln tief und immer tiefer in den Körper des Gepeinigten eindrangen, je länger er das Geständniß verweigerte. Anstatt indessen meine Leser mit der Aufzählung mehrer solcher Martermaschinen, wie sie im Inquisitionsgebäude zu Murcia von den Franzosen noch gefunden sind, wehe zu thun, will ich nur ein wenig bekanntes Beispiel hier mittheilen, um Ihnen von dem Verfahren

dieses Gerichtes einen schwachen Begriff zu machen.

Eine angesehene und reiche englische Dame, die sich mit ihrem Manne nach Spanien begeben hatte, und nach dessen Tode noch eine Zeitlang, um seine Angelegenheiten zu ordnen, dort geblieben war, fiel in eine hitzige Krankheit. Kaum wurde das bekannt, als auch schon ein Dominikaner erschien, um auf ihrem Krankenbette ihre Seele zu erobern. Während ihrer Fieberparoxismen gelang es diesem, ihr die katholischen Sterbesakramente beizubringen. Als sie aber wider Vermuthen gesund wurde, erschien derselbe Mönch, und meldete sich als ihr Beichtvater. Sie wies ihn mit Unwillen von sich, und erklärte, daß sie von dem Allen, was er mit ihr vorgenommen zu haben behaupte, gar nichts wisse, auch als Protestantin leben und sterben wolle. Gleich in der folgenden Nacht wurde sie als eine Abtrünnige in den Kerker der Inquisition geschleppt. Standhaft erklärte sie, daß sie von einer Religionsveränderung, die man ihr Schuld gebe, nichts wisse, daß eine solche von einem, seiner Sinne nicht mächtigen Menschen gar nicht erwartet werden könne, und daß sie bei ihrer Religion fest halten werde. Nichts destoweni-

ger wurde ihr kund gethan, wie sie, als eine rückfällige Bekehrte, dem Feuertode verfallen sei, und daß man von Seiten des Gerichts auf Disputationen mit ihr sich nicht einlassen könne, indessen in Rücksicht auf ihr Geschlecht, ihr die Strafe durchs Feuer erlassen wolle, dafern sie katholisch bleiben würde. Um ihr aber einen Vorschmack vom Verbrennen zu verschaffen, solle eine kleine Probe davon an ihr gemacht werden. Hierauf wurde Befehl gegeben, einen eisernen Schuh roth glühend herbei zu bringen, in diesen ihr entblößter Fuß gesteckt, und so lange darin gehalten, bis ein daneben stehender Arzt erklärte, es sei Lebensgefahr vorhanden, wenn man die Marter nicht beendige.

Geheilt, aber verkrüppelt auf Lebenszeit, gelobte sie, aus Furcht vor Wiederholung der Folter, katholisch bleiben zu wollen. Jetzt mußte sie schwören, nie Jemand etwas von Dem kund werden zu lassen, was das heilige Inquisitionsgericht mit ihr vorgenommen habe, und dann erst wurde sie in Freiheit gesetzt, zuvor aber alles Eigenthum, das sie in Spanien besaß, für das heilige Gericht weggenommen. Mitleidige Landsleute erbarmten sich ihrer, führten sie heimlich fort, und brachten sie in dem nächsten

Hafen auf ein englisches Schiff, mit welchem sie in ihr Vaterland zurückkehrte. Daß sie dort an ihren Eid sich nicht gebunden glaubte, lehrt das Bekanntwerden ihrer Leidensgeschichte.

Überstand ein Gemarterter die Folter, ohne etwas gestehen zu können, oder war das, was sein Angeber vorgebracht hatte, zu unbedeutend, als daß selbst diese Fürsten der Finsterniß es für werth des Feuertodes halten konnten, so mochte er sich glücklich schätzen, wenn er mit einer schweren Geldbuße, oder mit Einziehung seines ganzen Vermögens, oder mit einigen hundert Stockprügeln, auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt, oder mit einer Anzahl zerfleischender Geißelhiebe, seiner schrecklichen Haft entlassen wurde, während welcher er in einem finstern feuchten Kerker auf verfaultem Stroh, bei Wasser und Brod, den Mißhandlungen eines rohen Kerkermeisters ausgesetzt gewesen war, nachdem er gänzliche Verschweigung alles mit ihm Vorgegangenen geschworen hatte. War er aber, als ein überwiesener Ketzer, zum Scheiterhaufen verurtheilt, so rettete ihn nichts im Himmel und auf Erden. „Mit feierlichem Pompe" (so beschreibt Schiller, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, ein solches Mordschauspiel, **auto**

da fé, Glaubensact genannt,) „führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug. Zuerst kommen Priester im Meßgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endet, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weg gekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heil. Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die heiligen Männer, die ihn gerichtet haben, - beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhn-

lich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät versinkt?"

Für Philipp II. jedoch, der seine ganze Familie und auch den unmündigen, bei dem Anblicke der Gemarterten laut weinenden Kronprinzen, Don Carlos, zwang, den Hinrichtungen zuzusehen, war bei diesem Mordschauspiele eine eigene Tribüne gebaut, und ihm selbst, dem fanatisch bigotten Könige, ein Thronsessel hingestellt. Glücklich noch mochten solche Opfer sich preisen, denen, nach Abschwörung ihrer Irrthümer die Gnade zu Theil wurde, am Pfahle des Scheiterhaufens vorher erdrosselt zu werden. Alle übrigen wurden mit langsamen Feuern verbrannt. Und um ein solches Schicksal zu haben, reichte der Verdacht hin, ein Jude, ein Muhamedaner, ein Protestant zu sein, oder ketzerische Bücher, oder die Bibel gelesen,

oder über die Jungfrau Maria nicht ehrerbietig genug gesprochen, oder etwas geredet zu haben, woraus die heiligen Männer des Ketzergerichts den Verdacht ketzerischer Meinungen, oder der Abweichung vom rechten reinen katholischen Glauben meinten schöpfen zu können. Und das war sehr leicht; aber wenn auch nichts von dem Allen vorgefallen war, reichte die falsche Anklage eines heimlichen Feindes hin, den Angeklagten auf die Folterbank und auf den Scheiterhaufen zu bringen, weil er seinen Ankläger nicht kannte, und ihm dieser nie genannt wurde, und weil jedes für sie abgelegte Zeugniß den Zeugen unfehlbar auch in den Kerker der Inquisition brachte. Merkwürdig ist, daß die spanische Inquisition, welche Ferdinand der Katholische einrichtete, furchtbarer, strenger, entsetzlicher in ihrem Auftreten und Wirken war, als die päpstliche; merkwürdiger noch, daß der grimmige Ketzermeister Torquemada sogar mit Widerspruch des Papstes von dem fanatischen Könige zum Oberrichter dabei angesetzt wurde, weil der heilige Vater seine Inquisition durch die königliche außer Wirksamkeit gesetzt sah. Nur mit Gewalt konnte dies Institut dem Lande aufgedrungen werden. Saragossa widersetzte sich mit gewaffneter Hand der Ein-

führung desselben, und als die Stadt des Königs Heeresmacht erlegen war, erbot sie sich zur Zahlung einer großen Geldsumme, wenn man sie damit verschonen wolle. Schon wankte der König und war nahe daran seine Glaubenswuth der Habsucht unterzuordnen, als Torquemada in das Zimmer trat, wo er, mit der Königin Isabella berathend, saß. Der Priester zog unter seinem Mantel ein Crucifix hervor, und rief: „seht hier den Gekreuzigten! Um dreißig Silberlinge ward er verkauft! Wollt ihr ihn auch verkaufen? Er wird sich rächen!“ Nun wurde das Inquisitionsgericht in Saragossa eingeführt. Vermittelst desselben ist das Königreich rein geblieben von der Ketzerei, aber der Fluch des Fanatismus ruhet auch auf dem unglücklichen Lande, wie auf keinem andern des christlichen Europa's. Jede Erhebung der Geister ist erstickt. Ackerbau, Künste, Wissenschaften liegen darnieder, oder sind vielmehr fast gar nicht vorhanden. Fabriken und Manufacturen kaum der Rede werth, das Volk verdummt, in Aberglauben begraben, der ärgsten Bigotterie und Barbarei hingegeben, in Lastern und Verbrechen versunken, eine Menschenart, die für ihre Übelthaten bei jedem Priester durch die Absolu-

tion Vergebung und Erlaß auch der Strafen in Ewigkeit zu finden wähnt. Dazu das fruchtbare, von der Natur so reich begünstigte Land entvölkert, unangebaut, bedeckt mit den Trümmern einer untergegangenen Herrlichkeit, das einst von fleißigen, kunstliebenden Menschen bewohnt wurde, unter deren Anbau es einem Garten Gottes glich, die aber, ach! nicht die Religion hatten, welche ihre Herrscher Christenthum nannten.

Diese Menschen waren die Moriskos, Abkömmlinge der Mauren, welche sich, nach dem Falle ihrer letzten Veste, Granada, Ferdinand dem Katholischen und seiner Gemahlin Isabella unterworfen hatten, und ihre treuen Unterthanen wurden. Sie waren Muhamedaner, die einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Christenthum, das sie annehmen sollten, im Herzen trugen. Viele Tausende von ihnen verließen daher lieber den heimischen Boden und schifften hinüber nach Afrika. Den Zurückgebliebenen ließ man als Scheinchristen, die im Innern ihres Herzens niemals aufhörten Muhamedaner zu sein, funfzig Jahre lang wirklich Ruhe, bis Philipp II. aus den Niederlanden nach Spanien zurückkam. Da wußten die Priester seinen Argwohn so gegen sie rege

zu machen, daß eine allgemeine Entwaffnung der Moriskos geboten wurde. Die Inquisitoren klagten dem Könige, daß die Abneigung derselben gegen das Christenthum größer werde, und forderten strengere Maßregeln gegen sie, und ein Prälat, den Philipp, wie gewöhnlich bei wichtigen Fällen, zu Rathe zog, antwortete ihm: „je weniger Feinde, desto besser!"

Philipps Entschluß, alle Mauren auszurotten, stand nun fest, und es erfolgte im Jahre 1568 der Befehl, daß sie bei Todesstrafe ihre Sprache, ihre Nationaltracht, ihre Sitten und Gebräuche gegen spanische vertauschen, sich keiner maurischen Namen, keiner bei den Mahomedanern üblichen Ausrufungen, keiner Bäder mehr bedienen sollten, die den Mauren durch Gewohnheit und Religion ganz unentbehrlich geworden waren; ihre Frauenzimmer sollten den Schleier ablegen, ohne welchen keine Mahomedanerin geht; sie sollten ohne Erlaubniß des christlichen Pfarrers nicht heirathen dürfen u. d. gl. Alle Bitten, alle Vorstellungen waren vergeblich gegen dies Decret, obgleich sie der Kanzler von Granada mit seiner Fürsprache unterstützte, und eine allgemeine Empörung der Mauren war die Folge davon. Aber die

Kriegesmacht der Unterdrückten war nicht stark genug, um den Truppen des castilianischen Anführers Mondejar auf die Länge widerstehen zu können, sie wurden geschlagen und flüchteten sich in die unzugänglichsten Theile der Alpujarren, des Gebirges, das zwischen ihrem Hauptsitze, Granada und Ameria sich ausdehnt und Mondejar erhielt nun den königlichen Befehl, alle Gefangene, die über elf Jahr alt wären, als Sclaven zu verkaufen. Da brachte die Verzweiflung die schon Beruhigten aufs Neue unter die Waffen, und vierhundert Türken, die ihnen zu Hülfe kamen, belebten ihren Muth. Jetzt drangen die Spanier von verschiedenen Seiten in die Alpujarren ein und bald waren die Empörten wieder ohne Rettung verloren. Da wurde Alles, was um Granada her wohnte, ohne alle Barmherzigkeit geschlachtet, und in manchen, ganz von Mauren bewohnten Distrikten blieb kein Mensch am Leben; Andere, die an der Empörung keinen Theil genommen hatten, wurden mit Gewalt ins Innere von Spanien geschleppt, damit sie dort desto ungehinderter gemißhandelt werden konnten. Hunderttausend Menschen kostete dieser, vom wüthenden Fanatismus einer bigotten Priesterschaft veranlasste, Krieg das Leben, ganze Landstriche

wurden durch ihn von Bewohnern entblößt, und ein reich von der Vorsehung gesegnetes Land zur Einöde gemacht! Wahrlich! Das war des Elends genug, das der Fanatismus über Spanien gebracht hatte; aber voll wurde das Maaß des Verderbens, als die Erzbischöfe von Valencia und von Toledo vom Könige Philipp III. den Befehl erwirkten, daß alle Moriskos aus Spanien sollten vertrieben werden. Die ungeheure, in der Weltgeschichte beispiellose, Maaßregel wurde ausgeführt im Jahre 1610. Das geschah, der rührendsten Bitten, der größten Summen ungeachtet, welche die Unglücklichen für ihr Bleibendürfen boten. Auch nicht die Kinder wollten die unerbittlichen Priester ausgenommen wissen, und es waren ihrer allein in Valencia 65000. Valencia, Murcia, Granada, Andalusien, Spaniens reichste Provinzen, wurden ihrer fleißigsten, thatkräftigsten Bewohner beraubt, selbst die bereits in die innern Provinzen versetzten ruhigen Moriskos herausgeholt ausgetrieben aus dem Königreiche und nach Africa gejagt, wo sie die Macht der africanischen Staaten furchtbar vergrößerten; eine Million Menschen traf das entsetzliche Schicksal, den heimischen geliebten Boden verlassen, und im fernen unbekannten Lande, übers

Meer hinaus, sich eine neue Heimath suchen zu müssen, von denen hunderttausende umkamen, ehe sie eine Wohnstätte fanden. Wenn man bedenkt, daß schon Ferdinand und Isabella zur Dankbarkeit gegen Gott, der ihnen Sieg über die Mauren verliehen hatte, 800000 Juden aus dem Königreiche vertrieben, und dadurch dem Lande eine schwere Wunde geschlagen hatten, so kann die Behauptung nicht auffallen, daß dieser neue Menschenverlust, der durch den Fanatismus der Priester veranlaßt wurde, der härteste Schlag war, der das Land treffen konnte, und von dem es vielleicht nie sich wieder erholen wird. Jetzt wenigstens, da die Einwohnerzahl, die zwanzig Millionen betragen könnte, auf 10 bis 12 Millionen herabgesunken ist, scheint noch keine Aussicht dazu vorhanden zu sein.

6.
Schilderung des religiösen Fanatismus in den Niederlanden.

Wenden wir nun unsern Blick weg von Spanien nach dem, mit ihm im schweren Kampfe um die bürgerliche und religiöse Freiheit begriffenen Niederlanden; so finden wir auch da den Fanatismus thätig, am Verderben des Landes zu arbeiten.

Bald nach dem Auftreten Luthers und Zwinglis wurde der Saame der neuen Lehre in diesem Lande ausgestreuet, wo er fruchtbaren Boden fand. Und das war nicht zu verwundern. Die Niederlande bildeten einen Handelsstaat, wo die protestantischen Kaufleute aus Deutschland und der Schweiz einen freien Eingang hatten, wo insbesondere in Amsterdam und Antwerpen eine Menge derselben ihren bleibenden Wohnsitz nahmen, weil dort Aussicht auf Gewinn, wie sonst nirgends, ihnen lachte. Dazu kam die Menge der Flüchtlinge, die, dem Fanatismus in ihrem Vaterlande entflohen, Zuflucht in Flandern gesucht hatten. Da sah man solche Ver-

jagte aus Frankreich, aus England, aus Deutschland in nicht geringer Zahl, die alle den Glauben, dessen Märtyrer sie im Vaterlande geworden waren, in der neuen Heimath um so eifriger auszubreiten pflegten, je mehr sie selbst darum gelitten hatten. Nehmen wir hinzu, daß die meisten Niederländer, welche gelehrten Fächern sich widmeten, nach Genf gingen, weil in ihrem Vaterlande die Universität Löwen keinen so großen Ruf behauptete, als jene, und daß diese jungen Männer die dort eingesogenen Grundsätze und gewonnenen Überzeugungen mit nach Hause brachten; so wird es ganz begreiflich, wie die gereinigte Lehre so bald festen Fuß fassen, und so schnell sich ausbreiten konnte, wie hier geschah, wo doch der Regent des Landes, der Kaiser Karl V. sich so bestimmt auf die Seite der Gegner gestellt hatte. Aber dieser, obwohl er in Deutschland gezwungen sich zu einer Art von Duldung bequemen mußte, wandte nun auch Alles an, was der grimmigste Fanatismus ihm eingab, die Ketzerei in seinem Geburtslande zu unterdrücken und auszurotten. Mit den strengsten Edicten wurden die Protestanten verfolgt, und diese Edicte ihrem Buchstaben nach unerbittlich in Ausübung gebracht. Männer, die in der Bibel lasen

oder öffentlichen Versammlungen beiwohnten, worin von Religion die Rede war, oder mit den Ihrigen im eignen Hause über religiöse Gegenstände sprachen, oder irrige Meinungen hatten, oder Zweifel an irgend einer Lehre der katholischen Kirche äußerten, wurden mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht, Weiber lebendig begraben.

Dreist gemacht durch seine Siege in Deutschland, versuchte Karl die Inquisition nun auch in den Niederlanden einzuführen. Aber schon die erste Kunde davon brachte eine entsetzliche Wirkung hervor. Die Bewohner der reichen Handels- und Hafenstadt Antwerpen überfiel ein panischer Schrecken. Die fremden Kaufleute rüsteten sich zur Abreise, die Läden wurden geschlossen, das baare Geld verschwand, alle Gewerke standen still, öde und leer waren die Gassen, keiner traute mehr dem Andern, und der Ruin der Stadt schien die unvermeidliche Folge von der Einführung jenes schrecklichen Gerichts werden zu wollen. Da legte sich die Statthalterin, Margarethe von Parma ins Mittel, und machte dem Kaiser so eindringliche Vorstellungen, daß er von dem Plane abging, und nur ein geistliches Gericht dort einsetzte, dem er Schonung der fremden Kaufleute befahl. So

blieb denn Antwerpen frei; aber das ganze übrige Land mußte die Schrecken des heiligen Gerichts erfahren, das hier während Karls Regierung über funfzigtausend Menschen durch Henkers Hand sterben ließ.

Ärger noch wurde es, als Philipp II. die Zügel der Regierung bekam. Alle Vorstellungen der Edlen der Nation, ja der Statthalterin selbst, die eine völlige Auflösung aller bürgerlichen Ordnung in Aufruhr und Empörung durch das fortwährende Einkerkern, Hängen und Brennen der Protestanten, voraussahen, und die insbesondere die Entfernung des Cardinals Granvella, der, als erster Minister der Statthalterin, das Aufspüren und Verbrennen der Ketzer ins Große trieb, verlangten, richteten nichts aus gegen den Fanatismus des Königs. Granvella blieb, und fuhr fort zu morden im Namen der Religion, bis er endlich, erdrückt durch den allgemeinen Unwillen und den Haß, der auf ihm ruhete, vom Könige 1564 zurückberufen, sich in aller Stille entfernte.

Als nun die größten und angesehensten Männer der Nation, Oranien, Egmont und Horn immer vergeblich für Duldung und Gewissensfreiheit und

Aufhebung der mordenden Ketzergerichte im Staatsrathe gestritten, und eine Sendung Egmonts nach Madrid nichts als eine neue Schärfung der alten Religionsedicte zu Wege gebracht hatte, indem die Statthalter der Provinzen Befehl bekamen, mit größerer Strenge gegen die Ketzer zu verfahren, und der Inquisition so völlig freie Hand gegeben wurde, daß sie auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen brauchte*) brach der allgemeine Unwille los in Einem großen Schrei der Verzweiflung. Die Statthalter erklärten fast alle, daß sie zur Ausführung solcher Mordbefehle welche 60,000 Menschen dem Beile oder dem Scheiterhaufen überliefern würden, sich nicht berufen fühlten, die Edeln des Landes wurden durch öffentliche Anschläge aufgefordert, die Freiheit des Volkes zu retten, und die Stände von Brabant protestirten feierlich gegen die Blutedicte. Zugleich vereinigte sich eine Gesellschaft von Edelleuten zu einem Bündniß, Compromiß genannt, zur Vertheidigung der Rechte des Vaterlandes gegen die verabscheuungswürdige Inquisition, welchem in kurzer Zeit fast der ganze Adel

*) Inquisitores praeter me neminem intueri volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint, so lauteten die bezüglichen Worte des königlichen Befehls.

und viele Bürgerliche, ja selbst Priester, alle ohne Unterschied der Religion, beitraten.

Diese Verbundene übergaben durch den Grafen von Nassau, der in Begleitung Heinrichs von Brederode an der Spitze von 300 Edelleuten aufs Schloß ging, der Statthalterin Margarethe eine Bittschrift, worin sie auf Abschaffung der Religionsedicte drangen. Die Regentin schwankte, wagte nicht, etwas Bestimmtes zu erklären, und gewährte vorerst eine Milderung der Edicte, bis eine Gesandtschaft, die sie an den König senden wollte, neue Befehle bringen würde*).

Mit großer Freude wurde diese Milderung vom Volke aufgenommen und die Statthalter der Provinzen benutzten sie zur vollkommenen Nachsicht und Unthätigkeit gegen die sogenannten Ketzer, die jetzt in großer Anzahl aus der Verborgenheit hervortraten. Leider aber rief nun auch der ungewohnte Genuß der Freiheit des Glaubens, auf der Seite der bisher Verfolgten und Unterdrückten so rasende Ausbrüche des

*) Als bei dieser Audienz der Graf von Barlaimont, der neben der Generalstatthalterin stand, diese seine Gebieterin bei dem langen Zuge der Edelleute verlegen die Farbe wechseln sah, flüsterte er ihr ins Ohr, sie solle sich vor einem Haufen Bettler (gueux) nicht fürchten. Dieser Name wurde von den Verbündeten aufgegriffen, und diese nannten sich nun selbst »die Geusen« Bettler.

Fanatismus hervor, daß sie durch nichts mehr sich selber schadeten, als durch die Gräuel, die jetzt verübt wurden, indem dadurch der Zorn und die Rache des Königs gereizt und ihm ein neuer Vorwand zu noch größerer Strenge gegen die Ketzer gegeben wurde. Ein Haufen protestantischen Pöbels von frühern Verfolgungen und Mordbefehlen im Lande umher gejagt, ohne bleibende Stätte, hält sich auf einmal für gesichert gegen die Angriffe katholischer Schergen und kommt aus seinen Schlupfwinkeln hervor mit dem lange verhaltenen Grimme im Herzen. Von einigen fanatischen Rednern ihrer Parthei noch mehr zur Rache der erfahrenen Unbill gereizt, sammeln sich solche Wüthende in Massen, mit Landstreichern, Bettlern und allerlei Raubgesindel im schrecklichen Vereine, durchziehen die Dörfer, erbrechen die Kirchen, zerschlagen die Bilder, und entweihen durch allerlei Frevel die heilige Stätte. Antwerpen insbesondere erfuhr die wilde Wuth fanatischer Rotten. In der Hauptkirche kannte die Zerstörungswuth der Rasenden keine Gränzen. Unter dem Geschrei: es leben die Geusen! wird das, nach einer Procession dorthin geflüchtete Marienbild zerhauen, zerstochen, in Trümmer geschlagen, die Bilder und Statuen der Heiligen

zerschmettert, und die große Orgel, ein Meisterstück der Kunst, zerstört, und das Alles mit einer Ordnung und Schnelligkeit vollbracht, daß in kurzer Zeit der herrliche Tempel, den siebenzig Altäre schmückten, einer der schönsten in der Christenheit, völlig verwüstet war. Noch in der Mitternacht zog man aus mit Fackeln und Kerzen, um auch den übrigen Kirchen so mitzuspielen. Eine Menge von Städten und Dörfern theilten dies Schicksal. Drei Tage währten in Antwerpen die Gräuel, bis endlich die furchtsamen Bürger sich ermannten und bewaffnet sich vor ihren Häusern zeigten.

Der angerichtete Schaden war unermeßlich. Leider gingen auch viele Werke der Kunst und kostbare Handschriften verloren. Einiges zwar wurde durch die reformirten Prediger, die der Gräuel, durch die Glaubensgenossen verübt, sich schämten, wieder herbeigeschafft; aber bei der Marienkirche allein wurde doch der Schaden zu 400,000 Gulden geschätzt. Durch die ganzen Niederlande, durch Flandern und Brabant zog sich die rasende Wuth, nur wenige Städte entgingen dem Schicksale, von solchen Banden heimgesucht zu werden, die Alles zerstörten, was ihren Mitbürgern heilig und theuer war. Nur zwei

Provinzen, Friesland und Geldern, schützte der Muth und die Klugheit der Statthalter. Mit großer Mühe und Anstrengung und nur durch bedeutende Nachgiebigkeit in den Willen der Aufrührer, die sich schon mehrer katholischer Kirchen bemächtiget hatten, und gar nicht gesonnen schienen, sie wieder herauszugeben, wurde endlich die Ruhe hergestellt, und diese von den Protestanten aufs eifrigste und thätigste angewandt, Kirchen zu bauen, deren mehre in unglaublicher Geschwindigkeit zu Stande kamen. Aber auch die Statthalterin hatte die Zeit benutzt, sich nach fremden Truppen umzusehen, welche Herzog Erich von Braunschweig ihr zuführte. Jetzt änderte sich die Scene. Margarethe von Parma gab ihren frühern Bewilligungen und Zugeständnissen eine andere Deutung. Predigten anhören dürften die Protestanten, sagte sie, aber Kirchen erbauen, sei ihnen nicht zugestanden, glauben könnten sie vom Abendmahle was sie wollten, aber auf andere, als katholische Weise feiern dürften sie es nicht. So wurden denn die eben erbauten protestantischen Kirchen wieder niedergerissen, und aus ihren Balken Galgen für ihre Prediger errichtet. Allenthalben begann das Wüthen gegen die Reformirten von neuem, allenthalben rauch-

ten die Scheiterhaufen, wie früher, und in voller Thätigkeit waren die Henker, die in jeder Stadt die Opfer zu hunderten schlachteten. Da erschallte die schrecklichste Nachricht, die ein protestantisches Ohr treffen konnte, „Alba erscheint mit spanischer Heeresmacht.“ Nun trieb der erste Schrecken hunderttausende von Einwohnern aus dem Lande, nachdem des zersprengten Geusenbundes Häupter bereits mit ihren Freunden und Anhängern vorangegangen und nach Deutschland geflüchtet waren. Auch Margarethe legte bald ihre Statthalterschaft nieder, und verließ das Land.

Das Leben Aller war jetzt dem Henkerbeile verfallen, denn Philipp hatte die ganze Nation des Hochverraths und der Ketzerei schuldig erklärt, die alten Glaubensedicte wiederholt und geschärft und die Inquisition in ihre frühere Wirksamkeit eingesetzt. Alba war völlig Herr über jedes Leben im Lande, und er übte seine Herrschaft mit unumschränkter Gewalt. Auch der Geusenbund nahm durch die Gewalt der Waffen ein jammervolles Ende. Fast alle seine Theilnehmer hatte das Schwerdt des Feindes oder des Henkers getroffen, dreihundert, die in der Schlacht sich zu Gefangenen ergaben, wurden mit

kaltem Blute niedergestochen, und die Wenigen, die so glücklich gewesen waren, zu entkommen, hatten auch nichts, als das nackte Leben gerettet und trugen von da an ihres Bundes Namen mit der That und der Wahrheit. So groß war aber auch die Furcht vor dem nahenden Henker, daß alle Landstraßen von Flüchtigen wimmelten, und es an Schiffen fehlte, sie über die See nach dem Lande ihrer Zuflucht, England zu bringen, und wenn auch hunderttausend nach Deutschland auswanderten, so gelang es nur sehr wenigen, einige Trümmer ihres Vermögens mitzunehmen. Der größte Theil verließ die Heimath mit dem Bettelstabe in der Hand, um im fremden Lande durch seinen Fleiß und seine Kunst sich zu nähren.

Eine der ersten Gewaltthaten Alba's war, daß er hinterlistiger Weise sich der Grafen von Egmont und Horn bemächtigte, und ohne einen Schein des Rechts sie unter dem Henkerbeile sterben ließ. Viele vom höchsten Adel hatten dasselbe Schicksal. Zu spät bereueten sie es, nicht mit den übrigen Flüchtlingen, und zwanzigtausend andern gegangen zu sein, die gleich nach Alba's Ankunft noch mit Zurücklassung ihrer Habe die Flucht ergriffen. Alle aber,

die vor seiner Erscheinung schon in den Kerkern saßen, wurden nun sogleich dem Henker übergeben!

Um sich das Henkergeschäft zu erleichtern, setzte der Herzog von Alba den berüchtigten, unter dem Namen **conseil des troubles**, Rath der Unruhen, bekannten Gerichtshof ein, der aus zwölf Mitgliedern bestand, von welchen indessen drei nie an den Sitzungen Theil genommen haben. Mit welcher Gefühllosigkeit diese Richter über das Leben ihrer Mitmenschen absprachen, möge ein Beispiel zeigen. Einer derselben, Jacob Hesselts genannt, pflegte gleich beim Anfange der Session einzuschlafen, wurde er dann zum Abstimmen geweckt, so rief er, aufgerufen aus dem süßen Schlummer, noch schlaftrunken, ohne zu wissen, von wem, oder wovon die Rede gewesen war, „an den Galgen, an den Galgen!" Bald aber blieben noch mehre Blutrichter weg aus dem Blutrathe, und nur zwei Spanier, der Secretair Varges, ein Bösewicht ersten Ranges, und ein Doctor, **del Rio**, welche fortan alle Urtheile allein unterzeichneten, machten das ganze Gericht aus.

Alle, die vorgefordert wurden, waren ihres Todes gewiß, und in allen Städten des Landes sah man Hängen, Köpfen, Rädern, Verbrennen. Oft

fielen an einem Tage an demselben Orte zwanzig, dreißig, vierzig und mehre Opfer fanatischer Wuth.

Angesehene reiche Kaufleute, Bürgermeister von Städten, und sonst hochgestellte Männer, schleppte man mit rückwärts gebundenen Händen, am Pferdeschweife gebunden, zur Richtstätte. Fünfundfunfzigen wurden zu Valenciennes an einem Tage die Köpfe abgeschlagen. Das Vermögen der Gemordeten fiel in den königlichen Schatz, und man rechnet zwanzig Millionen, die der König jährlich durch solche Confiscationen gewann. Alle diese Gräuel wurden von den Niederländern mit unglaublicher Apathie, ja mit gänzlicher Hingebung in den Willen des Tyrannen, ertragen. Als aber Alba im despotischen Übermuthe, über jedes Rechtsgefühl sich hinwegsetzend, so weit die Tyrannei trieb, daß er den hundertsten Pfennig von dem sämmtlichen Vermögen der Landesbewohner, und dann den zehnten Pfennig von jedem Verkaufe beweglicher, wie unbeweglicher Güter forderte; so daß, wer für zehn Thaler verkauft hatte, den zehnten an seine Casse liefern sollte, da erhob sich wie ein Mann die ganze Nation, und alle Religionspartheien machten hier gemeinschaftliche Sache, dem argen Dränger das Handwerk zu legen.

Die Meergeusen überfielen Vließingen, Briel und Tervern, und fast alle Städte von Holland und Seeland öffneten Wilhelm von Oranien die Thore, der auch am 15. Jul. 1572 zum Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht erklärt wurde. Jene Bedrückung war die eigentliche Ursache des Abfalls der Niederlande von der spanischen Herrschaft, dessen weitere Beschreibung nicht hieher gehört. Der zehnte Pfennig, sagt Rotteck mit Recht, hat Holland frei gemacht.

Zwar wüthete Alba noch einige Zeit fort und die Mordscenen wiederholten sich in den Städten, die das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen; aber zuletzt wurde er des Mordens müde. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie. Er selbst rühmte sich, achtzehntausend Ketzer mit Köpfen, Rädern, Hängen oder Verbrennen vom Leben zum Tode gebracht zu haben.

Was war aber mit alle dem Morden ausgerichtet gegen die neue Lehre? Nichts! Der Protestantismus erhob nur immer freier und kühner sein Haupt, als es Wilhelm von Oranien gelang, sieben Provinzen von den zehn katholischen zu trennen, und diese durch die Utrechter Union 1578 zu einem Staatenbunde

zu vereinigen. Die unterdrückte und verfolgte wurde nun die herrschende Parthei, weil auch in der That nur so wenige in den sieben Provinzen Anhänger der katholischen Kirche geblieben waren, daß sie sich unter den Reformirten verloren. Welche Lehre für alle Zeiten!

7.
Ausbrüche des katholischen Fanatismus in Frankreich.

Von den, in den Niederlanden verübten Gräueln wenden wir den bethränten Blick hin in das Nachbarland Frankreich, in welchem gleichfalls frühe schon die Lehre Calvins und Zwinglis viel Boden gewonnen hatte. Man nannte ihre Anhänger Hugenotten, eine Benennung von deren Entstehung mit Gewißheit nichts anzugeben ist. Einige leiten den Namen ab vom Könige Hugo, von welchem die Sage ging, daß sein Geist bei Tours allnächtlich umgehe. Weil nun die Reformirten dort ihre Zusammenkünfte anfänglich bei Nacht hielten, so will man von jenem Gespenste den Namen Hugenotten — vielleicht Hugos

Genossen, wenn es erlaubt wäre, diese deutsche Etymologie zu Hülfe zu nehmen — ableiten. Margarethe, Königin von Navarra, König Franz I. Schwester, war hier ihre mächtige Freundin und Beschützerin. Aber eben deswegen mochte auch die Vertilgung derselben wohl so schwer werden, daß sie, trotz aller an ihnen verübten Unthaten, nicht gelang. Im Gegentheil vermehrte sich ihre Zahl in dem Verhältnisse, in welchem die Menge ihrer Bekenner zu den Brandplätzen geschleppt wurde!

Franz I., unter dessen Regierung schon im Jahre 1520 die neue Lehre in Frankreich anfing, sich zu verbreiten, ließ in den Jahren 1524, 25, 28, die strengsten Edicte gegen ihre Anhänger ausgehen. Er ließ sie dutzendweise verbrennen, er schickte sie zu Hunderten auf die Galeeren, er jagte sie zu Tausenden aus dem Lande, und schonte keines Einzigen, der ihm bekannt wurde. War es zu verwundern, wenn auch die fanatische Glaubenswuth seiner Landesbehörden sich die schauderhaftesten Mißhandlungen dieser unglücklichen Menschen erlaubte? Eine der entsetzlichsten Thatsachen, die unter seiner Regierung sich zutrug, ist: das

Blutbad zu Cabrieres und Merindol.

Die Bewohner dieser beiden Ortschaften waren ein Überrest von den Albigensern und Waldensern, deren Vorfahren im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von päpstlicher Glaubenswuth geschlachtet wurden. Sie bewohnten die Gebirge der Provence in unfruchtbaren Gegenden, die von ihnen aber mit eisernem Fleiße und unüberwindlicher Geduld fruchtbar gemacht worden waren. Ihres Glaubens wegen forderte sie das Parlament von Aix vor Gericht, im Jahre 1540, und sprach, da sie nicht erschienen, das Todesurtheil über Alle aus. Sie appellirten an den königlichen Staatsrath und der König trug seinem Statthalter in der Provinz auf, Erkundigung einzuziehen und Bericht zu erstatten. Dieser fiel durchaus günstig für sie aus. Der Statthalter meldete, es sind Leute, die seit dreihundert Jahren diese Gebirge bewohnen, arbeitsame und thätige Menschen, die einen Abscheu vor Processen haben, in Ruhe und Frieden leben, treue Unterthanen, sehr wohlthätige, fromme wohlgesittete Menschen, nur dem Papste und den Bischöfen nicht unterworfen. Dieser Bericht schützte sie bis zum Jahre 1544 so weit, daß ihr Loos ein erträgliches war, denn der damalige Parlamentspräsident Chassanée, ein vernünftiger, gerechtigkeitslie-

bender Mann, verschaffte ihnen Gelegenheit, ihr Glaubensbekenntniß in die Hände des Königs zu bringen, dem dieses so sehr gefiel, daß er erklärte, nicht begreifen zu können, wie man solchen Leuten das Todesurtheil sprechen könne.

Leider aber starb der vortreffliche Chassanée schon im Jahre 1544 und hatte einen Baron von Oppeda zum Nachfolger, der, um seinem zerrütteten Vermögen aufzuhelfen, eine Anzahl Bürger von Merindol in der Provence für Protestanten erklärte, sie ins Gefängniß schleppte und ihrer Güter beraubte. Die Kinder der Unglücklichen entflohen nach Cabrieres, wo sie von den Einwohnern menschenfreundlich aufgenommen wurden. Da suchte das Ungeheuer auch diese zu verderben. Sie wandten sich an den König; bei dem aber hatte Oppeda einen Vertreter, den Cardinal Tournon, einen fanatischen Priester, der den Befehl auswirkte, daß das frühere Parlamentsdecret wider die Bewohner von Cabrieres vollzogen, und dem Präsidenten von Oppeda eine Abtheilung Soldaten zur Vollstreckung gegeben werden sollte. Jetzt begannen in der unglückseligen Stadt Gräuel, vor welchen die Menschheit schaudert! Der Präsident führte die Soldaten in Person an, drang

in den offenen Ort, und unter den Streichen seiner mordgierigen Rotte mußte sein Leben aushauchen alles was ihre Mordinstrumente erreichen konnten. Da schonte die Glaubenswuth kein Geschlecht und kein Alter, da mordeten die Rasenden Männer und Weiber, Greise und Kinder mit dem Säuglinge an der Brust der Mutter, da wurden Weiber und Jungfrauen von diesen Bekennern der allein selig machenden Religion geschändet und 3600 Menschen gemordet.

„Unter allen Grausamkeiten, die jener Oppeda hier verübte“ sagt der Geschichtschreiber, der diese Gräuel berichtet, „war wohl die eine der verfluchtesten, daß er eine Anzahl schwangerer Frauen in eine Scheune sperren und verbrennen, andere aber aufschneiden ihnen die Frucht aus dem Leibe nehmen, und zertreten ließ.“

Der König Franz gab selbst seinen Abscheu über diese That zu erkennen, und wurde auf seinem letzten Lager, auf welchem er an einer gewissen ekelhaften Krankheit den Geist aufgeben mußte, deshalb von heftigen Gewissensängsten gequält; aber seine eigenen Qualen machten das Geschehene nicht ungeschehen. Nur eins that er, das seine Reue bezeugte,

daß er seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich II., die Bestrafung des Verbrechens befahl.

Dieser ließ im Jahre 1552 den Präsidenten von Oppeda und seine Mitschuldigen, de la Font, Balet und den Generaladvokaten Guerin vor das Parlament von Paris fordern. Hier wurde ihr Verbrechen in funfzig Verhören untersucht und der Generaladvokat zum Galgen verurtheilt, dem von Oppeda aber nur Gefängniß zuerkannt. Traurige Genugthuung für die Manen der unmenschlich Gemordeten! Doch aber lebte noch ein höherer Richter, dessen Arm auch die Großen der Erde erreicht, die die Gewissen ihrer Untergebenen bedrängen und Unschuldige mißhandeln um des Glaubens willen. Der Präsident, dessen verruchte That so gelinde bestraft wurde, starb auf seinem Bette des grausamsten Todes, dessen sich nur ein Tyrann würdig machen kann.

Allein ungeachtet dieses Urtheils war die Regierung Heinrichs II. um nichts menschlicher als die seines Vaters für die protestantischen Bewohner seines Reiches, vielmehr erstiegen ihre Leiden einen noch höhern Grad, und unmenschliche Richter machten aus dem Anblicke der Martern, die mit teuflischer Erfindungskraft ihnen angethan wurden, einen Theil

ihrer Lustbarkeiten, und der König selbst sah einst mit Vergnügen zu, als man einige dieser Unglücklichen an einem langsamen Feuer briet, und sie zu verschiedenen Malen wieder heraushob und hineinließ, um ihre Qualen desto länger und schrecklicher zu machen. Indessen erzählt der Geschichtschreiber, dieser entsetzliche Anblick habe einen solchen Eindruck auf seine Einbildungskraft und sein Gedächtniß gemacht, daß er die fürchterliche Erinnerung daran in seinem Leben nie wieder habe los werden können, und bis an seinen Tod von den grauenhaften Bildern der Gemordeten verfolgt worden sei. Diese Bosheit, diese Erfindung ausgesuchter Martern, um den bejammernswerthen Opfern katholischer Glaubenswuth ihre Leiden recht fürchterlich zu machen, übersteigt aber auch allen Glauben, und für Verläumdung müßte die Nachwelt die Beschreibungen solcher Hinrichtungen erklären, würde, was sie berichten, nicht von katholischen Schriftstellern, den Zeitgenossen jener Mörder und jener Gemordeten, bestätiget.

Mit Schaudern lesen wir, wie den Verurtheilten die Haut vom Leibe gezogen, der geschundene Körper mit Schwefel eingerieben, und in Ketten

über einen Haufen glühender Kohlen gehängt wurde, wie die Kunst der Henkersknechte den Gemarterten das Leben mitten im Feuer verlängerte, um sie nur so lange als möglich leiden zu lassen, wie unter ihnen solche waren, die das Feuer nur halb verzehrt hatte, so daß man in ihren Leibern die Eingeweide sich bewegen sehen konnte, die aber auch wirklich noch lebten, und die Luft mit ihrem erbärmlichen Geschrei erfüllten. Was aber Cannibalen und Menschenfresser erweicht haben würde, das rührte die Herzen der Priester der römisch-katholischen Kirche nicht! Denn auch bei dergleichen Gräueln zeigten sich diese am allergeschäftigsten, und eben sie waren es, die durch ihre Glaubenswuth, welche durch die Lehre von der allein seligmachenden Kirche entflammt wurde, auch die Laien auf das Entsetzlichste fanatisirten, und den Königen die Überzeugung beibrachten, daß sie durch nichts ihre Namen so groß und herrlich, und ihre Seelen so gewiß selig machen könnten, als durch Vertilgung der Ketzer. **Impleat nos Deus odio Lutheranorum,** *) schrieen sie auf den

*) Gott erfülle uns mit Haß gegen die Lutheraner. So war der allgemeine Name für die Anhänger der neuen Lehre, bis die Benennung »Hugenotten« ihn allmählig verdrängte.

Kanzeln, und preisen jedes Schelmstück und jede Grausamkeit gegen die Protestanten als Gott wohlgefällige Thaten.

Es saßen damals freilich auch unter den Katholiken im Parlamente zu Paris zwei vernünftige, billiger denkende Männer; aber es war nicht möglich, daß diese gegen die Wuth der Geistlichen etwas ausrichten konnten. Sie hatten Ursache froh zu sein, wenn sie nicht als Ketzer ihrer menschlichen Gesinnungen wegen mit zur Richtstätte geschleppt wurden, welches Schicksal unter andern auch einen der rechtschaffensten und angesehensten Parlamentsräthe, Anna du Bourg betraf.

Als man nämlich im ganzen Lande, wohin das Auge blickte, fast nichts sah, als lodernde Scheiterhaufen, Galgen, Räder und wüthende Pöbelaufstände, die von den fanatischen Priestern auf die Protestanten gehetzt wurden, als man umsonst die fürchterlichen Feuerkammern *) errichtete als ein Edict von 1551 bei harter Strafe verbot, für Ketzer um Gnade zu bitten, als den Richtern kein anderes Muster zur Nachachtung vorgestellt wurde, als das der Spani=

*) Chambres ardentes, Gerichtshöfe, von denen immer auf Feuerstrafe erkannt wurde.

schen Inquisition, und des Königs Philipp August, der an einem Tage 600 Albigenser verbrennen ließ, und dennoch stets die Zahl der Reformirten sich mehrten, so daß, wie ein berühmter Geschichtschreiber jener Tage berichtet, gegen zwei, die auf den Scheiterhaufen starben, hundert andere zu dem Glauben der Gemarterten und Gemordeten sich wandten, kam es wiederholt im Parlamente zu harten Debatten, wie gegen die Hugenotten zu verfahren sei. Einige Stimmen verlangten, man solle mit ihnen gelinder umgehen; andere riethen, ihren Glauben genauer zu prüfen; noch andere man solle ganz ablassen von ihnen, indem ihre Lehre, ihr Leben, ihre Geduld unter den Martern viel zu laut für sie redeten, als daß man mit gutem Gewissen sie ferner verfolgen könne.

Da erschien der König selbst einmal im Parlamente, begleitet von dem fanatisch blutgierigen Herzoge von Lothringen, und mehrern seiner Schmeichler denen nach dem Blute der Protestanten dürstete.

Jetzt erhob sich furchtlos der edle du Bourg, die Gelegenheit benutzend, um dem Monarchen die so selten gehörte Wahrheit zu sagen. Es würden, sprach er, so viele Gräuel im Lande begangen, daß

nicht Galgen und Räder genug angeschafft werden könnten, um sie zu bestrafen, die gleichwohl ungestraft blieben; dagegen aber wären die Grausamkeiten unendlich, die man gegen die rechtschaffenen, dem Könige treu dienenden, täglich für ihn betenden Protestanten verübte. Diese Worte, von einem edlen Manne gesprochen, versetzten den Despoten in eine solche Wuth, daß er befahl, ihm, dem ehrenwerthen Redner, den Proceß zu machen, und schwur, daß er selbst seine Hinrichtung mit ansehen wolle. Sein Befehl wurde befolgt auf der Stelle, der Blutrath brachte ihn vor die Inquisition; aber Heinrich erlebte seine Hinrichtung nicht. Ihn selbst ereilte der Arm des ewigen Richters, ehe er das Opfer seines Fanatismus brennen sah. Es war am 1. Juli 1559, als bei einem Tourniere, in welchem er selbst in die Schranken ritt, ein Splitter von dem zerbrochenen Lanzenschafte des Grafen von Montgommery ihm über dem rechten Auge in den Kopf fuhr, und nach schrecklichen Leiden am neunten Tage seinem Leben ein Ende machte. Gepeiniget von Schmerzen redete er öfter reumüthig von seinen Barbareien gegen die Protestanten; allein der Cardinal von Guise belehrte ihn, daß solche Gedanken Anfechtungen des Teufels

wären, denen er widerstehen müsse! — Durch seinen Tod wurde daher das Schicksal der Hugenotten nicht gebessert, und Anna du Bourgs Hinrichtung nicht verhindert. Der Cardinal drang durch, und der edle Mann wurde zum Feuer verurtheilt, mit dem Hinzufügen, daß ihm die Zunge aus dem Halse geschnitten werden sollte, wenn er sich unterstände, ein Wort zum Volke zu reden. Standhaft hörte er das Urtheil an, und sprach nichts desto weniger mit großer Freimüthigkeit zu den versammelten Zuschauern. Aber auch sein Tod that der Kirche, die vertilgt werden sollte, keinen Abbruch: denn Viele waren der Meinung, daß der Glaube eines so frommen, rechtschaffenen Mannes unmöglich ein falscher sein könne!

Der Gerichtsmord dieses Märtyrers zeigt schon, daß durch den Tod Heinrichs **II.** der Fanatismus in Frankreich nicht abgehalten wurde, fortzuwüthen gegen die Protestanten; vielmehr sehen wir uns genöthiget, unsere Leser noch mit Erzählungen von jammervollen Ausbrüchen der Glaubenswuth zu betrüben, und Bilder vor ihren Augen zu entfalten, bei deren Anblick Jeder, dem noch ein Funken menschlichen Gefühls in der Brust lebt, bis zu Thränen

gerührt und mit Schaudern und Entsetzen erfüllt werden muß: denn die Geschichte führt uns jetzt zur Betrachtung

des Fanatismus unter der Regierung Franz II. in Frankreich.

Er war 15 Jahr alt, als er seinem Vater Heinrich auf dem Throne folgte, und mit vollem Rechte können wir auf ihn den Spruch des alten Weisen anwenden „wehe dem Lande, deß König ein Kind ist." Er war ganz in der Gewalt seiner ränkevollen, lasterhaften Mutter, der berüchtigten Katharina von Medicis, der Messaline ihrer Zeit, der absichtlichen Verderberin ihrer eigenen Söhne durch ausstudirt schlechte Erziehung. Neben ihr standen zwei Prinzen aus dem Lothringischen Hause, die ältesten von sechs Brüdern, von welchen der Eine nach einem kleinen, ihnen gehörigen Fürstenthume, der Herzog von Guise, der andere, der Cardinal war, Cardinal von Lothringen, auch der Cardinal von Guise genannt wurde. Jener glänzte als Feldherr, dieser als Staatsmann, beide aber waren fanatische Katholiken und als Ausländer Vielen verhaßt. Wenn in solchen Händen und unter solchem Einflusse der an Leib und Seele schwache königliche Knabe war,

so ließ sich wohl nichts Gutes für die verfolgten Hugenotten erwarten. Heinrichs **II.** Verfolgungssucht war nicht mit ihm aus der Welt gegangen; vielmehr ging Alles in dessen Geiste fort, indem man seinen Sohn beredete, er erfülle des Vaters Willen, wenn er alles vertilge, was nicht dem katholischen Glauben zugethan sei. Daher sah man Frankreich mit dem Blut der Ketzer überschwemmt, das die Schergen des Königs **in majorem Dei gloriam** in Strömen vergossen. Neue Verfolgungsbefehle wurden gegeben, neue Feuerkammern errichtet, welche alle Protestanten ohne Gnade zum Feuer verurtheilten, ein Inquisitionsgericht eingeführt, trotz des Widerspruchs, den die Parlamente dagegen erhoben, und die Protestanten bis in die entlegensten Schlupfwinkel und Einöden verfolgt. Alle Gefängnisse waren voll, alle Henker in Arbeit, alle Gemüther in Aufruhr bei den Bluturtheilen, die wider jene Unglücklichen in allen Städten gesprochen wurden. Kein Geschlecht, kein Alter sah man verschont, zu Tausenden schleppte man sie zu den Richtplätzen hin.

Mitten unter diesen Gräueln bildete sich ein Complott der Prinzen von Geblüt, welchen ein näheres Recht zum Antheil an der Regierung zustand,

als jenen Fremdlingen, die sie auf keine Weise zu verdrängen im Stande waren. An der Spitze desselben standen Anton von Bourbon, König von Navarra und der Prinz von Condé. Diese, wohl einsehend, daß sie ohne die Beihülfe einer starken Parthei, gegen die allmächtigen Günstlinge nichts vermöchten, schlossen sich enger den Häuptern der Reformirten, dem großen Admiral Coligny, und Franz von Andelot, General der Infanterie an.

Eine Verabredung wurde von diesen Männern getroffen, daß sie an einem bestimmten Tage sich nach Amboise begeben, dem Könige dort eine Bittschrift übergeben, und bei der Gelegenheit sich der beiden Guisen bemächtigen wollten, um ihnen von den Ständen den Proceß machen zu lassen. Aber die Verschwörung, der Anschlag von Amboise genannt, wurde entdeckt, und gab einen neuen erwünschten Grund zur Verfolgung der Protestanten, indem man ihr die Absicht, den König ermorden zu wollen, unterschob: denn nun konnte man, unter dem Vorwande, Hochverrath bestrafen zu müssen, gegen diejenigen, welche sich auf diese Weise den Weg zum Könige öffnen wollten, Rache in vollem Maaße und ohne alle Rücksichten ausüben. Alle wirkliche oder

vermeintliche Theilnehmer des Complotts wurden allenthalben aufgesucht, nach Amboise geschleppt, und erhenkt, ersäuft, geköpft, gerädert. Zwölfhundert Leichen lagen in den Straßen der Stadt, aus welchen das Blut der Gemordeten in die mit todten Körpern angefüllte Loire sich ergoß. Alle öffentlichen Plätze waren mit Galgen besetzt, an welchen die vornehmsten Herren des Reichs zuletzt aufgehenkt wurden, während die Königin mit ihren drei Prinzen und den Hofdamen an den Fenstern des königlichen Schlosses stehend, dem jammervollen Schauspiele mit Vergnügen zusah. Nur der Prinz von Condé wurde geschont, wie gern auch ihn die Guisen geschlachtet hätten, weil die Königin fürchtete, daß deren Gewalt zu groß werden möchte, wenn dieser nicht mehr ihnen das Gegengewicht hielte.

Die Untersuchungen der Ketzereien wurden nun den Parlamenten abgenommen, und in die Hände der Bischöfe gegeben, mit deren Hülfe der Cardinal von Lothringen eine Inquisition nach dem Muster der Spanischen einzuführen bemüht war.

Doch auch die Ströme des zu Amboise vergossenen Menschenblutes konnten den Fanatismus des unmündigen Königs und der Guisen nicht abkühlen.

Wohl wissend, daß die Hugenotten ihres Untergangs gewiß waren, wenn sie das Ruder des Staatsschiffes in Händen behielten, und folglich alles thun würden, um es ihnen aus den Händen zu winden, beschlossen sie, mit einem Schlage sich wenigstens aller Häupter dieser Parthei zu entledigen. Zu dem Ende schrieben sie eine Ständeversammlung nach Orleans aus, vorgeblich um durch gemeinschaftliche Berathung Mittel zu finden zur Abhülfe der Übel, unter welchen das Reich seufzte; in der That aber, um die protestantischen Großen, die zu dem Tage eingeladen wurden, auf einmal zu ermorden. Auch waren sie ihrer Sache so gewiß, daß sie über vierzig Scharfrichter nach Orleans kommen ließen, und die Einrichtung vieler neuer Gefängnisse befahlen. Die Protestanten wußten, oder vermutheten wenigstens, daß ihr Untergang an diesem verhängnißvollen Orte beschlossen sei; aber sie glaubten dennoch, dem Befehle des Königs gehorchen zu müssen, und erschienen noch vor dem bestimmten Tage, dem 18. Dec. 1560.

Kaum war der Prinz von Condé angekommen und hatte dem Könige sich vorgestellt, als dieser ihn mit harten Worten grober Verbrechen beschuldigte, von denen keins erwiesen werden konnte. Betheue=

rungen seiner Unschuld halfen zu nichts. Er wurde in Arrest gebracht. Sein Untergang war beschlossen. Er habe dem Könige nach dem Leben getrachtet und eine neue Religion im Lande einführen wollen, so lautete die Anklage. Seine Gemahlin bat den König fußfällig um sein Leben; aber dieser blieb unerbittlich; Condé sollte sterben. Auch seinem Bruder, dem König von Navarra, war ein gleiches Ende bestimmt; nur auf die Art, wie man ihm mit guter Manier aus Leben kommen konnte, kam es an. Erst wollte man bei einem Gastmahle ihm Gift beibringen, aber der Rath wurde verworfen und dagegen beschlossen, der König sollte ihn mitten in der Nacht rufen lassen, dann wollten die Guisen Händel mit ihm anfangen, und ihn sogleich in Gegenwart des Königs niedermachen. Die Verabredung wurde dem Könige von Navarra durch die Herzogin von Montpensier in aller Stille verrathen. Als er daher gefordert wurde, weigerte er sich zu kommen, und erst auf die wiederholte Einladung erschien er, wohl bewaffnet, mit dem vorher bestimmt gegen einen Vertrauten ausgesprochenen Entschlusse, sein Leben theuer zu verkaufen. Kaum war er ins Zimmer getreten, als der Cardinal von Lothringen die Thür hinter

ihm verschloß, und der junge König ihn mit groben Worten anredete, um ihn zum Zorn und zu unehrbietigen Antworten zu reizen. Aber seine fest gehaltene Ruhe, seine ehrfurchtsvolle Haltung, seine Mäßigung in dem verhängnißvollen Augenblicke banden seinen Feinden die Hände, ein übrig gebliebener Funke von Gewissen und Schaam hielt sie ab, sich an ihm zu vergreifen. Anton von Navarra ging unversehrt aus der Mörderhöhle. Aber einem andern Anschlage konnte er nicht entgehen. Auf einer Jagd, zu der der König ihn einladen wollte, sollte ein Flintenschuß ihn hinterrücks treffen, und seinem Leben ein sicheres Ende machen; und so gewiß war man des Gelingens, daß Truppen bereit gehalten wurden, sein Königreich Navarra sofort zu besetzen. Nach menschlichen Ansichten war jetzt der Untergang der Protestanten ganz unvermeidlich; allein im Himmel war es anders beschlossen.

Ehe die Jagd angestellt, ehe das Urtheil über Condé gesprochen werden konnte, wurde König Franz gefährlich krank. Ärzte und Wundärzte wurden herbeigeholt, und als sie nicht versprechen konnten, den kranken König bis Ostern nur hinzuhalten, für Ketzer erklärt. Nun wurden Messen gelesen, Processionen ge-

halten, Wallfahrten angestellt, Gelübde gethan für die Erhaltung des Lebens, von der es abhing, ob das beabsichtigte schreckliche Blutbad vollbracht werden konnte. Der einfältige, im krassesten Aberglauben aufgezogene König selbst, den doch die Blutschulden schon schwer genug drückten, gelobte Gott und seinen Heiligen, daß er, wenn Gott ihn leben ließe, keinen Ketzer mehr in seinem Reiche dulden, und weder Gemahlin noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch Blutsverwandte und treue Diener schonen wollte, wenn sie in den Verdacht kämen, Ketzer zu sein.

Aber er starb, trotz aller Gelübde am 5. Dec. 1560, im siebenzehnten Jahre seines Alters, und ihm folgte in der Regierung sein zehnjähriger Bruder Karl IX. unter der Vormundschaft seiner Mutter, der oft genannten Katharina von Medicis. Jetzt wurde der Prinz von Condé vom Parlamente feierlich für unschuldig erklärt, der König Anton von Navarra zum Generallieutenant des Königs ernannt, und bessere Zeiten schienen unter solchen Umständen für die Protestanten anfangen zu wollen! Aber es schien auch nur so, und leider! haben wir auch

von dem religiösen Fanatismus in Frankreich unter Karl IX.

noch gräßlichere Ausbrüche zu berichten, als die sind, von welchen wir bereits die Bilder dem Leser vorstellen mußten. Als Franz von Guise sah, daß die Rache der Bourbonen, vor welcher er nach Franz II. Tode gezittert hatte, sein und seines Bruders, des Cardinals von Lothringen, schuldbeladenes Haupt verschonte, schloß er mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. Andrée eine Verbindung, das sogenannte Triumvirat, das den Protestanten, die dem beabsichtigten Blutbade durch göttliche Fügung so glücklich entgangen waren, den Untergang schwur. Dagegen trat Katharina den Häuptern der Protestanten immer näher, die Vernichtung derselben bis auf gelegene Zeit sich vorbehaltend, und bewirkte durch den edlen Kanzler Michael de l'Hopital auf einer Versammlung zu St. Germain en Laye 1562 ein für ihre Parthei günstiges Edict, wodurch die frühern Verfolgungsdecrete aufgehoben und ihnen eine Art von Religionsfreiheit bewilliget wurde, deren sie indessen nicht lange sich zu erfreuen Ursache hatten, so gering sie auch war; indem nur außerhalb der Städte ihnen ihren Gottesdienst zu halten, gestattet sein sollte, und die Verbrechen, die bald wieder an ihnen verübt wurden, lehrten sie aufs Neue, was

von katholischer Treue und katholischen Versprechungen, von Priestern gegeben, zu halten sei.

Als der Herzog von Guise von Lothringen mit einem Truppencorps nach Paris zog, nahm er seinen Marsch über Vassy. Hier hielten eben die Protestanten ihren Gottesdienst in einer Scheune, ohne etwas Arges zu ahnen. Der Cardinal von Lothringen aber, der Bischof von Chalons, und die Geistlichen der Stadt benutzten die günstige Gelegenheit, ihren Ingrimm an den Unglücklichen auszulassen. Sie erbaten sich vom Herzoge zwei Compagnieen Reuter, und überfielen nun an deren Spitze die Arglosen, die unbewaffnet ihrem Gott dienten, und hieben sie in Stücke, und der Herzog war Augenzeuge dieser That.

Die angestellte Klage hatte keinen Erfolg, der Mord von mehr als tausend Menschen blieb ungeahndet, und zwei und vierzig Städte folgten dem Beispiele, das die Priester der allein seligmachenden Religion gaben. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum gebunden, und das Eingeweide ihm aus dem Leibe gerissen, und dreihundert Menschen gehangen, geköpft, ersäuft, lebendig geschunden. Kinder verkauften die Barbaren um einen Thaler denen, die das Vergnügen haben wollten, sich an ihren Martern

zu freuen. Zu Agen wurden fünfhundert gehenkt und zu Cahors eine Menge lebendig verbrannt. Zu Orange ersann man tausenderlei Bosheiten, um die Qualen der Schlachtopfer länger dauernd zu machen. In der Provence hörte man von nichts, als von Nothzüchtigungen und Blutvergießen. Ueber 1500 Menschen wurden zu Tode gemartert. Zu Aix stach man den Schlachtopfern die Augen aus und hing sie dann bei den Händen auf; andere band man an Pferdeschweife und schleifte sie zu Tode, noch andern hieben die Ungeheuer die Glieder stückweise ab, wieder andere warf man in Kalköfen.

Und von wem wurden alle diese Schandthaten veranlaßt und zum Theil selbst verübt? Von Geistlichen der katholischen Kirche!

Triumphirend zog nun Franz von Guise an der Spitze seiner kleinen Armee in Paris ein, und führte dann den jungen König von Fontainebleau, trotz des Widerstrebens seiner Mutter, eben dorthin, um ihn ganz in seiner Gewalt zu haben. Mutter und Sohn waren nun so gut als seine Gefangenen, die Guisen hatten nun ganz freie Hand, im Namen des Königs zu schalten und zu walten in dem unglücklichen Frankreich, und ein neu beginnendes Morden und Schlach=

ten und Niederreißen der protestantischen Kirchen war die Folge davon. Als Karl **IX.** und Katharina nach Paris zurückgebracht waren, zog der Connetable Montmorency, der wüthendste Fanatiker seiner Parthei, mit seinem Kriegsvolke in den Vorstädten von Paris umher, erbrach die Thüren zu deu Kirchen der Reformirten, vernichtete Alles, was darin war, und ließ die Kanzeln und Bänke auf den Märkten zu Freudenfeuern aufthürmen. Man nannte ihn von dieser Heldenthat den Bankverbrenner. Der Fanatismus der Priester erhob frecher als je sein Haupt, brachte Zwietracht in die Familien, bewaffnete den Bruder gegen den Bruder, zerriss alle bürgerliche Ordnung, trat alles Recht mit Füßen, tödtete alles menschliche Gefühl, und schloß mit der gänzlichen Verdorbenheit der katholischen Großen und mit der Rohheit des irre geleiteten, ohne Unterricht aufgewachsenen, Volkes einen scheußlichen Bund.

Da brach aber auch der lange schreckliche Bürgerkrieg los, der Frankreich an den Rand des Verderbens brachte, in welchem bald die eine, bald die andere Parthei siegte, die Blüthe des französischen Adels ihr Leben verlor, und Menschenblut wie Wasser vergossen wurde. Es war eine eiserne Zeit! Nicht

länger konnten die Protestanten die Mißhandlungen ruhig ertragen, die täglich an ihnen verübt wurden. Sie erkannten den Prinzen von Condé für das Oberhaupt ihrer Parthei, und bald stand er an der Spitze einer schnell gesammelten Schaar, mit welcher er kühn sich dem gemeinschaftlichen Feinde entgegenstellte. Es ist nicht die Absicht dieser Blätter, eine Kriegsgeschichte zu liefern; zum Verständniß des Folgenden muß aber hier bemerkt werden, daß dieser Krieg mit abwechselndem Glück geführt, und durch mehrere Friedensschlüsse unterbrochen wurde, in welchen man den Reformirten freie Religionsübung zugestand, daß aber jedesmal der Friede durch die stets fortgesetzten an den Protestanten verübten Verbrechen wieder gestört, und diese zur Wiederergreifung der Waffen gezwungen wurden, daß Condé in der Schlacht bei Jarnac gefangen, auf dem Wege ins Lager, durch den Schuß des fanatischen Gardecapitains Montesquieu sein Leben verlor, und daß nun Coligny, einer der größesten, besten, weisesten und tapfersten Männer seiner Zeit, die Leitung der Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen übernehmen mußte.

Derselbe erklärte des Erschossenen Sohn und den jungen Prinzen von Bearn, des verstorbenen Königs

Anton von Navarra Sohn, für die Häupter der Reformirten, erlitt aber bei Montcontour eine abermalige Niederlage. Dessen ungeachtet erhielt er von dem Sieger einen Frieden, der vortheilhafter war, als irgend einer der vorhergehenden, mit einer fast unbeschränkten Religionsfreiheit und der Einräumung von vier Festungen zu Sicherheitsplätzen.

Die Bartholomäusnacht, oder die Pariser Bluthochzeit.

Es ist mehr, als wahrscheinlich, daß ein so günstiger Frieden unter ungünstigen Umständen den Hugenotten nur heimtückischer Weise gewährt wurde, um sie in Sicherheit einzuwiegen, und sie, die man mit offener Gewalt nicht glaubte unterdrücken zu können, auf hinterlistige Weise mit einem Hauptschlage zu vernichten. Um sie desto sicherer zu machen, beschwuren der König und die Königin nebst den vornehmsten Häuptern der Hofparthei die Heilighaltung des Friedens mit einem Eide, und um sie desto gewisser zu betrügen, schloß man mit dem Prinzen von Oranien einen Traktat zur Vertheidigung der Niederlande gegen den katholischen König von Spanien. Man ließ den Admiral Coligny nach Paris kommen, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zu jenem Feldzuge

zu verabreden, und empfing ihn am Hofe mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen. Der König machte ihm ein Geschenk von hunderttausend Gulden zur Entschädigung für die Plünderung seines Schlosses, er nannte ihn „mein Vater", er versprach ihm mit einem Eide, daß er bei allen wichtigen Angelegenheiten ihn zu Rathe ziehen wolle, und beredete sich mit ihm vertraulich über den Krieg in Flandern und über den Abschluß eines Bündnisses mit England und den deutschen Protestanten. Kurz es geschah Alles, um den redlichen, arglosen Greis in die allertiefste Sicherheit einzuwiegen. Und um das Maaß der Verstellung überfließend zu machen, und die protestantischen Häupter über allen Verdacht zu erheben, verheirathete man des Königs Schwester, Margarethe von Valois mit dem sechzehnjährigen Prinzen Heinrich von Bearn, jetzigem Könige von Navarra. Die Vermählung wurde am 18. August 1572 im Beisein der Vornehmsten des protestantischen Adels vollzogen, und diesen bei ihrer Anwesenheit in Paris die größten Liebkosungen und Ehrenbezeigungen erwiesen. Man überhäufte sie mit Geschenken, mit Schmeicheleien, mit allen Arten von Gnadenbezeigungen, und schläferte den Admiral dadurch so ein,

daß er fest überzeugt war, die Gunst des Königs und der Königin gewonnen zu haben, und im schönen Vertrauen zu der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen die den Protestanten zu ihrer Sicherheit eingeräumten Plätze noch vor der bestimmten Zeit wieder herausgab. Allein während der Zeit bestellten die Guisen einen Mörder, der ihn umbringen sollte. Eben trat der schwer Getäuschte aus dem Louvre und las eine, ihm übergebene Bittschrift, als ein Schuß auf ihn geschah, der ihn an drei Stellen verwundete.

Sobald der König Nachricht erhielt, der Admiral lebe noch und sei blos verwundet, eilte er mit seiner Mutter und den Herzogen von Anjou und Alençon in seine Wohnung, ihm sein Bedauern zu erkennen zu geben, und sprach dabei die merkwürdigen Worte: „Euch hat man verwundet, ich aber will den Schmerz auf mich nehmen, und ich schwöre Euch, daß ich eine Rache ausüben werde, die man nie vergessen soll.“ Und entsetzlicher als dieser ist noch kein Schwur von einem Menschen gehalten worden. Während durch die neue Vermählung die Häuser Bourbon und Valois in Liebe verbunden schienen, die

vornehmsten Häupter der Hugenotten noch zur Hochzeitsfeier in Paris versammelt, und wie durch Zufall fast nur in eine Straße logirt waren, damit man um so sicherer auf einem Punkte sie hätte, wurde unter den Katholiken die Verabredung getroffen, daß auf das Zeichen mit der Frühmetten-Glocke ein allgemeines Morden der Protestanten beginnen sollte, und so groß war der Fanatismus, daß auch nicht Einer der Mitwissenden den Schlachtopfern den Plan verrieth. Zu derselben Zeit waren die Mordbefehle in alle Provinzen, an die Commandanten und Gouverneurs der Städte und Festungen gesandt. Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt: einige von diesen weigerten sich, Folge zu leisten, und Einer gab dem Könige die Antwort, er habe unter seinen Untergebenen lauter treue Unterthanen des Königs, aber keinen einzigen Scharfrichter gefunden.

Der Bartholomäustag, der 24. August des Jahrs 1572, der zu dem gräßlichen, Frankreich und der römisch-katholischen Kirche zu ewiger Schande gereichenden Trauerspiele bestimmt war, erschien. Die Voranstalten dazu waren in größter Stille und Heimlichkeit gemacht. Um zwölf Uhr Nachts stellten die Bürgercompagnieen vor dem Stadthause sich

auf, vor allen Fenstern wurden Fackeln angezündet, alle Straßen mit Ketten gesperrt. Die Katholiken hatten sich kenntlich gemacht durch ein weißes Tuch am Arme und durch ein Kreuz am Hute. Karl IX. selbst sollte das Zeichen mit der Glocke geben; aber der Funken von Menschheit, den der Fanatismus noch in dem von seiner lasterhaften Mutter und seinen eben so schändlichen Rathgebern bearbeiteten, zweiundzwanzigjährigen Könige übrig gelassen hatte, loderte auf, und versetzte ihn in die qualvollste Unruhe. Von ihm hing in diesem Augenblicke Tod oder Leben vieler tausend unschuldiger Menschen und treuer Unterthanen ab, eine unaussprechliche Angst bemächtigte sich seiner! Da entsetzte ihn ein Pistolenschuß so sehr, daß er dem Herzoge von Guise, der die Leitung der Schlachterei, die nun folgen sollte, übernommen hatte, die Ordre zuschickte, nichts zu unternehmen. Lange währte es, ehe er den Befehl, die große Glocke zu ziehen, aussprechen konnte, und als endlich das verhängnißvolle Wort gesprochen war, und das Signal zum Morden heulend vom königlichen Schlosse her über die Stadt schallte, da übergoß ein schrecklicher Angstschweiß in Strömen den Körper des verblendeten königlichen Jünglings.

Beim ersten Klange der Sturmglocke stürmte Guise mit dreihundert Geharnischten in Coligny's Wohnung. Der Garde-Obrist Cossain, ein vertrauter Freund des Herzogs, der bestellt war, für die Pflege und Sicherheit des verwundeten Greises zu sorgen, ließ die Heranstürmenden ins Zimmer, wo er schlief. Im Namen des Königs! brüllten die Mörder und tödteten mit vielen Wunden den, betend gegen die Wand sich lehnenden Greis, dessen Körper nun aus dem Fenster hinab auf die Gasse gestürzt wurde. Guise, der unten stand, wischte ihm das Blut mit dem Taschentuche aus dem Gesichte, um zu sehen, ob es auch wirklich Coligny sei. Unter der Anführung der Herzöge von Nevers und Aumale, des Grafen von Angouleme, und der Marschälle von Retz und Tavannes wurde die Massacre fortgesetzt. Halbnackend und schlaftrunken riß man die Hugenotten aus den Betten, stach und schoß man sie nieder in den Häusern und auf den Gassen. Von allen Seiten, durch die ganze Stadt, erhob sich ein jämmerliches Heulen, Schreien, Winseln der Verwundeten, der Flüchtenden, der wehrlosen Weiber und Kinder, wie in einer mit Sturm eroberten und von wüthenden Horden überfallenen Stadt. Auf

den mit Ketten gesperrten Gassen konnte Niemand entkommen, allenthalben rannten die Würger umher, die Gardesoldaten, die Bürgerpatrouillen mordeten Jeden, der nicht ihr Abzeichen trug. Viele suchten fliehend Rettung auf dem Wege zum Louvre, aber auch bis dahin gekommen sahen sie durch zwei Reihen aufgestellter Garden sich getrieben, die Alles mit ihren Hellebarden niedermachten was nicht die weiße Binde schützte. In alle Häuser, in alle Winkel und Gemächer, wo man Hugenotten vermuthete, drangen die Mörder, und kein Geschrei und kein Flehen um Erbarmen, kein Geschlecht und kein Alter erweichte die entmenschten Fanatiker die im Namen des Königs und der Religion schuldlose Menschen, wankende Greise, wehrlose Weiber, unmündige Kinder, wie den Säugling an der Mutter Brust mordeten, und die Gemordeten aus den Fenstern auf die Straße warfen. Im Schlosse selbst, in den königlichen Gemächern, floß das Blut der dorthin Geflüchteten, und der König, das Mordgewehr in der Hand, rief seinem, vor wenigen Tagen mit seiner Schwester vermählten Schwager Heinrich von Navarra, und dem jungen Prinzen von Condé wüthend zu: Messe, Tod oder Bastille! Beide schwuren zum Schein ihren

Glauben ab; aber sie waren auch die einzigen, die man verschonte. Am offenen Fenster stehend, schoß dann das Ungeheuer auf die fliehenden Hugenotten. Ganze Familien der vornehmsten Männer mußten bis auf den kleinsten Säugling hinab eines jämmerlichen Todes sterben. Die edelsten Häupter, die berühmtesten Helden der Reformirten, sahen sich meuchlings von ganzen Banden überfallen und mit rasender Wuth ermordet. Der Graf von Rochefocault, Teligny, des Admirals Eidam, Berni, Clermont, Renel, Soubise, Clermont von Piles, Lavardie de la Forçe, und wer mag die Andern alle nennen, die auf dem Schlachtfelde so oft dem Tode getrotzt hatten, fielen in dieser gräßlichen Nacht unter Mörderhänden. Von den letztern rettete sich ein zwölfjähriger Sohn dadurch daß er sich wie ein Ermordeter vor der Thür des Palastes seines Vaters während des Mordens der übrigen Geschwister unter die Todten warf, wo er endlich einem Bekannten sich zu erkennen gab, von diesem in seinem Hause versteckt, und später mit großer Lebensgefahr unter fremdem Namen aus der Stadt gebracht wurde. Dieser Knabe, der einzig übrig gebliebene Sprößling der ganz ausgemordeten Familie La Forçe, wurde später Marschall

von Frankreich. Am folgenden Morgen beleuchtete die aufgehende Sonne ganze Ströme von Blut, die in den Straßen flossen. Die Thüren vieler Häuser waren mit Leichnamen verbarricadirt, haufenweise lagen die Todten auf den Gassen und Märkten umher. Ermordete Söhne deckten die Leichen ihrer Väter, der Bruder mit der Schwester, die Tochter mit der Mutter lagen ermordet und verstümmelt da, Säuglinge waren an Steinen zerschmettert. Drei Tage währte das Aufsuchen und Abschlachten der Hugenotten in der gesperrten Stadt mit der Wuth losgelassener wilder Bestien noch fort, bis auch kein einziger mehr am Leben war.

An den folgenden Tagen ging der König mit seinen Hofschranzen in den von Leichen bedeckten Straßen umher, sich weidend an dem Anblicke der blutigen Opfer, und als seine Begleiter sich wegwandten von der übel riechenden Leiche des Admirals Coligny, sprach er mit den Worten des Vitellius: ein todter Feind riecht immer angenehm! Sogar die Mutter des Königs ging triumphirend über den Sieg mit ihren Hofdamen in der Stadt umher, selbst schändlichen Muthwillen verübend an nackten, daliegenden Männerleichen. Schauderhaft war, was

mit dem Körper des Admirals Coligny getrieben wurde. Ein Italiäner hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn der Königin Katharina, welche ihn einbalsamiren ließ und dem Papste zuschickte. Mit dem Rumpfe trieb der fanatisirte Pöbel einen gräßlichen Frevel. Er verstümmelte ihn auf eine unnennbare Weise, schleppte ihn drei Tage in allem möglichen Kothe umher, hing ihn dann bei den Füßen auf, zündete ein Feuer unter ihm an und ließ ihn halb braten. Endlich in einer sehr dunkeln Nacht sorgte der Marschall von Montmorency, daß er abgenommen und auf seinem Gute Chentilly in der Stille beigesetzt wurde.

Dreißigtausend Menschen kamen in dieser Mordnacht zu Paris ums Leben. Aber ganz Frankreich war außer der Hauptstadt ein blutiges Mordfeld. Zu Meaux wurden 200 Menschen ermordet und unter ihnen 25 Weiber, an denen vorher andere Schandthaten verübt wurden. Zu Orleans starben 3000 Personen, zu Lyon verübte der Pöbel ganz unerhörte Gräuel an 900 Hugenotten, ehe er sie sterben ließ. Zu Rouen wurden 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200 Menschen geopfert, und außerdem noch viele Parlamentsräthe, die man in ih-

ren rothen Amtskleidern an einer Eiche aufhing. In gleichem Verhältnisse wurde in den übrigen Städten des Königreichs geschlachtet, so daß man mit Sicherheit annehmen darf, daß an diesem Mordfeste über hunderttausend Protestanten von den Händen ihrer katholischen Mitbürger das Leben verloren.

Der König, der mit der größten Seelenangst erst das Zeichen dazu gab und anfänglich dafür hielt, es müsse die That auf die Guisen geschoben werden, machte bald sie zu seiner eignen Sache, und befahl, alles was nur Hugenott wäre, niederzumachen, und die Protestanten wie wilde Bestien zu behandeln. Zwei Tage nach der Mordnacht ging er ins Parlament, wo er behauptete, Coligny habe die Absicht gehabt, ihn und alle seine Verwandte zu ermorden und den Prinzen von Condé zum Könige zu machen, und mit froher Stimme das Geschehene als ein durch ihn gebotenes Strafgericht vorstellte. Stumm blieben bei solchem Vortrage die anwesenden Parlamentsräthe, und nur über die Lippen des Präsidenten de Thou wagte sich ein halb unterdrückter Seufzer.

Der Papst Gregor XIII. hatte über diese Begebenheit, die einzig in der Geschichte dasteht, und über die Kirche, in der sie allein möglich war, für

immer den Stab bricht, eine so große Freude, daß er auf der Engelsburg die Kanonen lösen ließ, um sie der Welt zu verkündigen, daß er ein Jubeljahr ausschrieb, und eine Procession in die Ludwigskirche anordnete, um Gott für den glücklichen Erfolg zu danken! Aber alle Freudenschüsse, Jubiläen und Belobungsschreiben von Sr. päpstlichen Heiligkeit konnten das Gottesgericht in der eignen Brust des königlichen Mörders nicht unterdrücken. Seit dem Bartholomäustage war er beständig krank, hatte keinen ruhigen Schlaf mehr, und wurde allnächtlich durch ängstliche Träume gequält. Ein heimlich brennendes Fieber nahm ihm die Kräfte, die er durch Ausschweifungen geschwächt hatte, vollends hinweg, und streckte ihn rettungslos aufs Krankenlager, auf welchem die innere Angst ihm das Blut aus allen Poren des Körpers hervortrieb. So verschied er am 30. Mai 1574, ohne den geringsten Nutzen von den Schlächtereien seiner treuesten Unterthanen gesehen zu haben; aber mit dem Fluche der Mitwelt und Nachwelt beladen, ein schrecklich warnendes Beispiel für Fürsten, die fanatischen Priestern ihr Ohr leihen, anstatt, ihrer Würde gemäß, über den streitenden Partheien zu stehen.

Das war die Geschichte der Pariser Bluthochzeit. Nur ungern hat sie, die oft erzählte, der Verfasser hier wiederholt; aber nimmt sie nicht unter den Gräueln, die der Fanatismus verübte, eine der ersten Stellen ein, und würde es nicht ihm zum Vorwurfe gemacht sein, wenn er sie hätte fehlen lassen?

Es wäre nun von den, durch den Fanatismus veranlaßten Schrecklichkeiten in Frankreich noch viel zu berichten. Ganze Bücher sind mit solchen Berichten angefüllt; aber um meine Leser nicht zu ermüden mit dem ewigen Einerlei der Geschichten vor und nach der Regierung des großen Heinrichs, der ja auch mitten in seiner Laufbahn durch einen von den Jesuiten fanatisirten Bösewicht ermordet wurde, übergehe ich, was bis auf die Zeiten Ludwigs XIV. sich zutrug. In der Regierungszeit dieses Monarchen kommt Alles zusammen, was Fanatismus, Priesterbetrug und Priesterregiment, im Bunde mit Jesuitischer Bosheit und Hinterlist Verderbliches hat hervorbringen können. Unter der Regierung dieses Königs sind es

die Dragonaden,

die unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen. Ludwig XIV., der seinen Geist durch ent-

nervende Wollüste geschwächt hatte, stand eben deswegen ganz unter der Botmäßigkeit seiner Beichtväter, der Jesuiten **La Chaise** und **Tellier.** Unter seiner Regierung wurde daher recht im Großen gegen die Protestanten gewüthet. Jene Priester belehrten den König, das größte Verdienst, das er sich um sein Volk erwerben, das gottgefälligste Werk, das er zur Abbüßung seiner Sünden vollbringen könne, sei die gänzliche Vertilgung der Ketzerei in seinem Reiche. Darum wurde das Edict von Nantes durch welches Heinrich IV. seinen protestantischen Unterthanen völlige Religionsfreiheit gegeben hatte, auf seinen Befehl aufgehoben, weil ihm jene Priester eingeredet hatten, die meisten Reformirten wären in den Schooß der allein selig machenden Kirche wieder zurückgekehrt, und es gebe nur noch so wenige, daß es des Edicts nicht mehr bedürfe; vielmehr müsse man diese wenigen noch übrigen hartnäckigen Ketzer mit Gewalt zwingen, katholisch zu werden.

Das geschah denn mit Anwendung aller möglichen Mittel, nur nicht des einen der gütlichen Belehrung und der vernünftigen Überzeugung. Eine Proselytenkasse wurde errichtet, aus welcher man die von ihrem Glauben Abfallenden bezahlte. Kin-

dern von sieben Jahren wurde das Recht zugesprochen, ihren Übertritt vollgültig zu erklären, und viele solcher Unmündigen mit Zuckerbrod angelockt. Wehe aber den Eltern, die sie alsdann hätten bestimmen wollen, ihre, in kindischer Einfalt ausgesprochene Erklärung nicht zu halten! Der Galgen oder die Galeeren war in solchem Falle ihr unabwendbares Loos.

Wo Belohnungen und angebotene Ehrenstellen nicht wirkten, da brauchte man Gewalt. Die Kirchen der Protestanten wurden niedergerissen, ihre gottesdienstlichen Versammlungen, die sie in Wäldern und Bergklüften und abgelegenen Häusern hielten, durch abgesandte Soldatenhaufen ausgespürt, die beim Gottesdienst Betroffenen niedergemetzelt, die lebendig Ergriffenen auf die Galeeren geschmiedet, die Prediger ohne alle Gnade gehangen. Kein Protestant durfte ein öffentliches Amt bekleiden, keiner Advokat, Arzt, Wundarzt oder Apotheker sein. Keine andere als katholische Hebammen sollten den Wöchnerinnen beistehen, die Kinder den Eltern genommen und katholischen Familien zur Erziehung übergeben werden. Verstorbene, die in der Todesstunde ihren Abfall bereuet und die katholischen Sacramente ver=

schmähet hatten, wurden unter den Galgen geschleift; denen, die durch Auswanderung sich dem unerträglichen Zwange entziehen wollten, sprach das Gesetz die Freiheit ab, über ihre Güter zu verfügen, und an allen Gränzen des Königreichs waren Dragoner postirt, die die Abziehenden einfangen und den Gerichten überliefern mußten. Dennoch gelang es an 600,000 Reformirten, aus dem Lande zu entkommen. Diese Auswanderer gehörten zu den besten, fleißigsten und geschicktesten Unterthanen, die in Holland, England, der Schweiz und den Staaten protestantischer Fürsten Deutschlands gern aufgenommen wurden, französische Künste, Fabriken und Manufacturen mitbrachten, und überall durch ihren Kunstfleiß und ihre Thätigkeit die Länder bereicherten, welche ihnen Zuflucht gewährten, während ihre Entfernung den französischen Staaten großen Schaden verursachte.

Indessen wurden viele Tausende, mehr als der zwanzigste Theil der Protestanten in Frankreich, deren Zahl sich auf drei Millionen belief, wenn sie nicht in die Messe sich treiben lassen, oder die Heiligen anrufen, oder vor dem geweiheten Brode, wie vor Gott selbst, niederfallen wollten, geschlachtet,

und das Loos der übrig Gebliebenen war über alle Beschreibung traurig! Eine durch den schwedischen Gesandten zu Paris dem Könige im Namen der protestantischen Fürsten Europas übergebene Vorstellung zu Gunsten der gemißhandelten Glaubensgenossen, nützte zu nichts; eine rührende Bittschrift der reformirten Unterthanen selbst wurde gar nicht angenommen, nachher aber von diesen durch den Druck bekannt gemacht. Dagegen erschien im Dec. 1698 eine königliche Declaration, welche allen, der Religion wegen ausgewanderten Franzosen Verzeihung, gänzliche Befreiung von Strafe und völlige Wiedereinsetzung in alle ihre Rechte als französische Unterthanen versprach — wenn sie ihre Religion abschwören wollten. In demselben Jahre wurden in Frankreich die Intendanten der Provinzen, hohe und niedere Gerichtshöfe, Commandanten der Maréschausséen, kurz Alles in Bewegung gesetzt zur Aufspürung und Verfolgung derer, die nach ihren Einsichten und Überzeugungen zur Gottesverehrung sich versammeln würden. Man spürte solche gottesdienstliche Versammlungen auf wie Diebeshöhlen, und verfuhr gegen die dabei Betroffenen, wie gegen ertappte Räuber, Spitzbuben und Aufrührer, obgleich sie waffenlos in

ihre Versammlungen gingen. Mehre mörderische Überfälle der Art fanden in Poitou statt. Bei einem derselben entkamen zwei junge Mädchen dem Gemetzel. Die Eine stürzte sich ins Wasser und ertrank, die andere verlor vor Schrecken den Verstand und blieb wahnsinnig. Ein bereits glücklich aus dem Lande entkommener Prediger, Brousson mit Namen, der im Haag einen Zufluchtsort gefunden hatte, und, um seine Familie nachzuholen, in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde zu Oleron erkannt, zum Rade verurtheilt, und am 4. Nov. zu Montpellier hingerichtet.

Man bestellte ein eigenes Gericht, bestehend aus dem Kanzler und vier Staatssecretairen, um die eingesandten Protokolle der Intendanten und Prälaten zu untersuchen, und das Urtheil danach zu fällen; aber die Freiheit des Gewissens, wobei allein Gerechtigkeit geübt werden kann, galt nicht vor diesem Gerichte, und die Gewaltthätigkeiten gegen die unglücklichen Reformirten wurden immer schrecklicher fortgesetzt. Eine königliche Verordnung erfolgte, welche alle frühern bestätigte und die Auswanderungen bei Galeerenstrafe verbot. Mit Soldaten trieben die Priester die Unglücklichen haufenweise in die

Messe, und zwangen sie zur Communion nach katholischer Weise. Im Jahre 1700 wiederhallte ganz Frankreich von dem Wehgeschrei der in den Kerkern Gemarterten oder in die Eisen der Galeeren geschmiedeten Märtyrer. Gegen Ende Aprils sah man allein von Paris aus eine Reihe von drei und sechszig Galeerensclaven abgehen, welche alle mit schweren Ketten an einander gefesselt in einer langen Linie gehen mußten, und deren Verbrechen kein anderes war, als ein treues Festhalten an der Religion, die nach ihrer Überzeugung die reine Lehre Jesu Christi war. In demselben Jahre verurtheilte aus demselben Grunde das Parlament zu Grenoble dreihundert Reformirte theils zum Tode, theils zu den Galeeren, zum Staupenschlag, zu ewigem Gefängniß, zum Radtreten in den Salpeterfabriken und Pulvermühlen. Dieses letzte erscheint ohne Zweifel als die schrecklichste Strafe, weil der also Gemarterte gezwungen war, an einem Bretterrade unaufhörlich in die Höhe zu laufen und dadurch das Rad in Bewegung zu setzen, ohne je einen Augenblick Ruhe zu haben, als die halbe Stunde, die ihm zum Essen bestimmt war. Mit dem Leben davon zu kommen, war einem solchen Märtyrer nicht möglich, denn auch sein Zusam=

menstürzen, wenn alle Kräfte verschwunden waren, verschaffte kein Erbarmen, keine Ruhe. Peitschenhiebe des Treibers fielen auf den nackten Rücken des Niedergesunkenen bis er entweder zu neuer Arbeit sich aufraffte oder den Geist aufgab. **Il faut qu'ils meurent dans la roue** *), sprach ein solcher Peiniger zu einem Fremden, der die Fabrik in Augenschein nahm, in welcher ein Trauerspiel dieser Art zu sehen war. In Languedoc, in Vivarrais, in der Provence waren die Gefängnisse vollgepfropft von Bürgern aller Classen. Durch die unerschwinglichen Geldbußen verarmten ganze Familien.

Ich klage einen Ketzer an, riefen die Katholiken, die, ohne einen Schatten von Recht, sich der Häuser oder Güter eines Reformirten bemächtigen wollten, und waren gewiß, daß bei diesem drohenden Schreckensrufe kein Richter es wagen würde, ihnen nicht zuzusprechen, was sie verlangten, oder erst nach weitern Gründen ihrer Forderung zu fragen. Auch an Verstorbenen vergriff sich die heilige Wuth. Um die Lebenden zu quälen, grub man oft die schon begrabenen Verwandten aus, und schleppte die Leichen auf den Schindanger. Auf einer Galeere im Hafen zu

*) Im Rade müssen sie sterben.

Marseille wurden Reformirte, die sich weigerten vor der Oblate zu knieen, nackt ausgezogen, über eine Kanone gelegt, und von einem riesigen Türken mit einem in Meerwasser getauchten Tau so lange und so fürchterlich geschlagen, daß ihr ganzer Rücken nur eine große klaffende Wunde war. Zwei katholische Galeerensclaven, tief erschüttert von den Leiden und dem Glaubensmuthe der Zerschlagenen, beschließen, zu einer Religion über zu gehen, die solche Seelenstärke verleiht, erklären das dem Bischofe von Marseille und auch über sie werden dieselben Leiden verhängt, die ihre neuen Brüder zu tragen hatten.

Auf alle nur denkbare Weise versuchte man die Bekehrungen, da die Martern der Einzelnen die übrigen nicht zum Abfalle bewegen konnten. Weil im südlichen Frankreich ganze Städte und Dörfer reformirt waren, deren Einwohner man nicht alle auf einmal todtschlagen oder auf die Galeeren bringen konnte; so wurden ganze Regimenter katholischer Soldaten in solche Örter gelegt und bei den Einwohnern einquartirt, wo sie nach Belieben nehmen und verüben konnten, was ihnen gut dünkte, so daß es den Hauswirthen ganz unmöglich war, sie lange zu ernähren. Wenn Schläge und andere Mißhand=

lungen nichts mehr erpressen konnten, wurden Betten und Hausgeräthe meistbietend verkauft, und dann doch noch Betten gefordert. „Werdet katholisch“ riefen die Unmenschen, den um Erbarmen Flehenden zu. Alle, welche, durch die Noth gezwungen, sich dazu entschlossen, befreiete man von der Einquartierung und legte sie den Übrigen zu, deren Leiden in dem Maaße vermehrt wurden, als die Menge der Abtrünnigen sich vermehrte. Tausende wurden auf diese Art zum Abfalle bewogen. Sie konnten in der That nicht anders, wollten sie das nackte Leben retten.

Lange Listen von solchen Bekehrten sandten dann die Intendanten an die Commission, die ihrer Seits wieder sie dem Könige vorlegten, der in thörichter Verblendung sich freute, durch seinen heiligen Eifer solche Massen von verlorenen Seelen in die Pforten des Himmels getrieben zu haben!

Vergeblich stellten die also Gezwungenen ihren Peinigern vor, daß sie auf solche Weise ja doch nicht mit Überzeugung katholisch werden könnten. Das ist gleichgültig, war die Antwort, man verlangt eure Überzeugung nicht; sondern nur eure Unterwerfung und Unterschrift.

Die fürchterlichste und zugleich die wirksamste Art, zu bekehren, war die der gestiefelten Missionäre*). So nannte man die Dragoner, die in der Geschichte der französischen Religionsverfolgungen eine so große Rolle spielen, daß man diese auch die Dragonaden zu nennen pflegt. Um meinen Lesern einen Begriff zu machen, auf welche Weise diese Apostel des Katholicismus verfuhren, nur ein Beispiel, wie sich deren mehre zutrugen, das aber reine historische Wahrheit ist.

Ein solcher gestiefelter Missionär trat in ein Haus, das von Reformirten bewohnt war. Mit dem grimmigsten Gesichte, das er vornehmen konnte, befahl er dem Hausvater, vor ihm niederzuknieen, zog seinen Pallasch, verdrehete die Augen, und betete: großer Gott! dies ist das funfzigste Opfer, das ich heute Dir und Deiner Ehre bringe! Der bedrohete Mann fiel vor Schrecken der Länge nach zu Boden; sein Weib und seine Kinder schrieen: wir wollen ja unterzeichnen! Gut, erwiederte der Missionär, aber beeilt euch, ich habe nicht Zeit, und muß heute noch Mehre bekehren.

---

*) Missionaires bottées von den großen Stiefeln der Dragoner.

Ja, zu solchen Unthaten hat der Fanatismus der Priester Menschen gebracht, die in ihnen die Sendboten der Gottheit verehren sollten. Und noch habe ich nichts gesagt von allen den schrecklichen Martern, welche Einzelnen angethan wurden, um sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu zwingen von Martern, vor denen die Menschheit schaudert, die ich, ohne das Herz meiner Leser durch die bloße Erzählung zu zerreißen, gar nicht beschreiben darf, wie sie selbst katholische Schriftsteller aus jenen Zeiten nur mit Schaudern und Abscheu der Nachwelt überliefern. Nur wie man bei der Bekehrung des zarten Geschlechts in den höhern Ständen verfuhr, will ich mit Wenigem zu schildern versuchen.

Wurden die Männer, die sich weigerten, katholisch zu werden, auf die Galeeren geschmiedet, zu Tode gemartert, oder in ekelhafte Gefängnisse voll Moder und Graus, in welche man zur Vermehrung des Schrecklichen noch stinkendes Aas warf, oder die unten so spitz zugingen, daß man nur mit einem Fuße darin stehen konnte, gesteckt; so sperrte man edle Frauen und Jungfrauen dagegen in Klöster, in welchen die Nonnen, denen ihre Bekehrung übertragen war, mit ihnen umgehen konnten, wie sie woll-

ten. Da hing denn ihr Schicksal von der Persönlichkeit derselben ab, und die Gerechtigkeit erfordert es, zu gestehen, daß sie in einigen dieser geistlichen Zwangsanstalten, in welchen religiöser Fanatismus und Ketzerhaß noch nicht alles weibliche Zartgefühl erstickt, noch nicht alle Regungen des Mitgefühls, die sonst des weiblichen Herzens schöne Mitgabe sind, zerstört hatte, überaus schonend und milde, in andern desto grausamer behandelt wurden. Die Unwissenheit in diesen Klöstern war groß, und die Vorstellung, welche sich die Nonnen von den Protestanten machten, unglaublich. Sie hielten sie für unglückliche Verführte, die nicht an Jesum Christum glaubten, und nicht Gott, sondern Luthern und Calvin anbeteten. Nicht selten, wenn sie dann durch die Unterhaltung mit den ihnen übergebenen gefangenen Frauen ihren Irrthum erkannten, und von ihrer Unschuld und Frömmigkeit sich überzeugten, ging ihr Widerwille in Zuneigung, ihr Mitleid für die Verirrten in Bewunderung über. Leider gab es viel mehre Klöster, in denen das Gegentheil statt fand. In diesen war das Schicksal der Gefangenen ein überaus trauriges, und ich will, um die Geduld meiner Leser nicht zu ermüden, nur zwei Beispiele der Art,

wie solche Nonnen, bei welchen der Fanatismus das weibliche Zartgefühl erstickt hatte, mit denen ihnen anvertrauten protestantischen Damen verfuhren, anführen.

Die Vorgesetzten des Hauses der Neubekehrten zu Uses zeigten der Obrigkeit dieser Stadt an, daß einige von ihren Gefangenen sich weigerten, katholische Gebräuche mitzumachen. Diese verurtheilte sie, von den Nonnen gepeitscht zu werden, und dies Urtheil wurde von denselben mit eignen Händen, in Gegenwart eines Majors von dem dort garnisonirenden Regimente und des Stadtrichters so vollzogen, wie drei- oder vierjährige Kinder mit der Ruthe gestraft werden. Der Gepeitschten waren acht, von denen die älteste 23, die jüngste 17 Jahr alt war. Damit ihre Mitschwestern ein Exempel daran nehmen, mußten sie der Execution zusehen, während welcher die Gemißhandelten nicht aufhörten, ihren Peinigerinnen die Schamlosigkeit vorzuwerfen, mit welcher sie alle Regeln des Anstandes, in Gegenwart von Männern sogar, um ihrem blinden Eifer zu fröhnen, aus den Augen setzten.

Ein anderes anständiges Frauenzimmer, die in einem Kloster zu Alençon eingesperrt war, weigerte

sich gleichfalls, Gebräuche mitzumachen, gegen welche sich ihr Gewissen sträubte. Da wurde sie auf gleiche Art von den Nonnen so gepeitscht, daß ihr ganzer Körper blutig zerschlagen war, und in diesem Zustande ohne Hülfe auf einen Boden geworfen. Den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht, eine der kältesten im Winter, mußte sie dort ohne Erwärmung, ohne Decke, ohne Nahrung zubringen. Am folgenden Morgen war sie dem Tode nahe, ihr Körper aufgeschwollen, ihre Wunden schwarz. Es kostete viele Mühe, sie heilen zu lassen; aber die fallende Sucht war die Folge dieser barbarischen Mißhandlung. Es gelang ihr indessen nach einigen Jahren, sich zu retten aus ihrem Gefängnisse, und in Holland Frieden und Gewissensfreiheit zu finden. Hier machte sie ihre Leiden bekannt, die sie von den Priesterinnen der allein selig machenden Religion erduldet hatte.

Gräuel des katholischen Fanatismus in Frankreich nach der Wiedereinsetzung der Bourbons.

Daß ich nun jetzt von den Gräuelthaten, welche die französischen Heerführer im Camisardenkriege, während des Aufruhrs in den Cevennen, den der Fanatismus der königlichen Beichtväter veranlaßt

hatte, schweige, geschieht abermals nur, um meine Leser mit der Wiederholung Schauder erregender Erzählungen nicht zu ermüden, sonst würde die Beschreibung jenes zwanzig Jahre dauernden Bürgerkrieges, in welchem viele Tausende von beiden Seiten das Leben verloren, und ganze große Dörfer der Reformirten sowohl als der Katholiken, auf Befehl der Commandirenden abgebrannt wurden, allein einen starken Band füllen. Um aber zu zeigen, daß die Ausbrüche des Fanatismus auch in neuern Zeiten nicht aufhörten zu rasen, und daß die römisch-katholische Geistlichkeit in Frankreich noch um kein Haarbreit ihre Grundsätze geändert hat, ja, daß das, was unter Ludwig **XIV.** vorfiel, durch ihre Aufhetzung des rohen Pöbels wiederholt werden würde, wenn eine erleuchtete Regierung ihnen nicht Zaum und Gebiß anlegte, möge nur das hier kurz berührt werden, was sich im Jahre 1815 im südlichen Frankreich zutrug.

Kaum war der Thron Ludwigs **XVIII.** durch die glänzenden Siege evangelisch protestantischer Heerschaaren im Juli 1815 wieder hergestellt, als Menschen, die unter Protestanten in Deutschland und England während ihrer Verbannungszeit eine freund-

liche Aufnahme gefunden hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, und in Verbindung mit sogenannten Missionarien das Volk gegen die reformirten Bewohner des Gard-Departements, als wären sie Feinde der Bourbons, aufhetzten, und sich gebärdeten, als ob sie dem Könige die zum zweiten Male verlorene Krone wieder erobert hätten, an deren Verluste die Reformirten Schuld sein sollten; obgleich es Thatsache ist, daß das weiße Banner der Bourbons länger zu Nimes wehete, als in irgend einer katholischen Stadt Frankreichs. Nun begannen die schrecklichsten Verfolgungen, nun sah man Gräuel an stillen friedlichen Menschen verüben, vor welchen den rohesten Menschen die Haut schaudert. Wein, Geld, Verheißung der Straflosigkeit, Sündenvergebung, Ablaß, — alles wurde aufgeboten um den Pöbel in Bewegung zu setzen. Wo man Protestanten antraf, ergriff man sie, tanzte mit barbarischer Wuth um sie her, und schrie ihnen, untermischt mit vive le roi, cannibalische Gesänge ins Ohr. Der Chorus war gewöhnlich dieser: „Wir wollen uns im Blute der Ketzer baden; wir wollen aus dem Fleische der Kinder Calvins Würste machen.“

Die protestantische Garnison in Nimes, zweihundert Mann, wurde abgeschlachtet, die Brandfackel geschwungen, und 2 bis 300 Häuser in Asche gelegt. Jeder echte Katholik betrachtete seinen protestantischen Mitbruder als einen Ketzer, der ausgerottet werden müsse, als einen geheimen Rebellen, dessen Vernichtung Pflicht gegen König und Vaterland sei. Der katholische Richter, Madier de Montgau, bezeugt, daß er bloß in den Gefängnissen von Nimes, während des Monats September 1815, mehr als 600 Protestanten eingekerkert gesehen habe, ohne irgend einen, von einem öffentlichen Beamten erlassenen Verhaftsbefehl; daß während eines halben Jahrs nicht Einer von diesen es habe dahin bringen können, eine gerichtliche Untersuchung, geschweige denn Loslassung, zu bewirken. Mehr als zweihundert Protestanten wurden mit der empörendsten Grausamkeit ermordet. Nichts Gräßlicheres konnte gedacht werden, als die Ermordung der schuldlosen Familien la Blanc und Chivas. Die ehrwürdigsten protestantischen Geistlichen wurden unter den ausgesuchtesten Beschimpfungen zur Schlachtbank geschleppt. Hin und wieder mußte der Gottesdienst der Protestanten gänzlich aufhören, während diese an andern Orten durch verrätherische Zusiche-

rungen des Schutzes verleitet, ihre Kirchen besuchten, dann aber plötzlich durch den Pöbel überfallen wurden.

Im civilisirten Frankreich, im erleuchteten 19. Jahrhunderte, sahen sich wehrlose Frauenzimmer, um der Religion willen, Barbareien Preis gegeben, vor denen die Natur zurückschaudert, und deren Möglichkeit man gern nicht glauben möchte. Die wüthigen Banden fielen über die Weiber und Töchter der Protestanten her, entblößten sie schamlos, und zerfleischten mit Waschhölzern, in welchen sie die Figur einer Lilie mit Nägeln geschlagen hatten, den nackten Körper. Thaten dieser Art wurden vornehmlich am Feste der Himmelfahrt Mariä verübt, um das Fest der reinen Jungfrau mit viehischer Verletzung der weiblichen Schamhaftigkeit zu feiern. Oft fleheten die unglücklichen Schlachtopfer, statt jener schändlichen Mißhandlungen um einen schnellen Tod; aber mit teuflischer Schadenfreude wurde dieser verweigert. Mord sollte den Mißhandlungen nicht zuvorkommen, sondern erst, wenn man sich hieran genug ergötzt hatte, die höllische Lust vollenden. Eine Frau Rath wurde von sechszig der wüthendsten Katholiken überfallen, mit knotigen Stricken und Waschhölzern ge-

schlagen, mit Steinen geworfen. Sie rettete sich in ein Haus, that sogleich eine Fehlgeburt und ihr Kind starb auf der Stelle. Die Mutter derselben hatte durch einen Pistolenschuß bereits ein Auge verloren. Mit gleicher Abscheulichkeit wurden andere Frauen behandelt, die zum Theil an den Folgen starben. Ein junges Mädchen wurde von einer Schaar beiderlei Geschlechts zerschlagen und durch Nägel zerfleischt. Eine andere, die in einen Brunnen geworfen war, starb gleichfalls an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. Überall erblickte man Frauenzimmer, denen die Kleider vom Leibe gerissen waren, blutrünstig und auf offener Straße dem Gelächter entmenschter Banden Preis gegeben.

Françoise, auch eine Protestantin, wurde zuerst gräßlich gepeitscht, dann an einen Brunnenpfahl in schamloser Stellung gebunden und mit Koth beworfen. Die Wittwe Driole wurde in ihrem eigenen Hause gepeitscht, und es ihr dann, nachdem alles rein ausgeplündert war, über dem Kopfe angesteckt. Das Geschrei der Leidenden, die Ströme von Blut, nichts konnte die Unmenschen besänftigen, denen ihre Priester für solche Gräuel Ablaß und den Himmel versprochen

hatten. Und das ganze Verbrechen aller dieser Menschen war das, reformirt zu sein.

Aber wie? fragen meine Leser vielleicht, war denn da keine Polizei, keine Militärmacht in dem Departement? Gerade das Gegentheil. Vielmehr zeigte sich in jeder andern Sache die Polizei höchst wachsam, und die Obrigkeiten behaupteten ihr Ansehen. Nur bei diesen Gräueln sahen sie mit heimlicher Freude zu, wie die frommen Väter, die heiligen Sendboten von der Gesellschaft Jesu, das Volk aufwiegelten, und selbst der König, der in den Ländern der Protestanten Schutz gefunden und Wohlthaten genossen hatte, und durch protestantische Bayonette auf den Thron seiner Väter geführt war, that nichts, was einer Abhülfe solcher Scheußlichkeiten ähnlich sah; vielmehr dienten seine Erlasse nur, sie zu befördern*), dagegen sah man den Herzog von Angouleme barfuß, mit einem Stricke um den Leib, einer Prozession beiwohnen, die zur Feier der vollbrachten Unthaten angestellt wurde, und zum größten Theile aus Leuten vom gemeinsten Pöbel bestand, um diesem fanatisirten Gesindel sich als einen rechtgläubigen römisch-

*) Röhrs kritische Prediger-Bibliothek, fünften Bandes viertes Quartalheft. 1824. S. 715. ff.

katholischen Christen zu zeigen. Alle von dem katholischen Volke verübten Schandthaten, so wie die Aufhetzung der Priester, durch welche sie veranlaßt worden waren, wurden nicht einmal zum Schein untersucht, viel weniger bestraft.

8

Religiöser Fanatismus im Hexenprocesse.

Zu dem Unheile, zu welchem der Fanatismus in den verschiedenen Ländern der Christenheit Veranlassung gab, trugen die Hexenprocesse nicht wenig bei. Wenn irgendwo, so ist hier das Verderbliche des Teufelsglaubens, den man daher als Pöbelwahn so lange bekämpft hat, recht klar und deutlich zu erkennen. Ohne ihn hätte es keine Zauberer und Hexen und also auch keine Hexenprozesse gegeben. Merkwürdig, daß diese nach den Zeiten der Reformation in katholischen, wie in protestantischen Ländern mit gleicher Wuth zum Ausbruche kamen; so daß die Fürsten Deutschlands es für einen nothwendigen Haupt-

theil ihrer Regentensorgfalt hielten, über die Ausrottung der Hexereien und die Verhinderung der Bündnisse mit dem bösen Geiste zu wachen, worin ihnen die Gottesgelehrten durch ihre Warnungen vor solchen Bündnissen und ihre Strafpredigten gegen die Hexen trefflich Beistand leisteten.

Wir sind in dieser Hinsicht auf einem guten Wege. Wer weiß, wohin es führt, wenn es unsern neuen Sachwaltern des Teufels gelingen sollte, das Volk wieder für den Glauben an ihn zu gewinnen, woran wir jedoch bis jetzt bescheidentlich zu zweifeln uns erlauben.

Es wurden zwar schon in frühern Zeiten sogenannte Hexereien von den weltlichen Richtern sehr häufig bestraft; aber eine wirkliche Erklärung, daß mit Hülfe des bösen Geistes frevelhafte Thaten vollbracht, durch Bezaubern, Besprechen, Beschwören Menschen krank, Weiber unfruchtbar, Felder, Wiesen, Thiere verdorben, Raupen, Schnecken, Mäuse und anderes schädliches Ungeziefer hervorgebracht, ja Erdbeben, Ungewitter und nachtheilige Witterung herbeigezaubert werden könnten, war doch früher nicht vorhanden gewesen, als 1484 Papst Innocenz **VIII.** jene berüchtigte Verordnung ausgehen ließ, in welcher

nicht allein das Alles als wahre Thatsache angenommen; sondern auch dreien Dominicanermönchen der Auftrag ertheilt wurde, das Laster der Zauberei auszurotten, wie sie nur wüßten und könnten. In dieser päpstlichen Bulle war zugleich dem Bischof Albrecht von Straßburg, einem bayerischen Prinzen, der Auftrag gegeben, jene Mönche in ihren Bemühungen auf alle Weise zu unterstützen, übrigens aber allen Erzbischöfen und Bischöfen verboten, sie auf irgend eine Weise darin zu hindern oder zu belästigen, unter was für Vorwänden das auch geschehen möge. Auch sollte gegen die Aussprüche dieser Inquisitoren Niemand irgendwie appelliren, oder auch durch Anrufung des Papstes selbst sich schützen können. „Hexerei war aber nur der Vorwand, Ketzerei war gemeint. Hexerei und Ketzerei galten für Geschwister; beide vom Teufel erzeugt. Klüglich verbindet daher der Papst in jener Bulle beide Geschäfte der Inquisitoren, Aufspürung der Ketzer und Ausrottung der Zauberer.“ Henke, Kirchengeschichte 2ter Th. S. 492, vierte Auflage.

Ein furchtbares Werkzeug zu unzähligen Mordthaten und Menschenquälereien von fanatischen Priestern und Richtern verübt, gab nun jenes schreckliche

von den beiden ersten Hexenrichtern in Deutschland, den Dominicanern Heinrich Krämer und Jacob Sprenger verfertigte Buch ab, welches unter dem Namen Malleus Maleficarum, zu deutsch Hexenhammer, in die Welt geschickt würde. In diesem Producte des krassesten Aberglaubens wurde nicht allein die Gewißheit der Teufelseinwirkungen und der Bündnisse mit bösen Geistern behauptet, sondern auch ausführliche Anweisung gegeben, wie der Teufel selbst berückt, belauert, überlistet, und die mit ihm verbundenen Zauberer oder Hexen zum Geständnisse gebracht und bestraft werden müßten.

Die Folter war das allgemein eingeführte Mittel, um solche unglückliche Schlachtopfer des Teufelswahnes, die das ihnen Schuld gegebene Laster der Zauberei nicht gestehen konnten, zum Geständnisse und zur Nennung von Mitschuldigen zu bringen, die dann gleichfalls eingezogen und durch unmenschliche Marter gezwungen wurden, ihrerseits auszusagen, was man wissen wollte, damit wieder andere schuldlose Menschen ins Verderben zu stürzen. Denn für einen solchen, oder eine solche Unglückliche, — denn die meisten gehörten dem weiblichen Geschlechte an, — gabs keine Erlösung und kein Erbarmen. Sie wurden auf die

Folter gespannt, und mit Daumschrauben, Braunschweigischen Stiefelchen, Auseinanderziehen der Glieder, Brennen an empfindlichen und heimlichen Orten, Anzünden von Branntewein auf dem mit Zusammenschnüren von Armen und Beinen rückwärts gekrümmten Rücken, und wie die, von satanischen Henkersknechten erfundenen Martern sonst heißen mögen, so lange gequält, bis sie alle die Fragen bejaheten, die man ihnen vorlegte, um dann ohne Gnade verbrannt zu werden. Manche bejaheten beim Anblick der Marterinstrumente schon was ihre Peiniger wollten, um nur dieser Qualen noch vor dem Verbrennen überhoben zu sein. Aber auch, wenn so eine Unglückliche alle Martern überstand, ohne zu bekennen, war sie damit vom Feuertode nicht gerettet; denn dann hieß es, da sehe man erst recht, daß sie eine Hexe sei, weil der Teufel für sie ausgehalten oder sie unempfindlich gemacht habe. Wollte aber ja ein Vernünftiger behaupten, es sei unmöglich, daß der Teufel mit Menschen ein Bündniß machen könne, so lief ein solcher dadurch selbst die größte Gefahr, als ein mit dem Teufel in der Absicht Verbundener, um die Menschen sicher zu machen, angesehen, und auf die Folterbank

geliefert zu werden, und so war gegen diese Weltplage keine Hülfe zu finden.

Da nun bei den Hexenrichtern und Henkersknechten der Grundsatz galt, die Hexerei und die Teufelsbündnisse seien ein crimen exceptum, zu deutsch, ein außerordentliches, von den Gesetzen, nach welchen die Folter nur bis zu einem gewissen Grade vorgenommen werden durfte, ausgenommenes Verbrechen; so fanden jene fanatischen Blutmenschen in den Martern, womit sie ihre Schlachtopfer belegten, weder Maaß noch Ziel, und die Menschheit schaudert bei dem Lesen der aus jenen finstern Zeiten noch übrigen Acten von Hexenprocessen, vor den Qualen, welche sie den armen schwachen Weibspersonen, oft im zartesten, oft im höchsten, Alter anthaten, wobei die Scharfrichter eine Ehre darinsuchten, die furchtbarsten Qualen ersonnen zu haben, so daß Manche sich rühmten, daß, wo sie folterten, jede Hexe gestehen müße. Zuweilen trat dabei freilich der Fall ein, daß solche unmenschliche Richter es ihren fanatischen Fürsten denn doch zu arg machten, und auf geschehene Anzeige und Untersuchung selbst mit dem Tode bestraft wurden. So erzählt einer der berühmtesten Schriftsteller im Hexenprocesse, daß im Jahre 1702 zwei Blutrichter dieser

Art durch Urtheil der Universität Ingolstadt hingerichtet, und Etliche aus derselben Ursache auf Befehl eines deutschen Fürsten enthauptet worden wären. Derselbe berichtet: „Es hat mir vor kurzer Zeit ein glaubhafter Mann erzählt, daß ein Henker oder Scharfrichter wäre hingerichtet worden, welcher unter andern groben und großen Lastern, auch dieses verübet, daß er nämlich, weil er selbst in der Zauberei nicht unerfahren war, dies Kunststücklein zu practisiren pflegen, daß keiner von allen denjenigen, so ihm unter seine Hände kommen, erfunden worden, der nicht Alles hätte bekennen müssen, was er nur von ihnen gefraget hat, dadurch er denn sehr viele Unschuldige also angestrenget, daß sie dasjenige, woran sie wohl ihre Lebtage nicht gedacht, hätten bekennen müssen." Johann Reiche Schriften vom Unfug des Hexenprocesses. 1833. S. 86 u. 87.

Fragen nun meine menschlich fühlenden Leser, wie es doch möglich gewesen sei, daß in jenen finstern Zeiten der Fanatismus alle gesunde Vernunft verläugnet, und alles menschliche Gefühl mit Füßen gleichsam getreten habe; so scheint die Ursache davon eine dreifache gewesen zu sein. Vor allen Dingen die tiefe Barbarei, der finsterste Aberglauben und

die gränzenloseste Unwissenheit, worin Jahrhunderte lang die arme Christenheit begraben lag, und die schon deswegen durch die Reformation nicht ganz vertilgt werden konnte, weil Luther selbst dem Teufelsglauben so ergeben war, daß er den Fürsten der Hölle allenthalben witterte, und alles Unheil auf Erden ihm zuschrieb, worin denn auch seine blinden Verehrer ihm glaubten nachfolgen zu müssen, für welche der Glaube an den Teufel ein nothwendiger Bestandtheil des Christenthums war. Eine zweite, vielleicht die bedeutendste und wichtigste Ursache der ungeheuren Menge von Hexenprocessen ist eben deshalb in der Bigotterie zu suchen, mit welcher die Lutherischen Prediger die Fürsten aufhetzten und das Volk fanatisirten in Predigten, worin der Teufel öfter genannt wurde, als der allmächtige Gott. Denn solche Predigten waren es, die man von jenen wüsten Fanatikern hörte, deren Köpfe voll von Teufeln und Teufelsbesitzungen steckten, sie waren es, die das dumme Volk in seinem Teufelswahne erhielten und bestärkten, indem sie polternd und schmähend auf Ketzer, Zauberer Hexen und Teufel, alle diejenigen Gottesläugner nannten, die an der Existenz des Teufels oder an die Möglichkeit seiner Einwirkungen

auf Menschen und Thiere zweifelten. Johann Reiche a. a. O. sagt von solchen Prädicanten, „fürwahr, das Volk lernet in den Kirchen wie es lästern, schmähen, poltern, kollern soll, vergaffet sich allein an ungestümen Worten, und feindlichen Geberden, vergisset unterdessen, der Liebe, der Geduld, der Hoffnung, des Glaubens. An dem vierten Gebote vergreifet sich der Eiferer, daß er die Freunde wider die Verwandten, die Nachbaren wider die Bekannten, die Brüder wider die Geschwister, die Männer wider die Weiber, die Knechte wider die Herren, die Mägde wider die Frauen, die Unterthanen wider die Obrigkeiten, die Kinder wider die Eltern, die Obrigkeiten gegen die Unterthanen, die Frauen wider die Männer, die Geschwister wider die Brüder, die Bekannten wider die Nachbarn, die Verwandten wider die Freunde, anhetzet und verbittert. Das Gebet des Herrn können sie nie ohne Sünde sprechen, weil sie den Namen des himmlischen Vaters entheiligen und das Reich Gottes hindern wollen. Ihr Wille, nicht Gottes Wille, soll geschehen. Ungerechte Eiferer brechen den Taufbund, gehen in verstockter Unbußfertigkeit zu dem hochwürdigen Abendmahl, und denken, es wäre noch so wohl getroffen.“ Von den Für-

sten, die ganz von solchen Priestern geleitet wurden, weil sie fest des Glaubens lebten, es sei der heilige Geist, der aus ihrem Munde rede, ging nun noch eine andere materielle Ursache jener Unzahl von Hexen und Hexenverbrennungen aus, worüber eifernd eben jener Johann Reiche sich äußert. Die frommen Herren hielten sich in ihrer Verblendung für verpflichtet, aus allen Kräften dem „erschröcklichen" Laster der Zauberei in ihrem Lande zu steuern, und zahlten daher, um ihre Beamten zur Aufspürung und Bestrafung derselben recht anzuspornen, für jede entdeckte und bestrafte Hexe eine namhafte Prämie. Nun war es kein Wunder, daß auch die allernichtswürdigste Anzeige fühlloser und gewissenloser Amtleute willkommen war; kein Wunder, wenn sie mit den Scharfrichtern im Hervorsuchen von Martern und Qualen, die oft stundenlang fortgesetzt wurden, weil ja Hexerei ein crimen exceptum sei, wetteiferten, um die Unglücklichen zum Geständniß zu bringen, das ihnen abgequält werden mußte, um das gewöhnliche Urtheil irgend einer Juristenfacultät zum Brennen einzuholen; kein Wunder aber auch, daß durch fortgesetztes Foltern immer mehre Namen angeblicher Hexen erpreßt wurden, die auf irgend einem

Tanzplatze derselben, auf Besen und Ofengabeln reitend, mit anwesend gewesen sein sollten; so daß unter den Weibern mancher Ortschaften so lange fortgebrannt wurde, bis das Brennen auf allerhöchsten Befehl eingestellt werden mußte, weil Sr. Fürstl. Gnaden fürchteten, es werde zuletzt keine Weibsperson in einem solchen Orte vom Scheiterhaufen verschont bleiben. Daher kams aber auch, daß die Zahl der bejammernswerthen Weibspersonen, die den schrecklichen Feuertod, nach vorher ausgestandenen unmenschlichen Martern starben, zu einer schaudererregenden Höhe stieg, daß in Würzburg z. B. vom Jahre 1627 bis 1629 zweihundert, in Lothringen in nicht viel größerem Zeitraume neunhundert, im kleinen Herzogthume Braunschweig nur unter der Regierung des Herzogs Julius hundert und vierzig Hexen verbrannt wurden, worunter des Amtmanns von Wolfenbüttel, der die Untersuchungen leitete, eigene Frau war, so daß der fromme Fürst es innig beklagte, daß das Laster der Zauberei auch in seinem Lande so sehr eingerissen sei.

Um nun meinen Lesern einen anschaulichen Begriff zu machen von einem solchen Hexenprocesse, wie von der Stufe der Geistes- und Herzensbildung auf

welcher damals die Männer der Wissenschaft, Juristen und Theologen standen, mögen hier die, mit diplomatischer Genauigkeit gemachten Auszüge aus einigen derartigen Acten folgen, wobei jedoch nur solche gewählt sind, die das Menschengefühl am wenigsten verletzen.

I.

Ein Kind von neun Jahren und eine Frau von drei und sechszig Jahren waren angeklagt worden, Mäuse gemacht zu haben.

Anno 1694 d. 25. Aug. ist Elsche Nebelings, auf die von dem Herrn **Fiscali** wider sie eingegebenen **Articulos inquisitionales generales** befraget und hat sie darauf geantwortet, wie folgt:

Art. 1. Wie Inquisitin heiße? Antw. Elsche Nebelings.

Art. 2. Wie alt dieselbe sei? Antw. Seither Johannis im 63. Jahre.

Art. 3. Wo dieselbe geboren und welche ihre Eltern gewesen?

Antw. In das Willstrische Kirchspiel, und sei sie in der Willstrischen Kirche getauft. Ihr Vater hätte Johann Krepmann, und ihre Mutter Elsche Beidenreich geheißen.

Art. 4. Wo dieselbe sich bis **dato** aufgehalten, und was ihre Handthierung sei?

Antw. So lange sie geheirathet, sei sie zu St. Margarethen gewesen, ihr Mann sei ein Küper gewesen, nach ihres Mannes Tode hätte sie sich bei ihren Kindern aufgehalten, welche ihr Unterhalt gegeben, außer vergangenen Winter, da sie sich bei Marx Ahlers befunden.

Art. 5. Aus was Ursachen Inquisitin inhaftiret und hieher gebracht?

Antw. Man hätte gesagt, sie hätte der kleinen Altje Ahlers Mäuse machen gelehrt.

Art. 6. Was die Leute ihres Orts von Inquisitin halten, in was für einem Gerüchte sie sei?

Antw. Es hätten, Gott bessers, die Leute daselbst die Meinung von ihr, daß sie eine Hexe sei.

Art. 7. Ob nicht für etwa 17 Jahren ihr Nachbar Balcke Schult eine Kuh auf Inquisitin Weide gehabt?

Antw. **Affirmat,** das Jahr wüßte sie nicht eigentlich.

Art. 8. Ob nicht die Kuh zu Tode gekommen, und welcher Gestalt?

Antw. Die Kuh sei aufm Kopf in Graben gelegen, wie sie und ihr Mann dazu kommen.

Art. 9. Ob nicht sothane Kuh von dem Schinder abgedecket, und wie derselbe geheißen.

Antw. **Affirmat**, den Namen des Schinders wüßte sie nicht, er sei aus Willster gewesen.

Art. 10. Ob nicht Inquisitin gegen gedachten Schulten Feindschaft und Groll geheget, und aus was Ursachen?

Antw. So viel sie wüßte, nicht.

Art. 11. Was für Worte der Abdecker der Zeit gegen ihr gebraucht, sie sollte es nur frei heraus bekennen, es wäre schon bekannt?

Antw. So viel sie wüßte, hätte er ihr nichts gesagt.

Art. 12. Ob nicht ein oder der andere dieselbe eine Hexe geheißen, und welche es gewesen?

Antw. Sie könne solches nicht läugnen, maßen einst ein Weber, so bei der Kirche wohnet, und dessen Namen sie nicht bedenken könnte, sie, wie sie wegen eines Schweins Streit gehabt, vor eine Hexe gescholten. Auch hätte Hans Meves, aufm Mohr wohnhaft, wie sie wegen des Bindens streitig gewor=

den, sie für eine Hexe gescholten. Hans, eines Schmiedes Frau, sollte sie auch für eine Hexe gescholten haben, sie selbst aber hätte es nicht gehört.

Art. 13. Zu welcher Zeit, und an welchen Orten und mit was für Worten solches geschehen.

Antw. **Ut ad art. 12.**

Art. 14. Auß was Ursachen?

Antw. **Itidem ut ad art. 12.**

Art. 15. Was Inquisitin darauf geantwortet?

Antw. Sie hätte wieder gescholten.

Art. 16. Ob sie sothanes rechtlich geahnet?

Antw. Weil sie wieder gescholten, hätte sie es nicht klagen mögen, so sei das Vermögen auch nicht da gewesen, es gerichtlich zu ahnen.

Art. 17. Warum nicht? Antw. **Ut ad art. 16.**

Art. 18. Ob sie Johann Suhr zu St. Margarethen wohnhaftig, kenne? Antw. **Affirmat.**

Art. 19. Wie sie sich mit demselben betragen?

Antw. Sie wäre einst wegen einiger Gartenkräuter mit demselben in einen Streit gerathen, da er sie vor einen alten Teufel gescholten haben solle, wie sie solches nach-

gehends gehöret, dero Zeit hätte sie es nicht verstanden.

Art. 20. Ob derselbe sich nicht gegen ihr einiger Worte verlauten lassen, und worinnen sothane bestanden? Zu welcher Zeit und an welchem Orte?

Antw. **Ut ad art. 19.**

Art. 21. Aus was Ursachen?

Antw. **Referiret sich ad praecedentia.**

Art. 22. Was Inquisitin dem Johann Suhr darauf geantwortet.

Antw. Er hätte etwas gesagt, so ihr widerlich, welches sie jetzo nicht wüßte, ob es Teufel oder Hexe, worauf sie geantwortet, er lüge es als ein Schelm.

Art. 23. Ob Inquisitin solche Worte rechtlich geeyfert?

Antw. Sie hätte wieder gescholten und ihn geschlagen.

Art. 24. Warum nicht?

Antw. **Ut ad art. 23.**

Art. 25. Ob Inquisitin nicht einen Schwiegersohn im Leben habe, und wie derselbe heiße?

Antw. Er heiße Clauß Truge.

Art. 26. Ob nicht gedachter Schwiegersohn sothan

von Johann Suhren wider sie geführte Reden gehöret oder erfahren?

Antw. Ohne Zweifel, weil er dabei gewesen.

Art. 27. Wie und welcher Gestalt?

Antw. **Ut ad art. 26.**

Art. 28. Was der Schwiegersohn dazu gesagt?

Antw. Er hätte klagen wollen, allein Inquisitin Sohn hätte ihn abgehalten aus Ursachen, weil sie sich unter einander geschlagen, und keine Zeugen dabei gewesen, wie sie ihn denn selbsten wieder zurückgerufen.

Art. 29. Ob derselbe sothane Worte **nomine scorus** rechtlich ahnden wollen oder nicht?

Antw. **Ut ad art. praeced.**

Art. 30. Ob Inquisitin Marren Ahlers in St. Margarethen kenne? und woher?

Antw. **Affirmat.** Er sei ihrer nächsten Nachbaren einer, und hätten lange bei einander gewohnt.

Art. 31. Ob Inquisitin gedachten Marx Ahlers Kinder, **in specie** Althe Ahlers kenne, und woher?

Antw. **Affirmat,** sie sei verwichenen Winter bei ihm im Hause gewesen, so sei sie auch in der Nachbarschaft.

Art. 32. Ob nicht Inquisitin mit Althe Ahlers große Gemeinschaft geführt und aus was Ursache?

Antw. **Negat**, sagt nichts, als daß sie selbige zum Lesen und Beten angemahnet.

Art. 33. Was Inquisitin vom Mäusemachen halte?

Antw. Nichts, es sei ein böses Ding, so nicht von Gott, sondern vom Teufel käme.

Art. 34. Ob es nicht Zauberei sei, wenn ein Mensch solche mache?

Antw. **Affirmat**, es könnte nicht anders sein, denn Gott hätte damit nichts zu thun.

Art. 35. Woher Inquisitin wisse, daß Mäusemachen Zauberei sei?

Antw. Solches sage das andere Gebot mit der Auslegung.

Art. 36. Woher Inquisitin wisse, daß beim Mäusemachen der Name Gottes gemißbraucht werde?

Antw. Sie wüßte nichts anders, denn daß es Teufels Werk wäre.

Art. 37. Ob Inquisitin nicht wisse, daß Althe Ahlers Mäuse gemacht?

Antw. **Negat**, das wisse sie nicht, es seien einsten die Kinder, als Althe und Heves beisammen bei der Banolle gewesen und

gespielet, (wie sie denn leider nichts als Böses vorgehabt) da Althe gesagt, „ick kann Müse maken“ der Junge hätte sie angestoßen, sie sollte es nicht sagen, wie nun Inquisitin gefragt: „Althe, wat segst du?“ hätte sie geantwortet: ey ik kann nicks! schiet schet is et tosamen.

Art. 38. An welchen Orten, zu welchen Zeiten, und wie oft solches geschehen?

Antw. **Ut ad praeced. art.** Dieses sei nur einmal geschehen.

Art. 39. Ob Inquisitin denn auch nicht wisse, wie man Mäuse machen könne, was für Worte und Instrumente man dazu gebrauche?

Antw. **Negat,** das wüßte sie nicht.

Art. 40. Ob nicht die pure lautere Wahrheit, daß Althe Ahlers das Mäusemachen müßte von Jemand gelernt haben?

Antw. Das wisse sie nicht, es könnte wohl sein, das müßte Althe Ahlers sagen.

Art. 41. Wer diejenige Person sei, so gedachter Althen solches gelernet und gewiesen?

Antw. **Nescit.**

Art. 42. Zu welcher Zeit, an welchem Orte und auf was Weise Althe sothanes erlernet?

Antw. **Cessat.**

Art. 43. Ob nicht Althe ein gelbes Instrument dazu gebrauchet, und wie solches gestalt gewesen?

Antw. **Nescit.**

Art. 44. Welche Person der Althen das Instrument wieder abgefordert, und dieselbe ermahnet, sie sollte das Mäusemachen verschweigen, sonst müßte sie brennen?

Antw. **Nescit.**

Art. 45. Ob Inquisitin den mit der heil. Drey-Einigkeit gemachten Taufbund gehalten, und nicht davon abgefallen?

Antw. **Negat.** Sie sei nicht davon abgefallen, sie hätte auch nicht gewußt, was das Abfallen von Gott und dem Taufbunde sei, als daß sie im Gefängnisse gehöret, man müßte Gott, Himmel und Erde und Laub verschweren, solches hätte sie nicht gethan.

Art. 46. Von welchen Leuten Inquisitin solches im Gefängniß gehört, und zu welcher Zeit?

Antw. Sie hätte es von Aus- und Eingehen-

den gehöret, erinnere sich aber nicht, wer es gewesen.

Art. 47. Was zu sothaner Rede veranlaßt?

Antw. Weilen sie von Zauberei und Mäusemachen geredet, wären sie darauf gekommen.

Art. 48. Was Inquisitin darauf geantwortet?

Antw. Sie hätte geantwortet von solchen wüßte sie nichts.

Actum anno et die ut supra.

W. A. M.

Anno 1694 d. 23. Aug. ist Althe Ahlers mit Elsche Nebelings confrontiret, da denn Althe Ahlers Aussage, so sie **ad art. inquisitionis** 22. 23. 25. 32. 35. gethan, der Elsche Nebelings vorgehalten worden, welche alles allerdings geläugnet; Althe Ahlers hingegen ist bei ihrer Aussage beständigst geblieben. **W. A. M.**

II.

Anno 1694 d. 25. Aug. ist Althe Ahlers auf die von Herrn **Fiscali** eingegebenen Inquisitional-Artikel befraget, und hat ihre Aussage gethan, wie folgt:

Art. 1. Wie Inquisitin heiße?

Antw. Althe Ahlers.

Art. 2. Wie alt dieselbe sei?

Antw. Wie ihr Vater gesagt, wäre sie 8 Jahr.

Art. 3. Wo dieselbe geboren, und wo sie sich bis dato aufgehalten?

Antw. Im Kirchspiel St. Margarethen.

Art. 4. Welche ihre Eltern?

Antw. Der Vater hieße Marx Ahlers u. s. w.

Art. 5. Aus was Ursache dieselbe inhaftiret und hieher gebracht.

Antw. Weilen der Kirchspielvogt und Pastor gesagt, daß sie eine Maus gemacht, damit sei es folgendermaßen zugegangen: Sie hätte ein weiß Tuch gehabt, woraus sie eine Maus gemacht, selbige hätte sie auf ein blank Ding, etwa einer Hand breit gesetzt, worauf sie angefangen zu laufen, hernachher hätte sie solche wieder ergriffen, den Knoten des Tuchs los gemachet, wäre es also wieder ein Schnupftuch geworden, worin sie das gelbe Ding gewickelt, und selbiges wieder zu sich gesteckt.

Art. 6. Wie sie sich in ihrem Leben und Wandel bis dato verhalten?

Antw. Sie sei dann und wann in die Schule

gangen, wenn sie zu Hause hätte sie gespielt und zuweilen gelesen.

Art. 7. Ob dieselbe zur Anhörung Gottes Worts sich zur Kirche fleißig eingefunden?

Antw. Wenn es gut Wetter gewesen, sei sie des Sonntags zur Kirche gegangen, wenn sie des Nachmittags nicht in der Kirche, hätte sie in ihrem Psalmbuche gelesen.

Art. 8. Ob dieselbe je und allemal in Andacht fleißig gebetet?

Antw. Sie habe die Gebete, so ihre selige Mutter ihr gelehrt, und deren sie verschiedene genannt, Abends und Morgens gebetet.

Art. 9. Ob sie ihren Catechismum könne und wo sie selbigen erlernet?

Antw. Sie könne in dem Catechismo lesen, sonst wüßte sie ihn nicht, außer etliche Gebote, und den Glauben, so sie hergesaget, diese hätte sie aus dem Catechismo erlernet.

Art. 10. Ob sie denn nicht wisse, daß Zauberei im andern Gebote bei Vermeidung ewiger höllischer Strafe verboten sei, auch ob dieselbe nicht von ihrem Schulmeister ernstlich unterrichtet worden,

von dem großen Gott durch Zauberei nicht abzufallen?

Antw. Davon hätte sie nimmer gehört, ihr **Praeceptor** hätte ihr auch nie von Hexen gesagt, dahero sie nicht wisse, ob es gut oder böse wäre? Sie wüßte zwar wohl, daß Mäuse machen böse sey, solches aber habe ihr der Kirchspielvogt allererst gesaget, vorhin hätte sie es nicht gewußt.

Art. 11. Ob sie sich an den dreieinigen Gott allemahl feste gehalten, und ihren Taufbund niemals gebrochen?

Antw. Sie wüßte nicht was dergleichen Taufbund sei, ihre sel. Mutter hätte zu ihr gesaget, daß sie in Namen Gottes, des Vaters, Sohnes und heil. Geistes getauft sei, wußte es auch aus dem Catechismo zu sagen, wiewohl ihr Schulmeister sie es nicht gelehrt.

Art. 12. Ob sie nicht vielmehr mit dem Teufel einen Bund gemacht, wie und welcher Gestalt solches etwa geschehen? Sie sollte es nur Gott zu Ehren, und zur Rettung ihrer armen Seelen, die so theuer mit Christi Blut erworben,

bekennen, es würde doch durch göttlichen Beistand alles an des Tages Licht kommen.

Antw. Sie wüßte nicht, was ein Bund sei, und wie es ihr expliciret, negiret sie, dergleichen gemacht zu haben.

Art. 13. Ob nicht Inquisitin illo die in der St. Margarethen Schule sich befunden?

Antw. Wie ihr der Tag bedeutet, affirmirte sie, in der Schule gewesen zu sein.

Art. 14. Welche Kinder damals bei ihr in der Schule gewesen, ob nicht unter andern alda sich eingefunden Elsche Schröders, Trinike Langen, und Lofften Tochter?

Antw. Daß benannte da gewesen.

Art. 15. Ob nicht Inquisita damals ein Schnupftuch bei sich gehabt?

Antw. Affirmat.

Art. 16. Was Inquisitin aus dem Schnupftuche gemacht?

Antw. Eine Maus.

Art. 17. Ob nicht dieselbe ein zauberisch Stück begangen, und worinne solches bestanden?

Antw. Sie hätte nicht gewußt, daß es böse, bis der Kirchspielvogt ihr solches gesagt!

Art. 18. Wer die angemeldten Tage hin und her gelaufene schwarzgraue Maus gemacht?

Antw. Inquisitin referirte sich **ad priora**, die Maus wäre wie das Tuch woraus sie gemachet, und weiln das Tuch ein weiß, doch nicht eben sauberes Tuch, habe die Maus auch so ausgesehen.

Art. 19. Aus wessen Hand gedachte Maus gesprungen?

Antw. Sie Inquisitin habe solche sammt dem gelben Dinge oder Instrumente von der Hand geschoben, so sei sie sofort gelaufen, sie hätte solche wieder müssen umwenden, ehe sie wieder zu ihr laufen können, doch hätte sie nicht nöthig gehabt, sie hart nachzuschieben.

Art. 20. Ob nicht dieselbe Maus wieder in ein Schnupftuch verwandelt?

Antw. Inquisitin hätte den Knoten, welcher hinten an dem Steerte gesessen, losgemacht, und das Tuch wieder aus einander gerissen.

Art. 21. Welche Worte und Instrumente dieselbe bei Machung der Maus sich gebraucht? Sie sollte es nur frei heraus bekennen, denn so wäre Gnade bei Gott für ihr zu hoffen.

Antw. Das gelbe Ding, wie sie bereits bezeichnet, sei einer halben Manneshand groß. Man hätte es nicht beugen können, es sei düster gelb und 4 Füße unten daran gewesen, hinten zwei, vorn ebenfalls zwei. Inquisitin hätte etliche Worte sagen müssen, wann die Maus laufen sollte, welche sie vergessen, doch erinnerte sie sich, daß der Anfang gewesen: wenn du henlöpst, so kum wedder tho my. Und wann sie die Maus gleich von der Hand schieben wollen, und die Worte nicht gesagt, sei sie bestehen geblieben, wie sie es dann versucht hätte.

Art. 22. Welche Personen ihr sothane Zauberei gelehrt, zu welcher Zeit, an welchem Orte, und auf was Weise und wie lange Inquisitin Zauberei getrieben?

Antw. Die alte Elsche Nebelings hätte sie verwichenen Frühling in ihres, der Inquisitin Vaters Haus, einsten gefragt, ob sie sehen wolle, wie sie eine Maus mache, worauf Inquisitin mit Ja geantwortet, und ein weiß Tuch aus der Bank geholt, woraus die Nebelingische eine Maus gemacht, sel-

dige auf das gelbe Ding gesetzt, und wäre die Maus zwei Mal auf der Lade mit dem gelben Dinge weggelaufen, Nebelingische hätte solche wieder angegriffen und sie aus einander gemachet, sie hätte einige Worte sagen müssen, ehe sie laufen wollen, gestalt, wenn sie solche nicht gesagt, die Maus stille gestanden, zur andern Zeit hätte Nebelingische solches wiederholet, und der Inquisitin die gemachte Maus mit dem gelben Dinge in die Hand gethan, um solche laufen zu lassen, da denn Inquisitin solche nachgehorket oder geschoben, und die Worte, welche sie sich nicht mehr erinnerte, gesprochen, und wie der Inquisitin solches oft vorgemacht, hätte sie es endlich selbst können nachmachen, wie denn Inquisitin es der Nebelingischen etliche Male vorgemacht, welche geantwortet: es wäre gut. Als Inquisitin Vater anderweit geheirathet, und die Nebelingische aus der Inquisitin Vaters Hause zu ihrer Tochter gezogen, hätte Inquisitin die Nebelingische oft besucht, da sie dann, wenn die Tochter nicht

zu Hause gewesen, Mäuse gemacht, indem die Nebelingische gefragt, ob es Inquisitin noch wüßte rc.

Art. 23. Ob nicht der Teufel mit ihr Gemeinschaft getrieben, mit ihr zu buhlen versucht, es verrichtet, und sie auf den Blocksberg geführt?

Antw. **Negat**, auch wüßte sie nichts vom Blocksberge ohne das, wann Elsche Nebelings krank gewesen, den Schnuppen und Husten gehabt, sie wohl gesaget, sie wollte, daß sie auf dem Blocksberge säße; wenn sie Inquisitin mit der Nebelingischen alleine, hätte die Nebelingische wohl gesungen (da sie etliche christliche Gesänge, als: Herr Jesu Christ, du höchstes Gut rc. Herr Gott nun sei gepreiset rc. namhaft gemacht) welches so wohl gelassen hätte, auch wohl gesaget, wenn Inquisitin freien wolle, wollte sie einen jungen Gesellen ihr zuweisen.

Art. 24. Ob denn Inquisitin außer dem Mäusemachen keine Zauberei wisse, worin die anderen Zaubereien bestehen, ob dieselbe nicht Menschen und Vieh und Erd-Früchten mit Zaubern Schaden gethan?

Antw. Negat.

Art. 25. Wie sie denn zum gelben Instrument, so sie zum Mäusemachen gebraucht, gekommen?

Antw. Des Tages, wie sie die Maus in der Schule gemacht, hätte sie Elsche Nebelings gebeten, sie möchte ihr solches leihen, welches sie gethan.

Art 26. Ob Inquisitin nicht Hexen kenne und welche es sein?

Antw. Negat.

Art. 27. Ob denn Inquisitin in aller Zauberei keine Helfershelfer gehabt, und welche es sein?

Antw. Cessat.

Art. 28. Ob Inquisitin Hans Nebelings Wittwe kenne?

Antw. Affirmat.

Art. 29. Ob nicht dieselbe mit gedachter Wittwe starke Freundschaft gehalten und aus was Ursachen?

Antw. Sie hätte Elsche Nebelings oft besuchet, solches aber sei ohngefähr geschehen.

Art. 30. Ob nicht der Inquisitin ein gelbes blankes Ding gegeben worden zum Mäusemachen, welche Person ihr solches gethan und von welcher Materie solch zauberisch Instrument gewesen?

Antw. E. N. hätte ihr solches gegeben, von was vor Materie es gewesen, wisse sie nicht.

Art. 31. Wo Inquisitin solch Instrument gelassen?

Antw. E. N. hätte ihr solches wieder genommen, maßen sie begehret, **Inquisita** sollte es ihr einst zeigen, da die N. nachdem sie es ihr gezeiget, hinzugethan, das Ding behalte ich wohl einst, sie ermahnend, sie sollte nicht nachsagen, daß sie, die Nebelingische, der Inquisitin das Mäusemachen gelehrt, sagt müßte sie brenneu.

Art. 32. Ob sie es ihrem Vater nicht gesagt, daß sie Mäuse machen könne, und warum nicht?

Antw. Ihr sei Angst gewesen, daß sie Keise bekommen würde, darum habe sie es nicht gesagt.

Art. 33. Ob sie nicht Anfangs gegen den Kirchspielvogt geläugnet, daß sie Mäuse machen könnte, und warum solches geschehen?

Antw. Ihr sei Angst gewesen, daß ihr etwas möchte widerfahren.

Art. 34. Ob Inquisitin nicht mehr Zauberei wisse?

Antw. **Negat.**

Art. 35. Wie **Inquisita** solches läugnen könne, da

sie doch anderwärts soll gesagt haben, daß sie noch was mehreres wüßte, so böß und sie nicht thun durfte?

Antw. **Negat.** Dergleichen gesagt zu haben.

Art. 36. Worin sothanes Böse bestehe, und warum sie solches nicht thun dürfe?

Antw. **Cessat.**

Actum J. anno et die ut supra.

W. H. M.

III.

Anno 1694 d. 30. Aug. ist Elsche Schröders, Hanns Schröders Tochter, ihres Alters 12 Jahr vorgefordert und hat ausgesagt, wie folget: Vor einiger Zeit, wie sie mit Altie Ahlers in die Schule gewesen, hätte selbige gesagt: Derens ick will wat macken, worauf Deponentin und andere Dirnen gefragt, was sie machen wollte, denen sie geantwortet: Eine Maus, hätte sich darauf unter den Tisch niedergesetzt, und wie sie wieder aufgestanden, die Hand unter den Schürztuch hervorgethan und eine Maus geschwinde unter den Tisch weglaufen lassen, welche von Tisch auf die Erde gelaufen. Da denn Altie Ahlers selbiger nachgeeilet und solche ergriffen, wo sie weiter geblieben wüßte Deponentin nicht, die Maus

sei schwarz und grau gewesen, hätte Augen gehabt, aber keinen Schwantz, Altie Ahlers hätte sich sehr entfärbet, wie sie die Maus hätte laufen lassen. Ein mehreres wußte Deponentin nicht. Sie Deponentin hätte es einige Zeit hernach ihrer Mutter gesagt, welche nicht gewollt, daß sie wieder in die Schule gehen sollte, womit sie **injuncto silentio** dimittiret.

Eodem erschien Trinike Langen, ihres Alters 8 Jahr, ginge ins neunte, sagte aus, sie habe gesehen, daß Altie Ahlers die Hand unter den Tisch gehalten, solche hervorgethan, und eine Maus, so grau und schwarz gewesen, auf den Tisch laufen lassen, welche auf den Tisch auf und nieder gelaufen, wo sie ferner geblieben, wußte Deponentin nicht, ihr sei Angst geworden, wie sie es gesehen, die Maus hatte Augen und Ohren, aber keinen Schwanz gehabt, Altie Ahlers hätte gesagt, sie könne noch mehr Künste, müßte aber nicht sagen, was es wäre, womit Deponentin **injuncto silentio** dimittiret.

Eodem erschien Trinike Lofften, werde künftige Weihnachten 12 Jahr alt, sagte aus, wie folget: Altie Ahlers hätte ohnlängst in der Schule gesaget, sie wollte eine Maus machen, worauf sie einen Tuch aus der Tasche gekriegt, selben hätte sie unter den

Tisch gehalten, kurz darauf hätte sie die Hand unter den Tisch hervorgezogen, eine Maus niedergesetzt, welche den Tisch auf und niedergelaufen, worauf Altie Ahlers sie wieder auf dem Tisch ergriffen, wo sie weilter geblieben wußte Deponentin nicht. Elsche Schröders hätte gesagt: o Herr Gott, wo kommt die Maus her? welcher Altie Ahlers geantwortet: de make ick. Wo die Maus geblieben, wüßte Deponentin nicht, womit sie **injuncto silentio** dimittiret.

Anno 1694 d. 30. Aug. ist Altie Ahlers mit Elsche Schröders confrontiret, und weiln sie in dem discrepiret, daß Altie Ahlers gesagt, sie hätte die Maus auf den Tisch wieder angegriffen, Elsche Schröders aber, daß solches auf der Erden geschehen, ist doch Inquisitin bei ihrer vorigen Aussage geblieben, wie auch, daß sie solche am Tische sitzend, nicht aber auf der Erde gemachet.

Eodem ist Trinike Langen wieder vorgefordert, hat die Inquisitin unter die Augen gesagt, wie sie Inquisitin in der Schule gesagt, sie wüßte noch mehr Künste, müßte aber nicht sagen, was es wäre, welches aber Inquisitin geläugnet.

Actum anno et die ut supra.

W. H. M.

IV.

Articuli inquisitionales speciales.

Nachdem constitutus Fiscalis in Criminalibus der Nothdurft ermessen, Altie Ahlers über nachgesetzte articulos speciales befragen zu lassen, als will derselbe sothane hiermit übergeben haben mit gehorsamster Bitte, Inquisitam darüber zu examiniren und derselben Aussage fleißig annotiren zu lassen, und reserviret Fiscalis ihm alle und jede ihm contra Inquisita zustehende jura, praesertim plures Articulos addendi, mutandi, corrigendi und alle übrigen jurium beneficia

Folget das Examen.

Anno 1694 d. 11. Sept. ist Altie Ahlers auf obige von Herrn Fiscali eingereichte Articulos inquisitionales befraget und hat darauf ausgesaget, wie folgt:

Art. Inquis. spec. 1. Wie ofte die alte N. von welcher Inquisita das Mäusemachen gelernet zu haben, saget, derselben Mäuse vorgemacht, an welchen Orten?

Antw. Sie hätte es ihr wohl 4 oder 5 Mal vorgemacht, als etliche Mal in der Inqui=

sitin Vaters Hause, als auch in der Nebelingischen Tochter Hause 2 Mal.

Art. 2. Wie ofte Inquisitin es versucht bis dieselbe berichteter maßen von der N. das Mäusemachen erlernet.

Antw. Es sei vielmal geschehen, wie ofte sie es eigentlich versuchet könne sie nicht sagen.

Art. 3. Wie oft Inquisita und wie viel Mäuse dieselbe gemachet, an welchem Orte, und in wessen Gegenwart?

Antw. In ihres Vaters Hause zu verschiedenen Malen in der Nebelingischen Tochter Hause 2 Mal und 1 Mal in der Schule. In ihres Vaters und der Nebelingischen Tochter Hause wäre niemand als die N. dabei gewesen, in der Schule hätte sie die Maus in Gegenwart der Schulkinder gemacht.

Art. 4. Ob Inquisita dergleichen und andere zauberische Dinge nicht mehr wisse, noch getrieben, noch von Jemand erlernet?

Antw. Negat.

Art. 5. Ob nicht die alte N. kranke Leute curiret oder denenselben in solchen mit Rath beigestanden wie und welcher gestalt?

Antw. Wenn Leute zu ihr gekommen und geklaget, daß sie krank, hätte sie ihnen wohl Rath gegeben, dies und jenes zu kaufen und zu gebrauchen, was es sei wisse sie nicht.

Art. 6. Wie die N. auf die Rede gekommen, daß dieselbe gesaget, sie wollte, daß sie auf dem Blocksberge säße?

Antw. Wann sie wunderlich, betrübt gewesen und geweinet hätte sie solches gesagt, warum sie traurig gewesen wüßte sie nicht.

Art. 7. Was **Inquisita** darauf geantwortet?

Antw. **Inquisita** hätte das Herz nicht gehabt, ihr etwas zu sagen oder zu fragen.

Art. 8. Ob dann nicht Inquisitin zu der Zeit vorgesaget worden, was auf dem Blocksberge passiret?

Antw. **Negat.**

Art. 9. Wie die N. von Inquisitin berichteter Maßen auf die Rede kommen, wann Inquisitin freien wollte, wollte sie ihr einen jungen Gesellen zufreien?

Antw. Sie könne sich dessen nicht erinnern weil es zu lange her sei.

Art. 10. Was **Inquisita** darauf geantwortet?

Antw. Sie hätte geantwortet, sie wäre noch so jung, sie dürfte nicht freyen.

Art. 11. Ob dann die N. derselben den jungen Gesellen wirklich zugewiesen, wie derselbe gestalt gewesen, und was derselbe von Inquisitin verlanget?

Antw. Negat. (Der junge Geselle sollte nämlich der Teufel sein. Ref.)

Art. 12. An welchem Orte und zu welcher Zeit die Nebelingische der Inquisitin das zum Mäusemachen gebrauchte Instrument berichteter Maßen wieder abgefordert.

Antw. Zween Tage nachdem Inquisitin die Maus in der Schule gemacht, und wie sie ihrem Vater Taback holen wollen, hätte die N. bei ihres Sohnes Hause, allwo sie Zeug nach dem Wasser tragen wollen, der Inquisitin es abgefordert.

Art. 13. Aus welcher Ursache die N. derselben dasselbe sogleich wieder abgefordert?

Antw. Nescit.

Art. 14. Was es für Künste seien, so vermöge Trinike Langens actu confrontationis gethaner Aussage, Inquisitin wüßte, aber nicht sagen müßte?

Antw. Sie wüßte nichts, als was sie ausgesagt.

Art. 15. Warum Inquisitin, wie sie gegen den Kirchspiel-Vogt geläugnet, so angst gewesen?

Antw. Sie hätte vermeinet, es möchte derselbe gedacht haben, daß das Mäuse machen böse, da sie doch meinte, daß es gu' wäre.

Womit Inquisitin dimittiret.

Actum J. anno et die ut supra.

W. H. M.

Acta Criminalia.

Fiscalis und peinlicher Ankläger wider Altie Ahlers peinliche Anbeklagte **in puncto Magiae.** **Anno** 1694 den 18. Sept. ist zur C. das peinliche Hals-Gerichte gehalten wider Altie Ahlers **in puncto Magiae.**

Es erscheint vor diesem peinlichen Hals-Gerichte **Constitutus Fiscalis** und peinliche Ankläger **ex officio** entgegen und wider Altie Ahlers peinliche Anbeklagte **in puncto Magiae** u. s. w. u. s. w.

Referent verschont seine Leser mit dem wüsten Wortschwall und widerwärtigem Juristen-Halb-Deutsch dieses aufgeklärten **Constitutus Fiscalis,** und erzählt kurz, wie derselbe auf den Grund des

mitgetheilten dreifachen Verhörs, auf die Tortur wider das neunjährige Kind und die alte Frau antrug, aus folgenden wichtigen Gründen:

1. daß **per priora** Mäuse machen ein solches verdammliches Werk, so Zauberei auf sich träget, dannenhero die scharfe Frage wider sie stattfindet. Peinl. Halsger. Ordn. Cor. V. Art. 44.

2. daß dieselbe mit denen Worten, so dieselbe bei Machung und Fortjagung der Maus gebrauchet, und also zweifelsfrei zauberisch gewesen, nicht heraus gewollt, da doch ohne sothane Worte die Maus zum Laufen nicht hat können gebracht werden, und dann

3. ist zu vermuthen, daß Inquisitin sich in der Zauberei noch mehr vertiefet, maßen ihre gewesene Mitschülerin, Trinike Langen, derselben unter die Augen gesagt, sie wüßte noch mehr Künste, müßte aber nicht sagen, was es wäre, welche verdammliche Künste dieselbe **mediante tortura**, (vielleicht der Tortur) offenbaren muß, auch da

4. Inquisitin Elsche N. für ihre Lehrmeisterin in den Mäusemachen angeben wollen, muß dieselbe durch die Tortur erhalten, von wem oder

welcher Person dieselbe das Mäusemachen erlernet, cum illa socium vel sociam delicti mediante tortura nominare debeat, praesertim in crimine hoc atrocissimo Magiae.

In mehrer Erwägung, daß

5. Inquisitin gedachte Rebelings, daß sie auf dem Blocksberge zu sitzen verlanget, und der Inquisitin einen jungen Gesellen zuzufreien, angegeben. Dannenhero falls denn in der That also, wider Inquisitin eine starke Vermuthung daß dieselbe sich mit dem leidigen Satan per pactum expressum eingelassen, entstehet, um so viel mehr, da per priora zu Tage, daß Mäusemachen Zauberei sei, auch E. N. ein solches bejahet. Solchen allen nach bittet Fiscalis in Rechten zu erkennen und auszusprechen, daß peinliche Anbeklagte zu Erkundigung der Wahrheit mit Ruthen stark gepeiniget, auch auf erforderten Fall mit Ansetzung der Daumschrauben und Horsten die Tortur derselben zu schärfen, auch darauf ferner ergehen solle was Rechtens.

Gegen diesen Herrn Fiskal trat nun mit Altie Ahlers ihr Vertheidiger auf, der, mit Beziehung

auf die fromme christliche Erziehung die das unschuldige neunjährige Kind erhalten habe, wodurch es durch Gottes Gnade so weit gekommen, daß es den Catechismus ziemlichermaßen, auch etliche feine Morgen- und Abendgebete gelernt, darthat, daß solche Abfangereien, die ein altes Weib ihr von Mäusemachen vorgeschwatzt schon deswegen nicht als Verbrechen ausgelegt werden könnten, weil sie schon durch das öffentliche Zeigen ihres Kunststücks in der Schule bewiesen habe, daß sie sich nichts Arges dabei denke, daß also nur eine kindliche Unschuld und Einfalt bei ihr vorhanden gewesen. Es sei auch

dies daraus zu schließen, daß sie, nachdem ihr die bösen Folgen, die der Satan daraus machen könne,

ganzes Armüthchen daran zu wenden, um sie bei einem Prediger anzubringen, damit sie desto christlicher erzogen werde; so bitte er, das arme neunjährige Kind mit der Tortur zu verschonen; insbesondere da sie ja schon freiwillig bekannt habe, was sie wisse, und überdies auf Unmündige die Tortur nicht angewandt werden könne.

Der Fiskal bestand aber auf seinem Verlangen. „Bevorab da auch wider Kinder von zwei Jahren, welche der Zauberei beschuldigt werden inquiriret werden kann und muß. Wie viel mehr muß wider ein Mädchen, so das 10. Jahr schier erreichet, Inquisition statt finden. Daß Inquisitin zum Gebet sich fleißig gehalten und des Christenthums sich hinführo befleißigen wolle, sothane Muthmaßungen sind unbegründet, und kann niemand wissen, ob sie ein Gebet aus wahrer Andacht thut oder thun werde, zumal diese mit zauberischen Dingen umgegangen, und ohnedem bekannt, daß die ärgsten Hexen die scheinheiligsten sind.“

Mit solchem und ähnlichem Geschwätze glaubte der Fiskal seinen Antrag auf die Tortur begründet zu haben, und es wurde vom Gerichte die kluge Sentenz in dieser hochwichtigen Kinderei abgegeben,

daß die Acta criminalia zu inuotuliren und auf eine unpartheiische Universität an eine Facultät zur Einholung eines Spruch=Rechtens zu verschicken.

B. R. W.

Publ. l. d. 18. Sept. 1694. D. v. B.

Dies geschah in folgenden, mit diplomatischer Genauigkeit nachgeschriebenen Worten:

Wohlgebornen, Hoch=Edle, Veste und Hochgelahrte, Hochzu=Ehrende Herren Professores.

Aus angeschlossenen Actis geruhen, meine Hochzu=Ehrende Herren breitern Inhalts zu ersehen, was in puncto Magiae bey hiesigem Criminalgerichte hunc inde verhandelt worden. Wenn nun zufolge der von itztgedachtem Gerichte abgesprochenen per Secretarium judicii dem Protocollo inserirten Urtheil die Sache zur Einholung eines Rechtsspruchs an eine Juristenfacultät zu versenden, so habe ich, als Director mehr erwähnten Judicii, mich desfalls an meine HochgeEhrte Herren addressiren wollen, des dienstl. Ersuchens erregte Acta collegialiter wohl zu erwegen, ihr in Rechten begründetes Gutachten gegen die Gebühr mir fordersambst mitzuTheilen, und zwar über nachgesetzte Fragen:

I. Daferne Territio oder levis Tortura wi=

der peinl. Anbeklagte sollte erkannt werden dieselbe aber denen allen ohngeachtet auf ihrer einmal gethanen **Confession** lediglich beharren, und nichts weiter zustehen würde, ob nicht **Investigatio stigmatis Diaboli** *) wieder dieselbe vorzunehmen, und durch welche Person sothane Besichtigung zu bewerkstelligen.

II. Wenn nun auch solches **Stigma** sich nicht finden würde, ob und mit welcher Strafe **Inquisita** (auf den Fall dieselbe nicht mehr, als die bisherige **Acta inquisitionalia** geben, bekennen sollte) zu belegen?

III. Da aber keins von beiden, nemlich **nec Territio, nec levis Tortura** wieder Inquisitin statt finden sollte, welche Strafe alsdann wieder dieselbe zu verhengen. Womit unter Empfehlung göttlicher Obhut jederzeit verbleibe

Meiner HochgeEhrten Herren Professoren

Dienst=Ergebener Diener

J. d. 1. Oct. Anno 1694. W. A. M.

---

*) Stigma Diaboli, Teufelsmal oder Teufelszeichen, sollte nach dem Teufelsglauben jener barbarischen Zeit ein Zeichen sein, was der Teufel denen, welche mit ihm sich in Gemeinschaft eingelassen hatten, an ihrem Körper einzudrücken pflege, und was die Richter im Fall

Auf dies **specimen sapientiae** des Herrn **Directors Judicii** erfolgte folgendes Urthel.

P. P.

Als derselbe aus gehaltenen Registraturen, verfaßte Inquisitional-Artikel, Elsche Nebelings, wie auch Altie Ahlers, darauf gethane Antwort und erfolgte schriftliche Gesetze in Sachen constituirten **Fiscalis** peinl. Anklägers an einen, besagte Altie Ahlers peinl. Anbeklagten am andern Theile nebst den übrigen in dieser Sache ergangenen **Actis** und dreien Fragen zugeschicket, wird hiemit zu Recht erkannt, daß sowohl Elsche Nebelings, als Altie Ahlers von der angestellten Inquisition zu entbinden, und hat **investigatio stigmatis diabolici** gestalten Sachen nach nicht statt. Es wird aber Altie Ahlers einem gottesfürchtigen Prediger, der sie in ihrem Christenthum absonderlich was ihren Taufbund und andere zur Seligkeit nöthige Stücke betrifft, treulich und fleißig unterrichte, billig untergeben, welcher zugleich mit Liebe und Glimpf, ohne daß es das Ansehen einer

des Verdachts der Zauberei, gern an dem entblößten Leibe der Hexen aufsuchten. Wehe dann der, an welcher irgend ein Fleck sich fand! sie war zweifelsfrei eine Hexe und nichts konnte sie von der gräßlichsten Tortur, weil sie doch einmal bekennen sollte, und vom lebendig Verbrennen retten.

Inquisition habe, bei derselben nach allen Umständen untersuche, ob dasjenige, was sie in der Schule und sonsten aus dem Schnupftuch gemacht, eine lebendige Maus, oder nicht vielmehr ein bloßes Gaukelspiel mit dem Schnupftuche, dergleichen unter Kindern nicht ungewöhnlich gewesen. Aufm Fall sich nun das Erste glaubwürdig befinden sollte, hat sodann der Prediger Altie Ahlers ferner aus Gottes Wort, wie sehr sie sich dadurch versündiget habe, treulich vorzustellen, und damit sie aus des Satans Stricken errettet werde, allen Fleiß anzuwenden, gestalt nicht nur ihr Vater zu sorgfältiger christlicher Erziehung anermahnet, sondern auch sonsten von denen Geistlichen des Orts auf ihr Leben und Wandel fleißig Achtung gegeben wird. V. R. W. Nach J. an den Königlichen Kanzlei-Rath und **Justitiarium W. H. M.**

Da aus diesem, übrigens mit seltener Milde, abgefaßten Urtheile zur Genüge hervorgeht, wie auch die hochgelahrten Professoren, noch in eben dem krassen Pöbelwahne des Königl. Herrn **Justitiarius** befangen waren, so verschonen wir billig unsere Leser mit der Anführung der „**rationes decidendi**" die jenem Urtheil beigefügt waren, um statt dessen noch

das Verhör eines Zauberers mitzutheilen, aus welchem mehr noch, als aus dem vorhergehenden hervorgeht, wie in jenen finstern Zeiten die Menschen auch in den höchsten Ständen auf einer so niedrigen Stufe von Bildung und Geistescultur standen, daß die angestrengtesten Bemühungen der neuen Teufelsprädicanten unser Volk, Gottlob! nie wieder zu derselben an Blödsinn gränzenden Barbarei zurückbringen werden, welche wir mit Entsetzen an vornehmen Rechtsgelehrten und Geistlichen des siebzehnten und noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wahrnehmen.

Die gerichtlichen Verhandlungen hierüber besitzen wir noch gedruckt unter dem Titel „**Acta inquisitionalia contra Martin Heinrich Arnold** im Punct der Zauberey. **Actum M.** d. 11. Sept. 1695. Bei der ungeheuren Weitläufigkeit derselben müssen wir uns mit folgendem Auszuge begnügen:

Ein Bursche von 16 Jahren, eines Goldschmidts Sohn aus Dresden, war aus Barmherzigkeit in einem adeligen Fräuleinkloster als Aufwärter aufgenommen, wo er sich hatte vernehmen lassen, daß er mit dem Satan ein Bündniß gemacht habe, und des Klosters Schaafe toll machen wolle. In Folge dieser Äußerung wurde sogleich durch die **Domina** des

Klosters, Frau v. B., und den Probst desselben, Herrn Ferdinand v. A. der Justitiarius J. A. K. berufen, die Sache zu untersuchen. Derselbe erschien alsobald, und stellte mit dem Jungen folgendes Verhör an, von welchem wir den unwichtigen Anfang weglassen:

Art. 21. Ob nicht Inquisit mit dem Satan ein Verbündniß gemachet? Antw. Ja.

Art. 22. Warum er solches gethan? Antw. Sein Herr Gutschmann*), habe ihn dazu beredet.

Art. 24. Wie lange es sey, daß Inquisit sich mit dem Satan in ein Bündniß eingelassen?

Antw. Es wäre vor nunmehr fünf viertel Jahr geschehen.

Art. 25. Auf was Art sich Inquisit mit dem Satan verbunden?

Antw. Inquisit wäre einst zu Frankfurt an der Oder des Abends vom Theatro nach dem Wirthshause gegangen, da ihm in die Gedanken gekommen, er solle in den Stall gehen; als er solches gethan, hätte er daselbst den Satan in Menschengestalt und

---

*) Nach Art. 11 hatte der Junge eine Zeitlang bei einem Marktschreier, Namens Gutschmann als Possenreißer in Diensten gestanden.

im schwarzen Kleide gefunden, mit Pferde-füßen und Bärenklauen, welcher ihn also angeredet: Wenn er wollte sein seyn, und ihm dienen, so sollte er ihm eine Hand-schrift, mit seinem Blute geschrieben geben, mit dem Anhang, er wäre mehr, als Gott, könnte auch mehr, als Gott, und wollte Inquisiten aus aller Noth erretten; Inquisit hätte sich geweigert, die verlangte Hand-schrift dem Satan zu geben, worauf derselbe drei Haare von seinem Haupte begehret, welche Inquisit ihm gegeben, dahingegen hätte ihm der Satan einen rothen seidnen Faden, welcher dreimal um den Leib gereichet, und welchen er, auf Begehren des Satans, sofort im Stall um seinen bloßen Leib, als ein Zeichen des gemachten Bündnisses, gebunden, und einen zwar ungesiegelten, doch aber dermaßen fest zusammen gelegt gewesenen Brief gegeben, daß er mit Händen nicht hätte können aufgemachet werden.

Art. 26. Wer Inquisiten angereizet, oder ihm Anlaß gegeben, mit dem Satan ein Verbündniß zu machen.

Antw. Sein damaliger Herr, Gutschmann, habe ihn dazu angereizet.

Art. 27. Auf was Art Gutschmann ihn zu dem Verbündniß veranlasset?

Antw. Sein gewesener Herr, Gutschmann, hätte ihm immer viel vom Teufel gesagt, in seinem Beisein Geld gemachet, in dem härtesten Winter Weintrauben und dergleichen Früchte, so der Jahreszeit nicht zu bekommen gewesen, auf des Inquisiti Begehren angeschaffet, und dadurch sowohl, als durch das stetige Anreizen und Zureden, ihn endlich bewogen, daß er mit dem Satan ein Verbündniß zu machen, sich resolviret.

Art. 28. Ob Inquisit den Satan auch vor dem mit ihm gemachten Verbündniß gesehen, und in was für einer Gestalt, auch wo er ihn gesehen?

Antw. Ja, er hätte schon vorhin den Satan in eines schwarzen Bockes Gestalt mit einem feurigen Kopfe bei Gutschmann gesehen.

Art. 29. Was der Satan bei Gutschmann gemachet?

Antw. Das wüßte er nicht, weil Inquisit von seinem Herrn aus der Stube zu gehen an-

gewiesen worden, wann der Satan sich bei ihm eingefunden.

Art. 30. Was Inquisit mit dem rothen Faden und mit dem Briefe, so beiderseits ihm der Satan gegeben, gemachet.

Antw. Mit den Faden hätte er nichts, mit dem Briefe aber Geld gemachet.

Art. 33. Auf was Art es zugegangen, daß Inquisit mit dem artikulirten Briefe Geld gemachet?

Antw. Er hätte den Brief in die linke Hand genommen, und den Teufel angebetet, mit der rechten Hand aber geschüttelt, worauf aus demselben so viel Geld gefallen, als er verlanget habe.

Art. 35. Wie Inquisit gesaget, wenn er den Teufel angebetet?

Antw. Als Inquisit sich mit dem Satan verbunden gehabt, hätte ihm sein damaliger Herr, Gutschmann, zwölf Teufel in Gestalt eines Molkendiebes oder eines Buttervogels gegeben, wovon sechs die herrschende gewesen, und hätte der eine davon Paulino geheißen. Wenn nun Inquisit hätte Geld nöthig gehabt, hätte er den Paulinum,

welchem er eigentlich gedienet, also angebetet: Lieber Paulino, weil ich jetzo Geld benöthiget bin, und ich mich unter deinen Dienst begeben habe, so wollest du mir zu diesem Geldmachen deine Kraft verleihen, und sage ab Gott und der heil. Dreifaltigkeit, denn ich will dein sein und bleiben.

Art. 37. Ob Inquisit den artikulirten Brief noch habe?

Antw. Nein, er hätte ihn nicht mehr.

Art. 38. Wo er dann alsothanen Brief gelassen?

Antw. Er hätte ihn verbrannt, zuvor aber, damit er wissen möchte, was darin gestanden, zerschnitten.

Art. 40. Womit er alsothanen Brief zerschnitten.

Antw. Mit einem hölzernen Messer in des Teufels Namen.

Art. 41. Warum Inquisit hiezu ein hölzernes und nicht ein eisernes Messer genommen?

Antw. Mit einem eisernen Messer wäre es nicht angegangen.

Art. 42. Was I. in dem zerschnittenen Briefe gefunden?

Antw. In dem Briefe wäre abgedrückt gewesen 1. Der Teufel in Gestalt eines Löwen mit Bärenklauen, Hörnern und einem

Schwanze ganz feurig. 2. Die Hölle, so von lauter Feuer gewesen, und viel Menschen in und um sich gehabt, worin es von oben her geregnet. 3. Etzliche Haken in Gestalt der Feuerhaken, und 4. Einen Todtenkopf. — Dem **Inquisito** wurde vorgehalten, daß er beim summarischen Verhör den Teufel im Briefe anders, als jetzo beschrieben, und gefragt, ob er sich jetzo etwan hierin geirret? Antw. Er irrete sich gar nicht, und hätte er den Teufel im Briefe also abgedruckt gefunden, wie er ihn anjetzo beschrieben.

Art. 45. Ob J. nachdem er den Brief zerschnitten, kein Geld mehr machen könne?

Antw. Nein!

Art. 47. Was der Satan und Gutschmann gesagt, als J. den Brief zerschnitten?

Antw. Sein Herr Gutschmann hätte ihn deswegen prügeln wollen, und der Satan hätte sehr mit ihm gescholten, sich auch bedrohentlich vernehmen lassen, daß er ihn zerreißen wolle, wenn J. den rothen Faden von sich thun würde.

Art. 48. Ob J. den rothen seidnen Faden, so ihm der Satan gegeben, annoch um den Leib trage?

Antw. Nein, er hätte den Faden nicht mehr, sondern ihn verloren, als er zu H. gewesen.

Art. 49. Ob die artikulirten zwölf Molkendiebe oder Buttervögel gelebet, und gewisse Namen gehabt?

Antw. Gelebet hätten sie nicht, aber sie hätten gewisse Namen gehabt.

Art. 50. Was von Namen denn alsothane Molkendiebe gehabt?

Antw. Nur sechs davon hätten gewisse Namen gehabt, 1. Paulino, 2. Lucifer, 3. Apollo, 4. Marci, 5. Leopolti, den 6. hätte er außer Acht gelassen. Die andern sechs hätten keine Namen gehabt, und thun müssen, was die ersten sechse befohlen.

Art. 51. Wer ihm alsothane Molkendiebe gegeben?

Antw. Sein Herr hätte sie ihm gegeben, als er sich mit dem Satan verbunden.

Art. 53. Wozu J. die Molkendiebe behülflich gewesen?

Antw. Wenn er zum Spielen gegangen, hätten sie ihm Glück gebracht, und wenn er sich geschlagen, hätten sie ihm Kräfte gegeben.

Art. 54. Ob J. die artikulirten Molkendiebe bei sich getragen, und auf was für Art?

Antw. Ja, er hätte sie an beiden Armen in Leinwand genähet, bei sich getragen.

Art. 55. Ob nicht J. alsothane Molkendiebe angebetet, bevor er sich geschlagen, oder zum Spiel gegangen?

Antw. Er hätte die sechs herrschende angebetet, so er am rechten Arme getragen, und wären alsdann dieselben lebendig geworden, und von ihm gegangen.

Art. 58. Ob nicht zugleich mit den Molkendieben ein Zettel gegeben worden?

Antw. Ja, es wäre ein kleiner Zettel gewesen, worauf geschrieben gewesen, **Ara, Mara, Tarum.**

Art. 64. Ob nicht J. nach gemachtem Bündniß sowol vom Satan, als auch von Gutschmann zum öftern angemahnet worden, was Böses und den Menschen Schaden zu thun?

Antw. Sein gewesener Herr hätte ihn dazu angereizet.

Art. 65. Ob nicht J. dieses zu bewerkstelligen, die Gestalt einer Katze, eines Apfels oder eines Vogels angenommen.

Antw. Ja.

Art. 66. Wer ihm diese Gestalt gegeben?

Antw. Der Arzt Gutschmann, sein gewesener Herr.

Art. 67. Auf was Art und Weise solches geschehen?

Antw. Sein Herr hätte drei Hände voll Mist genommen, so er zusammen auf einen Haufen geleget, und hätte J. dreimal darüber her gockeln müssen. Darauf hätte J. Gott und der heil. Dreifaltigkeit absagen, und um einen alten Spinnrocken dreimal herum laufen müssen. Wenn solches geschehen wäre er gewesen, wozu ihn sein Herr hätte haben wollen.

Art. 69. Ob nicht J. und sein gewesener Herr niesten auf einem Dorfe die Gestalt einer Katze angenommen, und in dem Wirthshause, wo sie gewesen, die frischen Würste angefressen?

Antw. Ja, wie aber das Dorf genennet worden, wüßte er nicht, und hätte er in dieser Gegend öfters denen Leuten Schaden gethan.

Art. 70. Ob nicht Inquisit auch öfters die Gestalt eines Apfels angenommen, und sich durch ein offenes Fenster oder zerbrochene Scheibe in die

Kammer, wo Menschen geschlafen, und in deren Bette practiciret? Antw. Ja.

Art. 72. Ob nicht die Menschen, wenn sie erwachet, den in ihrem Bette gefundenen Apfel bis aufs Kernhaus verzehret? Antw. Ja.

Art. 73. Ob nicht früh Morgens anstatt des übrig gebliebenen Kernhauses ein todter Menschenkörper an der Erde in der Kammer gelegen? Antw. Ja.

Art. 74. Woher J. solches wisse, und wie es mit der Verwandlung zugegangen?
Antw. Sein Herr habe ihm solches gesagt, und wisse er nicht, wie es damit zugegangen.

Art. 75. Ob nicht die Menschen, wenn sie erwachet, von dem Gestanke des todten Menschenkörpers erkranket und gestorben?
Antw. Ja.

Art. 78. Ob nicht J. in angenommener Gestalt eines Apfels ungetaufte Kinder weggenommen? Antw. Ja, und hätte andre Kinder dagegen wieder hingebracht.

Art. 80. Ob denn Niemand, auch der Kinder Eltern nicht gemerket, daß J. ihre ungetauften Kinder weggenommen?

Antw. Nein.

Art. 81. Wie J. solches gemachet?

Antw. Der Teufel hätte ihm hierin geholfen, und wäre er alsdann nur ein Apfel gewesen, wenn er das Kind weggenommen; sobald er aber außer dem Hause gewesen, wäre er ein Mensch geworden, und hätte das Kind auf dem Puckel fortgetragen.

Art. 83. Was J. mit denen weggenommenen Kindern gemachet?

Antw. Er hätte sie seinem Herrn gegeben.

Art. 84. Was Inquisitens Herr mit den ihm zugebrachten ungetauften Kindern gemachet?

Antw. Das wüßte er nicht; sein Herr hätte ihm dagegen andere gegeben, so er wieder an den Ort, wo er eins geholet, bringen müssen.

Art. 85. Ob nicht Gutschmann sich einsten in einen Esel, J. aber in einen Vogel verstellet gehabt, und sich in des Esels Ohr gesetzet?

Antw. Ja, das wäre wahr.

Art. 87. Was vor eine Gestalt des Vogels J. angenommen.

Antw. Einer Heimken gleiche kleine mit schwarzen Federn, so weiße Köpfchen gehabt.

Art. 88. Ob nicht J. in der angenommenen Gestalt eines Vogels, da er in des Esels Ohr gesessen, vor eines Verwalters Thür auf dem Lande zur Nachtzeit gegangen? Antw. Ja.

Art. 89. Wie der Verwalter geheißen und wo derselbe gewohnet?

Antw. Wüßte Beides nicht, es wäre nicht weit von Dresden der Ort gewesen.

Art. 90. Ob nicht J. als er vor des Verwalters Haus gekommen, aus des Esels Ohr in des Verwalters Haus gegangen, daselbst eine Zobel-Muffe, eine polnische Mütze, einen silbernen Degen, und eine kleine silberne Schachtel mit Ducaten gestohlen? Antw. Ja.

Art. 91. Wie es möglich gewesen, daß J. als ein Vogel die gestohlenen Sachen habe tragen können?

Antw. Das wüßte er nicht, woher er die Stärke bekommen.

Art. 92. Wo J. die gestohlenen Sachen gelassen?

Antw. Er habe sie dem Esel, der sein Herr gewesen, zugebracht.

Art. 93. Wie der Esel alsothane Sachen fortgebracht?

Antw. Er habe sie dem Esel in den einen

Vorderfuß gegeben, wüßte aber nicht, wie er sie fortgebracht.

Art. 97. Ob nicht J. vorher den Satan anbeten müssen, ehe er eine fremde Gestalt angenommen?

Antw. Er hätte zuvor müssen Gott verläugnen und alles in des Teufels Namen thun.

Art. 98. Ob alsdann der Satan mit zugegen gewesen, und in was vor einer Gestalt?

Antw. Allezeit wäre er nicht zugegen gewesen, wäre er aber zugegen gewesen, so wäre er in eines Bocks Gestalt erschienen.

Diesen und ähnlichen Unsinn, welchen er vorher den Dienstleuten im Kloster aufgebunden, und den diese gläubig berichtet hatten, fragten die Verhörsrichter, die Alles wie ein Evangelium glaubten, im Verhöre ihm wieder ab, ließen ihn darauf geschlossen ins Gefängniß bringen, und boten sämmtliche Prediger des Amts auf, ihn dort zu besuchen und ein Gutachten über ihn abzugeben. Diese kamen einer nach dem andern zu dem Inquisiten, hörten sein Geschwätz an, und waren alle eben so überzeugt von der Wahrheit desselben, als die Herren Richter, obgleich der Junge gegen zwei von ihnen das reuige Bekenntniß ablegte, daß er sie alle belogen habe,

und kein wahres Wort an seinen Geschichten sei! Unsern Lesern einen Begriff zu machen von dem Grade der geistigen Bildung, welcher sich diese Geistlichen zu erfreuen hatten, möge hier das Zeugniß des Einen von ihnen folgen, dem die übrigen ziemlich gleich waren.

Wer Sünde thut, der ist vom Teufel!
1 Joh. 3.

Ein Exempel sieht man jetzt an Martin Heinrich Arnolden, welcher auf dem Hoch=Adel. Kloster vor W. gefänglich sitzt, der seiner eignen Aussage nach, nicht nur mit dem Satan einen Pact gemachet, sondern bis auf diese Stunde Satans Werke getrieben hat. Nebst andern Priestern bin ich nun, mit meinem Gebet und biblischen Discours ihm beyzuwohnen dahin geholet worden; als nun dieser Martin Heinrich Arnold das herrliche Lied: Jesu, der du meine Seele rc. nachbeten sollte, und wir auf die nachdrücklichen Worte kamen: „Ja, du Satans Überwinder, sah man, wie ihm der Schweiß ausbrach, wie er zitterte und bebete, mit der Zunge stammelte, und wie er nicht mehr, wie vielmahl: Ja, du Satans U, U; U, U, U, U, von sich hören, und die folgenden Syllaben zurückließ. Gefraget, warum er so

zitterte und das gantze Wort Überwinder nicht aus-
spräche, gab er zur Antwort: der Satan wollte es
nicht zulassen, griffe ihn so hart an, daß er also zit-
tern und beben müsse, hat auch erzählet, in wie man-
cherley Gestalt er den Satan gesehen, wie er ihm
sein Gedächtniß raubete, daß er nichts behalten könnte,
was die Priester ihm vorsagten: Wiewohl ich geste-
hen muß, daß er anfänglich aus der heil. Bibel mir
so viel vorbrachte, daß ich gemeinet, er hätte dieses
nicht von ihm selber. Einsten, da ich gefraget, ob
der Satan sich nicht je mehr und mehr äußerte, war
die Antwort: der Satan hätte um Mitternacht drau-
ßen vor dem Fenster ein gräulich Lärmen gehabt,
wäre auch endlich gar in die Stuben kommen, und
an der Wand, da er gelegen, gekratzet und turniret;
was er weiter dann und wann erzählet, ist zu präte-
riren, nur daß er sich in meiner Gegenwart seltsam
angestellet, bald gelachet bald geweinet, bald Gutes,
doch aber meistens Böses geschwatzet und in der bis-
herigen Hafft solche Dinge vorgenommen hat, die
genugsam bezeugen, daß der Satan bei ihm **in-
terne** und durch ihn **externe** agire. Ich habe zwar
demselben das Gesetz scharf gepredigt, aber der Satan
hats von seinem Herzen genommen; Gott bekehre

und liberire die arme Seelen um Christi Willen. Amen. **A. C. d. 1. Apr. Anno 1696.**

A. A. C. Pastor ibidem.

So wurde auch dieser geistliche Herr mit allen seinen Collegen von einem sechszehnjährigen Jungen, der offenbar klüger war, als sie Alle, mit seinen Teufelsfratzen genarret. Der wohlweise Herr **Justitiarius** aber erließ Erkundigungsschreiben nach der Wahrheit der Angaben des losen Buben an alle Amtmänner der Örter, an elchen erw seine angeblichen Teufelsstückchen gemacht haben wollte, und bekam von allen ohne Ausnahme, zu seinem großen Erstaunen, die Antwort, daß sie alle ihre Amtseingesessenen hätten befragen lassen, es sei aber aller Orten her berichtet worden, daß dergleichen Dinge, wie der Junge sie angegeben, nirgends vorgekommen wären. Das war nun eben nichts Willkommenes für die Fanatiker. Vielmehr würden sie es gern gesehen haben, wenn die Fratzen, die sie selbst für reine Wahrheit hielten, sich wirklich zugetragen hätten. Anstatt nun mit den eingegangenen Berichten sich begnügen zu lassen, und den Buben für seine unverschämten Erdichtungen selbst zu bestrafen, schämten sie sich nicht, demungeachtet die Verhörsacten,

mit allen Zeugnissen der gläubigen Pastoren, die ihn in seinem Gefängnisse besucht hatten, sammt den, von den fremden Beamten gegebenen Nachrichten, an die Juristenfacultät der Universität Halle zum Spruch zu schicken. Dieselbe erkannte zu Recht,

„daß Inquisit, wegen des verübten und gestan-
„denen Betrugs gestalten Sachen nach durch
„den Büttel mit Ruthen im Gefängnisse wohl
„zu züchtigen; und weilen aus allen Umständen
„daß die Bosheit bey Inquisiten sehr tief ein-
„gerissen, verhellet, auch zu befahren, daß er ver-
„botenen Händeln ferner nachhängen werde, so
„wird er nach ausgestandener Leibesstrafe in
„eine Vestung gebracht, und daselbst, bis Hoff-
„nung der Besserung erscheinet, verwahrlich be-
„halten, inmittelst aber zu leiblicher Arbeit an-
„gewiesen.“ u. s. w.

Nach erhaltener Landesherrlicher Erlaubniß schickten ihn die Domina des Klosters und der Justitiarius nach Spandau, von wo aus er die Frechheit hatte, an den Churfürsten zu schreiben, und auch diesen mit der groben Lüge, daß man ihn deswegen für einen Hexenmeister gehalten, und hart gezüchtiget habe, weil er eine angehörte Predigt ganz wörtlich

auswendig habe hersagen können, zu berichten, und darauf die Bitte um seine Losgebung zu gründen.

Einen betrübteren Ausgang hatte der folgende Proceß, dessen actenmäßige Darstellung wir hier noch folgen lassen.

Acta inquisitionalia wider C. B.

Reg. 15. Martii 1676.

Demnach ganz stadtrüchig geworden, daß die Blankensteinin und ihre Tochter des Stadtknechts Kind todt gehexet haben; als ist der Stadtknecht H. M. B. erfordert und befraget worden, woran sein Kind gestorben sey?

Ille saget: Es sei vergangenen Freitag, als d. 10. Mart. der B. Tochter zu ihm in das Haus gekommen und habe Asche begehret, als nun sein Weib ihr einen Eimer voll gegeben, habe sie gesaget, wir haben kein Muß, lasset euer Mädchen mitgehen, ich will euch was geben. Sein Weib habe darauf das Dienstmädchen mitgehen lassen, da sie nun das Muß gebracht, habe sein Weib dem kleinsten Kinde, das nunmehr verstorben, eine Muß=Bamme davon gegeben; sobald das Kind vom Muße gegessen, hätte es anfangen zu winseln und übel gethan, auch darauf sich übergeben, und wären unten und oben Spul-

würmer von dem Kinde gegangen, vorher wäre es frisch und gesund gewesen, und hätte ihm nichts gemangelt, darauf aber wäre es krank geworden, wie es denn auch gestern Abend verschieden. Er könnte es keinem andern Schuld geben, als daß das Kind in dem Muße was Böses gegessen, denn die Leute geben der B. und ihrer Tochter nichts Gutes Schuld.

Zu gedenken, da ich nach gehaltener Registratur, aus dem Ampte in die Stadt nach meinem Hause gegangen bin, ist die alte B. von dem Markte herauf gekommen, und damit sie mir, dem Amptmann, nicht begegnen möchte, ist sie wieder umgekehret, und in der alten J. Haus gegangen, sobald ich aber vor der Thür vorbei gewesen, ist sie wieder herausgekommen.

Reg. 17. Martii.

Der Stadtknecht H. M. B. berichtete, daß gestern sey ein Wurm auf dem Sarge des Kindes gekrochen, derselbe habe einen rothen Kopf gehabt, und Hörner, daran auch sehr viele Beine, denselben hätte sein Weib in eine blecherne Büchse gescharret und Cämmerer B. hingebracht, derselbe hätte ihn auch gesehen. Bald darauf hätten sie wieder nach dem Kinde im Sarge gesehen, da hätte wieder ein solcher Wurm

dem Kinde in Augen gesessen, den hätten sie heraus gescharrt, da wäre Wasser dem Kinde aus den Augen gelaufen, der Wurm hätte immer wieder nach den Augen gewollt, sie hätten aber den Wurm endlich todt getreten.

Eodem.

Cämmerer **Joh. Fr. B.** ist befragt worden, ob er den Wurm in der blechernen Büchse gesehen habe? wie er gestalt gewesen?

Jlle. Der Stadtknecht brachte mir den Wurm in der Büchse, er sah grau aus, hatte viele Beine, einen rothen Kopf; ich machte die Büchse zu und wollte sie zum Herrn Amptmann tragen, da ich ihn aber nicht zu Hause fand, ging ich zum Herrn Burgemeister, und wollte den Wurm ihm weisen, da ich aber die Büchse aufmachte, war der Wurm heraus, wie das zugegangen, weiß ich nicht, der Herr Burgemeister lachte mich aus, mir schauderte die Haut, da ich sah, daß der Wurm weg war.

Eodem.

Cämmerer **Joh. Fried. B.** berichtet, daß im vorigen Jahre den zweiten Tag in der Rathswahl, ist der zweite Dec. gewesen, sei er bei M. Hansen S, dem Maurer im Hause gewesen, da sey sein Sohn

kommen und gesaget, es sitzet ein Hase in der B. Thür, darauf wäre ein Lärm in der Gasse worden, der Hase sei um die Ecke bei Hr. M. B. Haus gelaufen und sei der Schuster M. H. E. S. an der Ecke auf den Hasen gefallen, in Meynung den Hasen zu erhaschen, der Hase sei aber unter ihm weggekommen, und da er zusiehet lieget er auf einem Steine, der Junge aber, der gesaget, da sitzet ein Hase, sei von Stund an stumm geworden, und sei lange Zeit heisch geblieben; der Maurer schmälete genug auf sie, damals aber hat es keiner geklaget.

Reg. 30. Mart.

Cämmerer A. S. berichtet, daß gestern Abend sein Sohn sei im Garten gewesen vor dem neuen Thore, da habe G. K. Knecht ihm zugerufen, er sollte heraus kommen, es laufe ein Hase mit drei Beinen zum Thore hinein, als nun sein Sohn heraus gekommen, hätten sie den Hasen im Fahrwege gleich gegen den B. Garten liegend gefunden, er habe aber vier Beine gehabt, der Knecht habe gesagt, als er zum Thore hineingelaufen, sei er größer gewesen und habe nur drei Beine gehabt. Diesen Hasen hätten sie nun verfolgt, derselbe wäre über die Wehrde nicht weit von der B. Hause gelaufen,

er wäre aber von den Kindern wieder zurückgejaget, und mit Hunden verfolgt worden. G. Kr. Knecht hätte öfters nach ihm mit dem Hute geschlagen, endlich hätten sie ihn in einen Winkel getrieben, da er nicht weichen können, der Hase wäre aber über alle Hunde weggesprungen und wieder zum Thore hinausgelaufen; Hochedel. Ambt werde wissen ferner zu inquiriren, wie denn auch der Nachtwächter soll gesagt haben, daß er Nachts auf der Wehrde Hasen gesehen habe.

Jetzt wurden nun über diesen wichtigen Gegenstand die strengsten Verhöre angestellt, denn es war klar, daß der Hase der Teufel gewesen sein mußte, sogar der Maurer S. wurde im Verhöre gefragt, ob sein Sohn gerufen: ein Hase, ein Hase, und dieselbe Frage auch dem Jungen gethan. Als aber gar bei der, in dem Hause der Inquisitin B. angestellten Haussuchung ein Dintenfaß, das auf einen Kornsack gestellt war, ohne von Jemand angerührt zu sein, hinunter kollerte, so war gar keine Frage mehr, daß sie einen Pact mit dem Teufel habe, und wurden die Acten an eine Juristenfacultät verschickt von welcher folgende Antwort einging:

Unsere freundlichen Dienste zuvor!
Ehrenvester, und Wohlgelahrter, günstiger guter Freund!

Als uns ihr die, wegen der Bl. verdächtigen Hexerei, und als wenn sie des Stadtknechts Kind mit Muße getödtet, gehaltenen Registraturen zugeschicket, und unsere Rechtsberichtigung darüber gebeten, darnach sprechen wir, daß wider Catharinen Bl. mit der Special-Inquisition zu verfahren. V. R. W. 25. Martii 1676.

Leider kamen nun noch mehr sichere Indicien dazu. Die angebliche Hexe hatte einige Zeit eine Krähe in ihrem Hause gehabt, so zweifelsfrei der Satan gewesen, und als der Ortspfarrer eines Tages von der Kanzel herab heftig auf Hexen und Zauberer geschmähet hatte, fiel sein Wagen, auf welchem er am folgenden Tage Dünger zum Thore hinausfahren ließ, auf ebenem Wege, als er vor der Bl. Garten gekommen war, um, und der Knecht, der ihn fuhr, rief, das müßte nicht mit rechten Dingen zugehen. Dazu kam, daß bemerkt wurde, die Umstände der Inquisitin hätten sich auf unbegreifliche Weise seit einigen Jahren gebessert, was doch zweifelsfrei nur mit Satans Hülfe geschehen konnte. Kurz

die 66jährige Greisin war eine Hexe, und die beweglichsten Vorstellungen ihrer Kinder, deren Anwalt den Unsinn jener Beweisgründe so klar darstellte, daß er mit Händen zu greifen war, konnten sie von der peinlichen Frage nicht retten, und wollen wir unsern Lesern hier das ganze gerichtliche Verfahren buchstäblich nach den Acten vor Augen stellen:

Reg. 9. Juni 1676.

Demnach Inquisitin Söhne den am 5. Juni zur Tortur angesetzten Termin, nur auf drei Tage zu differiren gebethen, und inzwischen mehr nicht gethan, als daß sie einen Hochfürstl. Regierungsbefehl übergeben, daß man in der Sache allenthalben denen Rechten gemäß verfahren soll; Als hat die Hochedel. Obrigkeit denen Rechten gemäß zu sein erachtet, daß ohne ferner annotiren das scharfe Examen denen Urtheln gemäß wider Inquisitin angestellet werde.

Bin also die Nacht um 11 Uhr mit Richter und Schöppen auf des Landknechts Stube gegangen, und habe sie zuvörderst im Beysein derer Scharfrichter auf nachfolgende Artikel nochmals gütlich befragt:

1. Ob sie nicht eine Hexe sey? Antw. Nein, daß bin ich nicht, ob ich sonst wohl ein armer Sünder bin.

2. Ob sie nicht mit dem Teufel ein Verbündniß habe? Antw. Nein, meine Tage nicht.

3. Ob sie nicht bei dem Verbündniß der heil. Dreifaltigkeit habe abschweren müssen? Antw. Nein.

4. Ob sie nicht in dem Muße des Stadtknechts Kinde Würmer beigebracht. Antw. Nein.

5. Ob sie nicht das Kind todt gehexet habe? Antw. Nein, ich weiß von keiner Hexerei.

6. Wer sonst noch mehr Schuld daran habe? Antw. Ich weiß nichts davon.

Weil sie aber in Güte nichts bekennen wollen, ist sie denen Scharfrichtern übergeben worden, sie hat niemals einiges Auge naß gemacht.

Hierauf wurde sie an die Letter geführet, ausgezogen und mit den Daumschrauben der Anfang gemacht, und sagte der Scharfrichter, daß sie eine Hexe sei, so wahr er schaffen sei. Inquisita aber hat bei denen Daumschrauben kein Auge naß machen können. Die Scharfrichter sagten, der Teufel halte jetzt für sie aus, sie hätten die Daumschrauben nun dreimal versetzet, es wäre aber kein einziges Tröpflein Blut zu sehen, daß wäre ein gewisses Zeichen, daß sie eine Hexe sei.

Nach ausgestandenen Daumschrauben wurde mit

den Schnüren verfahren, sie hat aber geschrieen und den Kopf immer auf die Halbe gehalten, daß der Scharfrichter gesaget, er befürchte sich, der Teufel werde ihr den Hals umdrehen, denn er hätte dergleichen Exempel mehr. Daß sie eine Hexe sei, daß sei wahr, das geben alle ihre Gebehrden.

Nach ausgestandenen Schnüren sind ihr die Beinschrauben angeleget worden, sie hat aber gesaget, ich weiß nichts, ich habe nichts auf dem Herzen, hierbei wurde gesaget, sie sollte doch bekennen, der Teufel wäre doch vor wenig Tagen aus ihrem Garten gesprungen; sie sagte darauf: „er mag gesprungen oder getanzet haben, so weiß ich nichts davon; Ich kann nichts bekennen."

Nach ausgestandenen Beinschrauben ist sie auf die Letter gezogen worden, und hat straks angefangen zu schlafen, wiewohl die Scharfrichter ihr so viel zugerufen, daß sie wieder erwachet ist, und hat gantz nicht geschrieben, sondern gantz sachte geredet, bis sie endlich wieder eingeschlafen ist; der Scharfrichter sagte, nun sei es schon richtig, hielt ihr Schwefel vor die Nase, da redete sie wieder ganz sachte, wie Leute, so im Schlafe reden, der Scharfrichter sagte, daß jetzo der Teufel vor sie aushalte, sie fühle jetzo nichts,

ein natürlicher Mensch würde nimmermehr so unempfindlich sein.

Inquisita hat lange nichts mehr antworten wollen und ist wieder eingeschlafen, und hat wohl eine Viertelstunde geschlafen, und geschnarchet, ganz sachte, wie ein Mensch, der im tiefen Schlafe ist. Hierauf ward befohlen, man solte sie im Schlafe nicht ferner angreiffen, sondern ausschlafen lassen. Nachdem sie eine Viertelstunde geschlafen, wurde sie wieder aufgewecket, da fing sie wieder an laut zu schreien, ich kann nichts bekennen, darauf wurde sie wieder höher gezogen, hat aber nichts bekennen wollen, sondern gesagt: ich bin keine Hexe.

Hierauf sagte der Scharfrichter, daß sie eine Hexe sei, wäre ganz richtig, denn der Schlaf wäre bei allen Erz-Hexen, andere Maleficanten würden nicht schlafen, aber vor jetzo wüßte er mehr nicht zu thun, er wolte zwar ein wenig mit dem Haarseile fiedeln lassen, aber sie würde nichts bekennen. Als sie nun anfingen ein wenig zwischen den Beinen zu fiedeln, schrie sie, ich will es sagen. Da man sie nun fragte, ob sie bekennen wolte, sagte sie, ach ich kann nichts, als nun etwan einmal oder vier hin und her gezogen wurde, und sie nichts bekennen wolte, wurde

inne gehalten, und sie von der Letter gelassen, auch mit der Tortur nicht weiter verfahren. Hat also das Examen um 1 Uhr seine Endschaft erreichet, und sind 2 Stunden damit zugebracht worden.

Dieses saubere, wörtlich und buchstäblich nachgeschriebene Protokoll wurde wieder an die Juristenfacultät geschickt, und darauf erkannt:

Daß Inquisitin Catharina Bl. wo möglich in ein ander Gefängniß zu bringen, ihr aber aus vorigem etwas mitzunehmen, weder zu verstatten, noch Jemand von den Ihrigen zur heimlichen Unterredung oder Ueberbringung Kuchen und anderer essender Waaren, worinnen etwas zu verbergen, zu ihr zulassen, sondern sie vielmehr durch den Scharfrichter an ihrem gantzen Leibe um und um zu besichtigen, ob etwas verdächtiges, und ob was hineingeheilet oder sie sonst etwas verborgenes bei ihr habe, eigentlich zu besichtigen; auch da sich dergleichen befinden möchte, hat er ferner mit der Nadel zu versuchen, ob dasselbe **sensible**, auch sind ihr, da es nöthig, durch zwo Weibespersonen die Haare am gantzen Leibe rein abzunehmen, und sie alsdann auf die abgefaßte Inquisitional Artikel nochmals in Güte zu befragen, wenn nun ihre Aussage und was dabei allenthalben fürge-

het, fleißig ad acta registriret wird, ergehet nach deren anderweitigen Verschickung ferner was recht ist. Von Rechtswegen. Urkundlich ꝛc.

20. Juni 1678.

Früh um 1 Uhr sind wir wieder auf des Landknechts Stube gegangen, und haben im Beysein derer Scharfrichter sie nochmals befraget: Ob sie nicht in der Güte bekennen wolle, daß sie eine Hexe sei?

Illa: Ich bin keine Hexe, bin auch meine Tage keine gewesen.

Weil nun sie gar nichts hat bekennen wollen, hat man denen Scharfrichtern befohlen, dem Urtheil nachzuleben, und haben diese darauf mit Abnehmung der Haare auf dem Kopfe und unter den Armen den Anfang gemacht, auch endlich am ganzen Leibe solches bewerkstelliget und sie allenthalben visitiret.

Illa: Ihr möget mich besehen, wo ihr wollet, ich habe nirgends etwas sitzen, und hat dabei gesaget, sie halte sich an Gott, der sie erschaffen, und an Jesum, ihren Erlöser, hat aber niemahls eine Thräne fallen lassen oder ein Auge naß gemacht; bei der Visitation hat sich gefunden, daß an der rechten Hüfte eine blaue Blatter gewesen, Inquisitin aber hat gesaget, es sei ihr weiß gemacht worden, es sei eine

Heidelbeere, sie habe es mit auf die Welt gebracht: Ihre Mutter habe, da sie schwanger gewesen, Heidelbeeren essen wollen. Der Scharfrichter hat mit einer Nadel in die Blatter gespitzet, und saget, daß ein wenig Blut danach gegangen sei.

Weil nun die Scharfrichter ihre Visitation verrichtet, und den ganzen Leib wohl beleuchtet gehabt, aber kein Merkzeichen außer die blaue Blatter an ihr befunden, als ist sie nochmahls befragt worden: ob sie eine Hexe sei, ob sie mit dem Teufel ein Bündniß habe, ob sie nicht der heil. Dreifaltigkeit abgeschworen u. s. w.

Als hierauf wieder ein bestimmtes Nein aus dem Munde der Gemißhandelten erfolgte, wurde von dem wohlweisen Herrn Amtmann abermals bei der Facultät angefragt, was weiter zu thun sei, und von dieser zu Recht erkannt:

Daß wider Cath. Bl. vor dieses mahl ferner nichts fürzunehmen, besondern sie ist auf abgelegten Urpheden der Gefänglichen Haft hinwieder zu erlassen, gleichwohl aber die dießfals verursachtete Unkosten nach Gelegenheit dieses Fals, wenn sie ad acta liquidiret und billig eingerichtet worden, zuvor zu erstatten schuldig.

Auch nach diesem höchst seltenen Urtheile, denn in der Regel lautete ein solches auf Tod durchs Feuer, konnte der fanatische Beamte sich nicht beruhigen. Er ging vielmehr auf eine neue Untersuchung ein, nachdem die Unglückliche schon entlassen war, als das Gerede ihm zu Ohren kam, die Groß=Stieftochter derselben solle gesagt haben, die Großmutter habe den Drachen, und es komme immer ein schwarzer Mann zu ihr, der Würste auskökte, verhörte das Mädchen und ihren zehnjährigen Bruder, der im Verhöre unter vielen Thränen bei jeder Frage rief: ich weiß es ja nicht, und versandte auch dies Verhörsprotokoll an die Universität, mit dem Beifügen, es haben sich neue schwere Indicia gegen die alte Bl. gefunden. Diese aber hatte sich kluger Weise bereits durch die Flucht neuen Martern entzogen.

Die Facultät erkannte jedoch, daß in Ermangelung kräftiger Indicien, wider die alte Frau nichts weiter vorzunehmen sei.

Sapienti sat. Ehre den trefflichen Männern, die, im muthigen Kampfe gegen die dichte Finsterniß, dem Reiche des Teufels auf Erden mit eigener Lebensgefahr ein Ende machten. Ihr aber, die ihr so

gern es wieder aufrichten möchtet, hoffet nicht, daß eure Bemühungen zum erwünschten Ziele führen werden! Welches auch der Preis sein mag, den ihr erringet, der bitterste Tadel und die Verachtung aller wahren Menschenfreunde kann euch bei eurem unheilvollen Beginnen so gewiß nicht fehlen, als die Namen Spee,*) Becker,**) Thomasius,***) Reiche,****) für immer mit Hochachtung, Ruhm und Ehren genannt werden müssen.

---

*) Friedrich Spee, ein Jesuit, der erste, der die deutschen Regenten aus dem Schlafe weckte, und sie aus seiner eigenen Erfahrung über die Unvernunft der Hexen- und Teufelsprocesse zu belehren suchte. † 1635. Ach! wie lange nach ihm wurde noch fortgebrannt!

**) Balthasar Becker, Prediger zu Amsterdam. De betovverde Weereld. Die bezauberte Welt. 1691.

***) Christian Thomasius, D. jur. Königl. Preuß. Rath und Prof. Publ. in Halle † 1726.

****) Johann Reiche, beider Rechte Lic. schrieb: Vom Unfug des Hexenprocesses. Halle 1703. 4.

9.

Schilderung der Drangsale, welche die protestantischen Salzburger durch katholischen Religionsfanatismus zu erdulden hatten, und deren endlicher Verjagung aus ihrem Vaterlande.

Unter denjenigen deutschen Ländern, in welchen der Fanatismus am unverständigsten und grimmigsten gegen die protestantischen Bewohner wüthete, steht gewiß das Erzbisthum Salzburg mit oben an. Früh schon war das Licht, das von Wittenberg ausging, in dieses Landes reizende Thäler gedrungen; aber wie weit hinein auch seine Strahlen drangen, so hatte es doch auch gleich von Anfang einen schweren Kampf mit der Finsterniß zu kämpfen.

Schon der Erzbischof Matthäus Lange von Wellenburg ließ eine schwere Verfolgung über die Evangelischen ergehen. Er war es, der auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 zu Melanchthon sagte: ich habe der Sache oft nachgedacht, und vier Wege und Mittel gesehn, mehr können nicht sein. Der erste Weg ist der, daß wir euch Lu-

therischen folgen und weichen; das wollen wir nicht. Der andere, daß ihr Lutherischen uns weichet; das, saget ihr, könnet ihr nicht. Der dritte, daß man leibliche Mittel stelle, und eine Vereinigung von beiden Seiten geschehe; das ist nicht möglich: denn weil die Lehren beider Seiten wider einander sind, kann kein Friede noch rechte Einigkeit bleiben. Darum ist der vierte, daß ein jeder Theil denke, wie er den andern Theil aufhebe. Diesen letzten Weg betrat denn auch dieser Lange von Wellenburg in seinem Lande, indem er weder List noch Gewalt sparte, um das Licht des Evangeliums auszulöschen. Er wüthete so entsetzlich wider die Lutherischen Ketzer, daß, nachdem die Verfolgung viele Jahre gewährt hatte, nicht ein Einziger mehr im Lande zu sein schien. Allein schon nach zwanzig Jahren sah sich der Erzbischof Ernst wieder genöthiget ernste Anstalten gegen sie zu machen. Wolfgang Dietrich (1588) ließ sie allenthalben aufspüren und zum Lande hinausjagen, und that das mit solcher Gewalt, daß man hätte glauben sollen, es könne Keiner im Lande geblieben sein, als sein Nachfolger, Marcus

Sittich, die Regierung antrat. Allein gerade unter diesem Erzbischofe traten sie ohne Scheu öffentlich hervor und abermals jagte man sie schaarenweise zum Lande hinaus. Bald hörte man nichts weiter von Lutheranern und dachte kaum mehr daran, daß noch irgend ein solcher im Lande sei, siehe, da zeigte sich im sogenannten Tefferegger=Thal eine ganze Gemeinde derselben. Um diese, die im äußersten Winkel des Salzburger Landes wohnten, hatte sich niemand bekümmert, als sie mit der Erklärung auftraten, daß sie sich nicht getrauten, mit dem katholischen Glauben selig zu werden und Gewissensfreiheit forderten. Maximilian Gandolph, der damalige Erzbischof, jagte sie im Jahre 1685 mitten im härtesten Winter mit Weib und Kind zum Lande hinaus. Da wurden viele Ehen getrennt, viele Kinder den Eltern entrissen und die Armen im tiefsten Schnee ohne Erbarmen aus ihren Wohnsitzen vertrieben. So herrliche Zeugnisse diese Unglücklichen nun auch von ihren evangelischen Glaubensbrüdern ihrer Frömmigkeit, ihrer Arbeitsamkeit und ihres christlichen Sinnes wegen erhielten, die sie im Vaterlande und später auch in der Fremde zu Tage legten, so grimmig wurden sie von den katholischen Priestern mit Schmähungen

verfolgt, als sie schon das Land verlassen hatten. Um meinen Lesern einen schwachen Begriff von dem fanatischen Sinne derselben zu machen, stehe hier die wortgetreue Copie eines Briefs, den einer von jenen Priestern, Pantaleon Fürtembach, von Salzburg aus an einen katholischen Rathsherrn in Augsburg, wo ihrer mehrere aufgenommen waren, schrieb.

„Wir haben uns schier zu Tode gelachet, da „wir aus verschiedenen Briefen ersehen, daß un„sere Rebellen, Zauberjäckels, Werkzeuge und „Leibeigene des Teufels, unter dem Vorwande, „vom Papstthume abzutreten, zu Euren Luthe„ranern übergegangen sind. Die Änderung des „Glaubens muß hier der Deckmantel sein, aber „es stecket ganz etwas anders dahinter. Diese „Rebellen und Hexenmeister suchen nur dadurch „dem Proceß zu entgehen, den man ihnen ma„chen wollen. Freuet euch, ihr Katholischen „und lachet ins Fäustchen. In Kurzem werdet „Ihrs mit Augen sehen, was es für Erzböse„wichte sind. Sie sind recht dazu aufgeleget „wider die weltliche Obrigkeit einen Aufstand „zu erregen: sie haben mit großer Arglistigkeit „eure Lutheraner berücket und hintergangen.

„Sie werden die Jungen sowohl als die Alten „mit ihrer Hexerei und Zauberei anstecken, und „dadurch viele Seelen ins Verderben stürzen. „Eure Lutherische Prädicanten haben also nicht „Ursache, sich glücklich zu schätzen, daß sie sich „von so gar einfältigen Leuten haben hinterge„hen, und ein Verderben von ihnen zurichten „lassen. Die armseligen Leute wissen noch nicht, „was für eine Beute sie an ihnen erlangt ha„ben. Es ist eine rechte Satansbrut und Teu„fels = Geschmeiß. Ich versichere, wenn eure „weltliche Obrigkeit diesem Uebel nicht in Zei„ten vorbauen wird, es wird eurer Stadt ein „unersetzlicher Schaden dadurch zuwachsen. Man „wird zu befürchten haben, daß der meiste Theil „der Bürger mit der abscheulichsten schwarzen „Kunst, als mit einem Brandmale werde be„flecket werden. Denn diese verlaufenen Rebel„len werden es gar nicht heimlich halten, was „für Betrug, Verspottung, Blendwerk, was für „Sprünge und was für verteufelte Schlupfwin„kel in ihren Herzen verborgen liegen. Es ha„ben sich aber diese Wetterhähne dadurch, daß „sie aus ihrem Vaterlande gezogen, gar nicht

„übel berathen. Denn der Kaiser sowohl, als „unser Erzbischof wollen durch einen scharfen „Befehl bekannt machen lassen, daß solche Schand- „säcke, solche Aufrührer und wegen der schwar- „zen Kunst verdächtige Personen aus ihren Lan- „den verwiesen sein, und nimmermehr wieder „eingelassen werden sollen, wo sie sich nicht wol- „len in die Gefängnisse werfen, den Kopf vor „die Füße legen, oder sich zum Scheiterhaufen „führen lassen."

So zeigte sich der Fanatismus im Jahre 1684 und 1685, und es war ihm, allem Anscheine nach, gelungen, das Licht des Evangeliums wo nicht gänz- lich auszulöschen, doch wenigstens das öffentliche Hervortreten derer, die dadurch erleuchtet waren, zu verhindern. Zwar wußte man wohl, daß es noch immer im ganzen Erzbisthum eine Menge Leute gebe, die dem Papstthume nicht eben hold waren, da sie aber äußerlich sich zur katholischen Kirche hielten und durchaus keine Lehrer und Prediger hatten, so ließ man sie in Ruhe. Die Erzbischöfe Johann Ernst und Franz Anton waren der evangelischen Wahr- heit nicht abgeneigt. Der Letztere hatte sogar Pro- testanten in seinem Dienste, und so wurde es mög-

lich, daß nach der Verjagung der Lutheraner im Jahre 1685 die Lehre derselben weiter um sich griff, und auch ohne Prediger sich immer mehr verbreitete, da der Same, den einzelne fromme und besser unterrichtete Männer ausstreuten, auf fruchtbaren Boden fiel.

Ein solcher war Joseph Schaitberger, ein Bergmann, welcher von seinem Bruder, der ein Schullehrer war, lesen und schreiben gelernt hatte, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, die heil. Schrift zu lesen, und sich mehr Kenntnisse zu erwerben, als unter Leuten seines Standes gewöhnlich zu sein pflegt. Dieser war mit den Tafferegern emigrirt und schrieb nun in Nürnberg, wo er mit harter Arbeit sich ernährte, seinen berühmten Evangelischen Sendbrief an die Glaubensgenossen im Vaterlande, der auf Kosten zweier Kaufleute gedruckt, in vielen tausend Exemplaren auf allerlei Wegen an seine Addresse gelangte, und den armen Leuten Trost, Belehrung und Erbauung brachte. Dieser sogenannte Brief wurde bei jeder neuen Auflage mit Zusätzen versehen, so daß er zuletzt fast zwei Alphabete stark war. Von den Papisten aber ist ihm die Ehre erwiesen, wo man ihn fand, als ein ketzerisches Buch

weggenommen und verbrannt zu werden. Außer diesem Sendbriefe besaßen die Salzburger noch die Bibel, Luthers Katechismus, Luthers Postille, Arndts wahres Christenthum, dessen Paradiesgärtlein, die Augsburgische Confession, Habermanns Gebetbuch u. dergl. Bücher mehr.

Diese Bücher waren theils kostbare Erbstücke, theils hatte man sie von Augsburg und Nürnberg, ohngeachtet alle Pässe scharf besetzt waren, ins Land zu bringen gewußt. Freilich mußten sie hier aufs sorgfältigste versteckt werden, wenn man nicht wollte, daß sie bei dem öftern Suchen nach ketzerischen Schriften entdeckt und weggenommen werden sollten.

Sahen sich nun die evangelischen Salzburger schon genöthiget, ihre Bücher heimlich zu halten, so war das noch vielmehr mit ihren gottesdienstlichen Versammlungen der Fall. Diese fanden entweder nur statt Nachts in den Häusern oder in den Wäldern. Nur Mannspersonen konnten an solchen Erbauungen im Walde Theil nehmen. Diese ergriffen ihre Aexte und gingen damit aus, wie zum Holzhauen. Angekommen auf dem bestimmten Platze gruben sie ihre Bibeln aus der Erde, oder zogen sie aus hohlen Bäumen, und wer am fertigsten lesen konnte, las

daraus vor. Ihm hörten alle Andern mit größter Andacht und Aufmerksamkeit zu, während ausgestellte Wachen die Wege beobachteten, um bei Annäherung feindlicher Menschen das Zeichen zu geben, das die hervorgezogenen Bücher wieder in ihre Verstecke brachte und die Andächtigen zerstreuete.

Bei alle dem hielten sie sich, wie schon gesagt, zur katholischen Kirche öffentlich, daher die äußere Ruhe, der sie drei und vierzig Jahre lang sich zu erfreuen hatten. Aber mit dem Antritte der Regierung Leopold Antons, Grafen von Firmian, änderte sich Alles, und ein einziger Umstand veranlaßte diese Veränderung. Im Jahre 1728 erließ nämlich Papst Benedict XIII. die Verordnung, daß in Zukunft Einer den Andern mit den Worten: „gelobt sei Jesus Christus!" grüßen und der Gegrüßte darauf antworten sollte: „von nun an bis in Ewigkeit!" Dies schien an sich nichts Verwerfliches; aber das, was damit verbunden war, machte es zu einer abergläubischen Formel, zu welcher evangelische Christen sich nicht bequemen konnten. Der Papst setzte nämlich zum Lohn zweihundert Tage Ablaß darauf, so daß jeder, so oft er diesen Gruß sprach, zweihundert Tage früher aus dem Fegefeuer

kommen sollte. Ja, wenn ein alter Sünder in der Sterbestunde ihn noch aussprechen würde, so sollten zweitausend Jahre Ablaß sein Lohn sein.

Dieser Anordnung wollten sich nun die Evangelischen durchaus nicht unterwerfen; aber eben dies war der Grund, weswegen man mehr auf sie achtete, und insbesondere durch Haussuchungen zu erfahren bemüht war, ob sie protestantische Bücher hatten. Die Katholiken dagegen ergriffen diese Gelegenheit, ihre Unterwürfigkeit unter die Anordnungen des heil. Vaters zu zeigen, mit Freuden. Gelobt sei Jesus Christus! hörte man, wenn sich die Leute einander begegneten, wenn sie in die Wirthshäuser eintraten, wie wenn sie zur Kirche gingen, und viele hatten die Worte sogar mit großen Buchstaben gedruckt oder geschrieben an ihre Hausthüren geheftet. So wurde sie das Schiboleth oder Erkennungszeichen der Lutheraner und Katholiken, und damit die Ursache oder doch die Mitveranlassung zu einer neuen furchtbaren Verfolgung. Nimmt man hinzu, daß der Erzbischof Leopold Anton ein fanatischer Ketzerfeind war, der sich nicht schämte, wiederholt zu sagen: „er wolle einmal die Ketzer aus seinem Lande haben, sollten auch Dornen

und Disteln auf den Aeckern wachsen" so wird man sich nicht wundern über die Behandlung, welche die protestantischen Salzburger unter seiner Regierung im Lande erfuhren. Aber er war auch sonst ganz der Mann, der er sein mußte, wenn er die gegen diesen Theil seiner Unterthanen verübten Ungerechtigkeiten gut heißen sollte. Abgerechnet seine eigene Verblendung, ließ er sich noch von einem gemeinen und unwissenden, aber schlauen Menschen, Namens Christiani, der sich übrigens lieber Herr von Räll nennen hörte, und den er zum Kanzler gemacht hatte, berathen, und von einem Italienischen Weibe gänzlich beherrschen. Dazu kam, daß er kein höheres Glück kannte, als sich wohl sein zu lassen und dabei Geld zusammen zu scharren, wobei ihm die ungeheuern Summen, die von den abziehenden Unterthanen als Abzugsgelder erpreßt wurden, gar trefflich zu Statten kamen.

Zuerst wurde eine Schaar von Jesuiten in Bewegung gesetzt, die unter den, im Gebirge wohnenden, Ketzern sich umhertrieben, in Begleitung von Schergen und Soldaten in die Häuser drangen, und sie nach Schriften von Luther, Spangenberg, Arndt und Schaitberger durchsuchten, welche weggenommen,

verbrannt oder zerrissen, und ihre Besitzer mit Geld oder Gefängniß, oder körperlicher Mißhandlung bestraft wurden. Der erste öffentliche Ausbruch dieser Art von Verfolgung fand im Januar 1729 statt. Im Radstädter Gerichte lebte damals ein Ehepaar in stillem Frieden. Der Mann hieß Eschenbach und war etwa 46 die Frau 35 Jahr alt. Da sie wegen des Lutherthums in Verdacht geriethen, so wurde mehre Male Haussuchung in ihrem Häuschen gehalten, und endlich einige evangelische Bücher gefunden. Diese nahmen die Jesuiten weg und droheten mit Geldstrafen und Gefängniß und brachten es dahin, daß der Mann gelobte, zur katholischen Kirche zurückzukehren, und dafür leidlich behandelt wurde. Die Frau aber blieb fest bei ihrem Bekenntniß und ließ sich durch nichts von ihrem Glauben abbringen. Und welches waren nun die Bekehrungsmittel, die die fanatischen Priester anwandten? Sie entblößten den Unterleib der Unglücklichen, und prügelten und strichen denselben mit dornigen Stöcken so entsetzlich, daß sie Zeit ihres Lebens die Narben davon trug. Nachdem sie diese entsetzliche Mißhandlung überstanden hatte, entschlossen sich die beiden Leute, um nicht Aergeres erdulden zu müssen, ihr Hab und Gut mit

dem Rücken anzusehen, und das Land zu verlassen. Die Gränzen waren damals noch nicht besetzt und sie kamen daher im Februar 1729 glücklich in Nürnberg an, wo Obrigkeit und Bürgerschaft ihnen alle mögliche Unterstützung angedeihen ließ. Indessen hatte die arme Frau doch so sehr gelitten, daß sie epileptische Zufälle bekam, von welchen kein Arzt sie wieder befreien konnte.

Es sei uns erlaubt, diesem Beispiele pfäffischer Glaubenswuth noch einige andere der Art folgen zu lassen, um auch an diesen zu zeigen, daß kein Verbrechen so schwer und so entsetzlich ist, das nicht religiöser Fanatismus auszuüben für erlaubt hielte.

Die Priester fuhren fort, in Begleitung von Schergen und Soldaten denen in die Häuser zu dringen, welche man wegen ihres Glaubens in Verdacht hatte, um dort nach lutherischen Büchern zu suchen, wobei Kisten und Kasten gewaltsam erbrochen wurden, sobald man sich weigerte, sie gutwillig aufzuschließen. Eine solche Gesellschaft kam im Jahre 1729 zu zwei Bauern, Namens Hans Lerchner und Veit Bremen, und fand bei ihnen die Bibel und einige lutherische Bücher. Lerchner, bei welchem die Bibel gefunden war, wurde sogleich in Ketten und Banden

gelegt und in ein scheußliches Gefängniß geworfen, in welchem ihn weder Sonne noch Mond beschien. Hier ließ man ihn hungern und dursten, daß es ihn beinahe das Leben kostete, und erlaubte Niemandem von den Seinigen, zu ihm zu kommen. Nachdem er drei Wochen hier unter den äußersten Drangsalen ausgehalten hatte, entließ man ihn mit dem Bedeuten, er solle sich binnen vierzehn Tagen entschließen, ob er die katholische Religion annehmen und die lutherische Ketzerei abschwören wolle, im Gegentheil sich wieder vor die Obrigkeit stellen, damit weiter verfügt werden könne. Er sowohl, als Veit Bremen, erklärten nun schriftlich, daß sie in ihrem Gewissen von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugt wären, und nicht davon lassen könnten, und baten um Erlaubniß, das Ihrige verkaufen und das Land verlassen zu dürfen. Die Antwort lautete, der Erzbischof habe befohlen, sie nicht anders, als mit Hinterlassung ihres ganzen Eigenthums und ihrer Kinder ziehen zu lassen, es blieb den Märtyrern nichts übrig, als sich in der Stille fortzumachen: denn sie konnten mit Gewißheit vorauswissen, daß ihnen Lerchners früheres Quartier angewiesen und sie nun noch härter tractirt werden würden. Beide begaben sich daher

in aller Stille auf die Reise und gingen nach Regensburg um Hülfe zu suchen.

Im Anfange des Jahres 1730 trafen sie hier ein und übergaben den Gesandten der evangelischen Fürsten daselbst ein Bittschreiben, worin sie ihre Noth vorstellten und sie baten, eine Fürbitte für sie beim Erzbischof einzulegen, daß ihnen erlaubt würde, das Ihrige zu verkaufen und es mit ihren Frauen und ihren zurückgelassenen Kindern nachzuholen. Die Gesandten überreichten deshalb durch den Chursächsischen Legationssecretair dem Salzburgischen Gesandten eine Denkschrift, worin sie vorstellten, wie gröblich man sich in dem Verfahren gegen die beiden armen Bauersleute wider die Bestimmung des Westphälischen Friedens, daß Jedermann frei stehe, seine Religion zu verändern, seine Güter zu verkaufen und außer Landes zu ziehen, vergangen habe. Der Gesandte möge daher bei dem Erzbischofe Vorstellungen gegen ein solches Verfahren machen, und veranlassen, daß jenen Leuten gestattet würde, das Ihrige zu verkaufen und Weib und Kind nachzuholen. Der Salzburgische Gesandte schlug aber die Annahme dieser Denkschrift rund ab, weil er kürzlich von seinem Hofe Befehl erhalten habe, nichts anzunehmen, wenn die

evangelischen Gesandten etwas Schriftliches in dieser Sache überreichen würden. Hierauf reichten diese eine Beschwerdeschrift bei dem Erzbischofe selbst ein, worin sie erst über die Weigerung seines Gesandten klagten, ihre Zuschrift anzunehmen, dann die Leiden ihrer beiden Schützlinge vorstellten, und um Erlaubniß für sie baten, ihre Weiber und Kinder und ihr Eigenthum holen zu dürfen. Ob nun gleich der Erzbischof seinem Gesandten Befehl gab, in Zukunft das anzunehmen, was ihm die evangelischen Gesandten übergeben würden, so war den armen Salzburgischen Flüchtlingen damit noch wenig geholfen; denn ihre Bitte zu erfüllen lag gar in des Erzbischofs Absicht nicht. Sie reiseten daher ganz in der Stille auf vielen Umwegen mit Lebensgefahr in ihr Vaterland zurück, und kamen glücklich zu den Ihrigen. Lerchner hielt sich bei diesen ungesehen noch einige Tage auf, suchte das wenige Geld, das er noch hatte, zusammen, ließ alles Übrige liegen und stehen, nahm Frau und Kinder mit sich und kam glücklich nach Regensburg zurück. Bremen war nicht so glücklich. Seine Frau ging während seiner Abwesenheit zum Dechant und Pfleger, (Amtmann des Gerichtsbezirks) beklagte sich über ihren Mann und sagte, er würde gewiß

evangelisch werden, und sie ihn dann nicht im Hause halten können. Diese gaben ihr den Rath, sich gegen ihren Mann, wenn er zurück käme, nichts merken zu lassen, sondern heimlich seine Ankunft dem Dechanten anzuzeigen. Die Verrätherin that so, und alsbald erschienen Gerichtsdiener, die ihn ins Gefängniß holten. Hier that man ihm nun unter Todesdrohungen so viele Marter an, daß er endlich seinen Glauben abschwören mußte. Hierauf ließ man ihn los, in der Meinung ihn bekehrt zu haben. Aber die Angst des Gewissens ließ ihm keine Ruhe, er sah die Gelegenheit ab, und reisete wieder davon.

Immer mehr nahmen die Drangsale überhand, Priester und Schergen setzten ihre Haussuchungen fort, und zu Regensburg liefen immer neue Klagen ein. Eine arge Gewaltthätigkeit wurde wieder an einem Bürger aus Regensburg, Namens Georg Frommer, verübt, der aus dem Salzburgischen gebürtig war. Diesem ging die Nachricht zu, daß sein Vater gestorben sei und er folglich einen Theil der Hinterlassenschaft erben müsse. Er reisete, mit guten Pässen versehen, ab, um sein Erbtheil zu holen. Kaum aber war er im Aug. 1730 in seinem Vaterlande angekommen, als ihn auch der Pfleger von Werffen,

Franz Romann von Motzel aufgreifen und in ein stockfinsteres Gefängniß setzen ließ. Hier wurde er mit einer Kette an der rechten Hand und am rechten Fuße so kurz an die Mauer geschlossen, daß er weder aufstehen, noch sich umwenden, noch mit der rechten Hand zum Munde kommen konnte. Er mußte fast verhungern und verdursten, und konnte oft nicht einmal von den Schergen erhalten, daß sie ihm etwas Wasser brachten, wenn er vom brennenden Durste gequält war. Man gab ihm Schuld, er habe Lutherische Bücher ins Land gebracht, und bedrohete ihn mit den schrecklichsten Martern, wenn er nicht freiwillig es bekennen würde. Indessen war es unmöglich, ihm zu beweisen, was er nicht gethan hatte. Man stellte zwar Zeugen gegen ihn auf, aber dies waren meistentheils Leute, die weder ihn, noch er sie kannte. Der Beweis konnte also nicht geführt werden, und der Pfleger ließ ihn nach neun Wochen in ein besseres Gefängniß bringen und die Fessel von der Hand abnehmen. Funfzehn Wochen nachher ward ihm das Fußeisen abgenommen und er konnte außer dem Gefängnisse umher gehen.

Endlich brachte des Gefangenen Bruder das Erbtheil, welches dieser aus seines Vaters Nachlasse

zu fordern hatte. Es bestand in 218 Gulden und 45 Kreuzern. Hiervon zog der Pfleger als Nachsteuer und Arrestkosten 95 Gulden 50 Kr. und 2 Pfennige ab, und ließ Frommern mit dem kleinen Reste ziehen, nachdem er dem unschuldigen, ihm ganz unbekannten Menschen, der durch den langen Arrest seine Arbeit zu Hause versäumen mußte, die härtesten Drangsale angethan hatte.

Auf gleiche Weise brachte der saubere Pfleger einen Ackerknecht, Hans Langbrandner um all sein Hab und Gut. Dieser diente bei einem Bauer, bei welchem man evangelische Bücher gefunden hatte. Da der Knecht dies nicht angezeigt hatte, so ließ er ihn einkerkern und 15 Wochen im Gefängnisse liegen. Bei seiner Entlassung mußte er jenem Pfleger 47 Gulden Arrestkosten zahlen, welche sein, mit saurer Arbeit durch den Fleiß mehrerer Jahre verdientes, ganzes Vermögen waren. Die Grausamkeit dieses wüthenden Fanatikers ging so weit, daß die evangelischen Einwohner seines Gerichts sich ebenfalls genöthiget sahen, zwei Männer nach Regensburg zu schicken, welche den evangelischen Gesandten ihre Noth klagen und um Beistand bitten sollten. Diese berichteten, wie er die Evangelischen nicht allein als Hunde trak-

tirt, sondern sie noch oben drein um etliche hundert Gulden gebracht habe.

Ein Bauer Namens Ruprecht Winter, ein Mann von 73 Jahren, der vierzehn lebendige Kinder hatte, verfiel in eine schwere Krankheit, in welcher ein herbeigeeilter Priester ihm das Abendmahl nach katholischer Weise aufdrang, und bei der Gelegenheit Luthers Hauspostille erblickte, was er sogleich dem Pfleger anzeigte. Dieser ließ den todtkranken Mann, der im Bette nicht aufstehen konnte, durch seine Schergen auf einen Wagen werfen sammt seinem Weibe, beide, mit den Füßen an einander geschlossen, eine Meile Weges fortschleppen und ins Gefängniß stecken und strafte ihn am Ende um hundert Gulden, die er baar erlegen mußte.

Dergleichen Unthaten wurden von diesem Pfleger in großer Menge verübt. Elf Eingesessene seines Pfleggerichts, bei denen Bücher gefunden waren, wurden in Ketten und Banden gelegt, in schauderhafte Löcher geworfen, mit Hunger und Frost gemartert, und mit sogenannten Ochsenziemern durch das bloße Hemd auf den Rücken gepeitscht, daß man ihr Jammergeschrei weithin auf den Gassen hören konnte. Nachdem er auf solche Weise seine Wuth an ihnen aus-

gelassen hatte, stellte er sie auf freien Fuß. Vorher aber mußten sie für des Pflegers gute Pflege erst 700 G. bezahlen. Eine Menge anderer lagen in Gefängnissen in Eisen geschlossen, in welchen sie kein Tageslicht sehen konnten, und Frost und Hunger und entsetzliche Schläge aushalten mußten.

In den übrigen Gerichten des Landes ging's nicht viel besser zu. Es verging fast kein Tag, an welchem nicht Leute um des Glaubens Willen ins Gefängniß geworfen, in Ketten gelegt und um das Ihrige gebracht wurden. Man ließ diese unschuldigen Menschen Monate lang in scheußlichen Löchern alle Qualen ausstehen, die dergleichen Gefängnisse mit sich bringen, ließ sie vor Frost, Hunger und Durst fast umkommen, und nahm ihnen dann für diese Pflege so viel Geld ab, daß die meisten ganz zu Bettlern wurden.

Doch genug der Darstellungen einzelner trauriger Fälle von Ausbrüchen des rohesten Fanatismus, die alle uns mit Unwillen und Abscheu gegen die, welche solche Thaten verübten, und mit Wehmuth über die Leiden unschuldiger Menschen erfüllen, die ihnen von jenen angethan wurden. Wir kommen jetzt zu einem zweiten Hauptheile dieser Leidensgeschichte und reden:

Von der Entdeckung vieler Tausend Protestanten im Erzbisthume, von den Gräueln des Fanatismus die dabei ausgeübt wurden, und endlich von der Vertreibung von mehr als zwanzigtausend protestantischen Salzburgern.

Alle Barbareien, die man gegen die glaubenstreuen evangelischen Salzburger ausübte, erreichten so wenig ihren Zweck, daß sie vielmehr Veranlassung zu dem Hervortreten ganzer Gemeinen wurden, die sich öffentlich für evangelisch erklärten. Doch hielten diese ihre Zusammenkünfte zur gemeinschaftlichen Erbauung nur zur Nachtzeit, wenn ihre papistischen Nachbarn schliefen, um nicht dabei überfallen und ins Gefängniß geschleppt zu werden. Durch das Anhören der Vorlesungen aus der Bibel und evangelischer Bücher wurden sie nun immer mehr bestärkt in der Anhänglichkeit an die erkannte Wahrheit, weil sie sahen, wie wenig die papistischen Menschensatzungen mit dem göttlichen Worte übereinstimmten. Überdies konnten sie ja auch die Unduldsamkeit und die blinde Glaubenswuth der Priester, die barbarische Behandlung ihrer Glaubensgenossen von Seiten der weltlichen Beamten, und die Unredlichkeit derer, welche

den schönen Namen „Pfleger" führten, nicht mit den Vorschriften Jesu und seiner Apostel reimen, und mußten daher eine Religion, deren Verkündiger solche Thaten verübten, immer mehr verabscheuen lernen. Dazu kam das sinnlose, mit den Lehren des Erlösers selbst im schreiendsten Widerspruche stehende Geschwätz, das die Prediger von ihren Kanzeln erschallen ließen. Einer derselben, Namens Thomas Wagner, zeichnete sich besonders durch seine Schmähungen gegen die Evangelischen, wie durch seine fanatischen und unchristlichen Predigten aus. An heiliger Stätte schimpfte er die evangelischen Prädicanten, Mörderknechte, Büffelsköpfe, Teufelskinder, und der Inhalt seiner Predigten war regelmäßig dieser: „wer alle zehn Gebote Gottes nicht erfüllet, den Rosenkranz nicht alle Augenblicke betet, den neuen Gruß nicht fleißig gebraucht, das Fegefeuer nicht glaubt, die Mutter Gottes und die Heiligen nicht verehrt, der ist verflucht und verdammt". Eben derselbe rief, als er einstmals auf der Kanzel den bekannten Spruch Matth. 15. 11 anführte, „so viel Worte, so viel Lügen." Der Caplan an der Kirche dieses Predigers war ein eben so arger Fanatiker. „Die evangelische Lehre," rief er auf der Kanzel, „ist ein Sau-

„und stinkender Bocksglaube. Luther, der ihn aufge„bracht, hat dafür seinen Lohn in der Hölle bekom„men, wo er ewig sitzen muß. Wer an seine Lehre „glaubt, der wird dafür in der Hölle braten. So„bald einer seine Schriften lieset, ist er von Stund „an in der Hölle, und mit Leib und Seele ein Teu„felsopfer." Von der Jungfrau Maria predigte er: „Maria ist mehr als Gott. Gott ist ein Richter und strafet das Böse. Maria aber ist die Belohnerin, sie theilt Gnade und Barmherzigkeit aus."

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch bei gesundem Verstande dergleichen reden könne, und doch ist durch Abhörung von mehr als hundert Zeugen, die in Berlin darüber vernommen wurden, erwiesen, daß dieser und ganz gleicher Unsinn von den Geistlichen im ganzen Lande gepredigt und, bei Strafe der ewigen Verdammniß, zu glauben geboten wurde.

Eine ganz natürliche Folge davon war, daß die Evangelischen nicht mehr so fleißig, wie sonst, zur Kirche gingen, und dafür zu Hause aus ihren Büchern sich zu erbauen suchten. Das gefiel den Priestern gar nicht, und sie setzten nun zwei Gulden Strafe darauf, wenn Jemand den Gottesdienst versäumen würde. Damit kein ketzerisches Buch ins

Land käme, wurde geboten, daß jeder, der ein Buch kaufen wollte, sich die Erlaubniß dazu schriftlich von einem Priester holen solle, bei fünf Gulden Strafe. Dabei achteten sie sorgfältig darauf, ob die Leute die Fasten beobachteten, welche die Evangelischen nicht hielten. Uebertreter wurden zu dreißig, vierzig, ja einer, der eine Wurstsuppe gegessen hatte, zu hundert Gulden Strafe verurtheilt.

Da man nun nicht aufhörte, die armen Menschen zu ängstigen, zu martern und zu verfolgen und das Elend schier unerträglich wurde; so entschlossen sie sich, eine Gesandtschaft nach Regensburg zu schikken, von welcher drei Männer nach Berlin gehen sollten, um dort Hülfe zu suchen. Diese kam im Juni 1731 glücklich zu Regensburg an, und stellte den Gesandten der evangelischen Reichsfürsten ihr Elend mit der Bitte vor, zu bewirken, „daß man ihnen Gewissensfreiheit und evangelische Prediger bewilligen oder sie mit Weib und Kind und ihrem Vermögen aus dem Lande ziehen lassen möge."

Das erfuhr der Erzbischof bald, und ließ nun den evangelischen Bauern ankündigen, daß die Sache durch eine Commission untersucht, und alle Lutheraner aufgeschrieben werden sollten. Diese Commission,

welche aus drei Personen, nämlich dem Kanzler Christiani, einem Baron von Rehling und einem Hofgerichtssecretair bestand, erschien wirklich und forderte diejenigen zur Unterschrift auf, die evangelisch Lutherisch sein wollten. Diese Unterschriften sollten die Bauern unter sich besorgen und am dritten Tage der Commission einreichen. Das geschah mit der größten Pünktlichkeit und es ergab sich, daß die Zahl der Lutheraner in zehn Gerichten sich auf 20678 Personen belief.

Nun gingen aber die Schmähungen auf den Kanzeln erst recht an. In allen Predigten war nichts anders, als verfluchen, verketzern und schimpfen zu hören. Auch nicht auf offener Straße hatten die Armen mehr Friede. Ging einer vor einem Priester vorüber, so wurde er von ihm angespieen, und öffentlich ein Ketzer gescholten. Von allen Kanzeln riefen sie: das Evangelium helfe keinem zur Seligkeit, und wer nicht an die Maria glaube, und alle Gesetze des Papstes halte, könne nicht selig werden, und redeten von nichts als vom Fegefeuer, von Anrufung der Heiligen, vom Rosenkranz und neuem Gruß und ähnlichen Dingen, deren Anhörung vernünftigen Menschen ganz unerträglich fallen mußte.

Die Evangelischen blieben daher ganz aus den Kirchen weg. Nun wollten die Priester die Leute mit Gewalt wieder unter ihre Bothmäßigkeit bringen. Es sollte kein Evangelischer mehr auf dem Kirchhof begraben, kein Kranker mehr besucht, kein Kind getauft, keine Trauung mehr verrichtet werden. Da scharreten sie ihre Todten auf eigenem Grund und Boden ein, tauften die Kinder selbst, trösteten die Kranken so gut sie konnten, und lebten, nach geschehener Erklärung vor den Ihrigen, ehelich bei einander ohne Trauung, und setzten ihre Erbauungsstunden mit einander fleißig fort.

Bald wurden auch diese, als revolutionäre Versammlungen, vom Erzbischofe untersagt, und bei schwerer Strafe befohlen, daß nicht mehr als drei Personen zusammmen kommen sollten. Ein und zwanzig Männer, die zum Kaiser wollten, und zu dem Ende, um Verdacht zu vermeiden, auf verschiedenen Wegen einzeln ausgegangen waren, wurden in Linz, weil sie keine Pässe hatten, angehalten, und nach Salzburg zurück geschickt. Hier warf man sie in die schauderhaftesten Gefängnisse auf der Veste Hohen-Salzburg, wo sie neun Klafter tief unter der Erde liegen und Hunger und Durst leiden mußten.

Fürbitten der evangelischen Fürsten, namentlich ein Schreiben des Königs von Preußen, an den Erzbischof, worin geradezu gesagt war, daß der König an seinen vielen katholischen Unterthanen Repressalien üben werde, ja, ein ernstes Schreiben des Kaisers, brachten keine Abhülfe in dieser Noth, wurden vielmehr mit den frechsten Lügen beantwortet.

Dagegen wandte sich der Erzbischof selbst, klagend über zu fürchtende Revolte, woran kein Gedanke war, an den Kaiser, mit Bitte um Beistand, worauf drei tausend sechshundert Oestreicher erschienen, welche zur größern Bedrängniß der Gebirgsbewohner gebraucht wurden. Aber einen offenen Brief des Kaisers unterschlug er, weil derselbe alle, die über den Landesherrn Klage zu führen hätten, nach Wien beschied, und ihnen, ohne Ansehen der Person, Gerechtigkeit versprach.

Jene fremden Soldaten, die man bei den evangelisch Gesinnten einquartierte, während man die Katholiken ganz verschonte, waren nun denselben eine unerträgliche Last. Ein Bauer hatte zuweilen 50 Mann im Hause, denen er das Futter für die Pferde, Hafer, Heu, Stroh, Betten, Feuerung, Nahrung, kurz alles schaffen mußte, was sie verlangten. Sie

lagen über 4 Monat im Lande und kosteten den Evangelischen in der Zeit 1100,000 Gulden.

Während der Zeit ging man mit den Leuten um, als wären sie Mörder und Hochverräther. Zwanzig, dreißig Mann zogen in der Nacht vor ein Haus, stießen die Thür ein, holten die Hausväter im bloßen Hemde aus dem Bette, banden ihnen die Hände auf den Rücken, zogen ihnen über das ganze Gesicht eine Kappe von Tuch oder Leder, theils um sie zu verspotten, theils um sie am Hören und Sehen zu verhindern, schnürte man ihnen den Hals mit einem Stricke zu, daß sie keine Luft schöpfen konnten, und schloß sie in diesem Zustande auf Wagen, worauf man sie fortfuhr, ohne daß sie sahen wohin es ging. Andere band man so ausgerüstet an Pferde, und zwang sie mit Schlägen, mit solchen verbundenen Augen zu laufen. Sobald sie an den ersten Ort kamen, wo ein Gefängniß war, stieß man sie hinein, schloß sie in Eisen, prügelte sie erbärmlich, und fragte sie höhnisch, ob die ketzerischen Brandenburger, Schweden, Holländer, Schweizer u. s. w. nicht bald kommen, und sich ihrer annehmen würden?

In solchen Gefängnissen lagen sie dreißig und mehre Wochen lang, während welcher Zeit Priester,

und Schergen kein Mittel unversucht ließen, sie zum papistischen Glauben zurück zu bringen. Dabei gab man ihnen aufrührerische Absichten Schuld, und ließ sie deshalb schwere Verhöre ausstehen, in welchen die Verhörrichter die unsinnigsten Beschuldigungen gegen sie aufstellten. Da sollten sie gestehen, daß sie zu zwanzig tausenden sich im Walde versammelt, und den Beschluß gefaßt hätten, dem Erzbischofe den Gehorsam aufzukündigen, und die uneinnehmbare Bergfeste Hohen=Salzburg zu stürmen, oder daß sie Brandenburger, Schweden, Dänen, Holländer, Schweizer um Hülfe angesprochen, oder die Absicht gehabt hätten, Städte und Flecken anzuzünden. Bei dem Unsinn solcher Fragen wußten die Gefangnen oft nicht, ob sie darüber lachen oder weinen sollten.

Endlich, da alle Gefängnisse überfüllt, und keiner der gemißhandelten Gefangenen von etwas anderm überführt werden konnte, als daß er Gewissensfreiheit verlangt und andere belehrt habe, erschien ein erzbischöfliches Patent, in welchem die Auswanderung nicht erlaubt, sondern mit den härtesten Ausdrücken und bei Vermeidung der schwersten Strafe, geboten wurde! Und zwar sollten Unangesessene

beiderlei Geschlechts, die das zwölfte Jahr erreicht hätten, so wie alle Arbeiter in Bergwerken, Schmelzhütten, Salzkothen oder sonst im Dienst der Herrschaft Stehende, in acht Tagen mit Hab und Gut das Land verlassen; Bürger und Handwerker aber von Stund an ihres Meisterrechts verlustig sein, angesessene Städter und Landleute zum Verkauf ihrer Güter, je nach ihrer Größe, zwei oder drei Monate Zeit haben, dann aber unfehlbar abziehen. Abgesehen nun davon, daß durch eine so übereilte Austreibung, welche einer ausdrücklichen Bestimmung im Westphälischen Frieden, wonach jedem, der der Religion wegen auswandern wollte, drei Jahre Frist gelassen werden mußten, gänzlich zuwider war, es den Vertriebenen unmöglich gemacht wurde, ihr Eigenthum zu verwerthen und sonst höchst nöthige Voranstalten zu treffen, wurden denen, welche der Befehl anging, auch sonst noch alle nur ersinnlichen Drangsale angethan.

Hausväter und Insassen vereinigten sich zur Unterzeichnung einer Bittschrift an den Erzbischof, in welcher sie um Verlängerung der Frist bis zum Frühling baten; aber ihr Gesuch wurde ihnen abgeschlagen unter dem Vorwande, sie zögen aus Hochmuth

und Fürwitz fort. Indessen glaubte Jedermann, daß ein so barbarischer Befehl nicht des Erzbischofs Ernst sein könne, hielt alles nur für Drohungen und traf nicht die geringsten Anstalten zur Reise. Aber am 24. Nov. rückten zwei Compagnien Oestreicher ganz unvermuthet in das St. Johannis Gericht ein, und begannen, die Auswanderung in den Gang zu bringen. Von dieser Soldateska wurden die Leute, wo man sie antraf, wie das Vieh fortgetrieben. Fand man sie außer dem Hause, im Felde, im Walde, auf Bergen oder Thälern, gleichviel, es hieß „fort, fort!" und Niemand durfte erst nach Hause gehen, um etwas auf die lange Reise zu holen, traf man sie in den Häusern, so erlaubte man ihnen nicht einmal, die nöthigen Kleider mitzunehmen, und so mußten Viele nackt und bloß davon gehen, und nackt und bloß fand sie der preußische Commissarius, der sie an der Gränze für seinen Herrn in Empfang nahm. Ein gewisser Matthias Wieland hatte nicht allein 285 Gulden ausstehen, sondern auch noch Geld und Lebensmittel im Hause; aber die Soldaten drangen ihm ganz unvermuthet ins Haus, litten nicht, daß er sein Geld einkassirte, oder das, was er noch im Hause hatte mitnahm, und zwangen ihn, so wie er

ging und stand, fortzugehen. All sein Eigenthum ging auf diese Weise verloren, und nie hat er erfahren, wer es sich zueignete. Welche entsetzliche Verwirrung durch ein solches Verfahren entstand, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Ganze Familien wurden aus einander gerissen und konnten nachher sich nicht wieder zusammen finden. Eltern verloren ihre Kinder, die fern von ihnen aufgegriffen und fortgetrieben wurden. Männer ihre Frauen, unmündige Kinder schrieen hinter den Eltern her, denen man sie gewaltsam entriß. Knechte und Mägde mußten ohne alle Baarschaft, ohne den verdienten Lohn von ihren Herren bekommen zu können, fortziehen. Man glaubte durch ein so barbarisches Verfahren die Uebrigen zu schrecken, und sah sich auch hier getäuscht. Die Mehrsten, die ihre Glaubensbrüder vor ihren Wohnungen vorbei führen sahen, wollten nun auch nicht zurück bleiben, ließen auch das Ihrige im Stiche und eilten den Abziehenden haufenweise nach. Manche gingen mit, die noch nicht einmal eine rechte Kenntniß von der evangelischen Lehre hatten, blos deswegen, weil sie sich angezogen fühlten durch den freudigen Muth, der um des Glaubens willen Fortgeschleppten. Aber daran war den Pfaffen und Obrig-

keiten gar nichts gelegen, es sollten auf einmal nicht mehre fort, als ihnen beliebte, daher suchten sie die Andern mit Gewalt zurück zu halten. Als aber dennoch diese sich nicht zurück halten lassen wollten, hieben die Soldaten auf sie ein, und gaben Feuer unter die Menge, wodurch viele verwundet wurden. In einen Haufen, den man zurückhalten wollte, wurden vier Granaten geworfen. Viele unschuldige Menschen bekamen auf solche Weise zwei oder drei Schüsse; aber unter Gottes gnädigem Schutze verlor doch kein Einziger das Leben. Hierauf schleppte man die Gemißhandelten nach der Stadt Salzburg, wo man sie mehre Wochen lang auf ihre Pässe warten, und vor Hunger und Elend fast umkommen ließ, während noch alle möglichen Versuche gemacht wurden, sie zur allein seligmachenden Religion zu bekehren. Als nichts fruchtete, auch die Drohung nicht, daß man die Köpfe den Hartnäckigen vor die Füße legen werde; so gab man ihnen endlich ihre Pässe mit dem freundlichen Abschiede: Nun so fahret zum Teufel! Achthundert Personen wurden nun auf der Salze in Schiffe gepackt und in Bayern ausgesetzt, wo sie nach einigem Aufschub ohne alle Beschwerung vom Churfürsten freien Durchzug erhielten, nachdem vorher

noch ein niederträchtiger Amtmann von funfzigen von ihnen 25 Thlr. erpreßt hatte. Fünfhundert folgten bald nach und so währte das Austreiben fort bis nahe an zwei und zwanzigtausend, also der zehnte Theil der Einwohner, fort waren. Was sie aber noch vorher für Quälereien zu erdulden hatten, wie man ihre Güter unter die Hälfte taxirte und ihnen darüber eine Bescheinigung aber kein Geld mitgab; wie man den Eltern die unmündigen Kinder mit Gewalt entriß und sie zurückbehielt; wie nichtswürdige Beamte, Pfleger genannt, vorher noch Viele ins Gefängniß warfen, um sich Arrestkosten von ihnen bezahlen zu lassen, nachdem sie halb verhungert waren, wie solche Nichtswürdige von dem wenigen Gelde, das einige mitnahmen, unter der Benennung von Abzugsgeldern und Lohn für ihre Bemühung, noch die größere Hälfte den Unglücklichen abzwackten, das zu glauben würde schwer halten, wenn es nicht durch hundertfache gerichtliche Aussagen wäre bezeugt worden. Der Erzbischof selbst machte es um nichts besser: denn durch alle Vorstellungen des Königs von Preußen, der 17000 dieser Vertriebenen in sein Land aufnahm, wurde wenig oder nichts für sie ausgewirkt, und als von Seiten der Stadt Memmingen

eine Vorstellung an ihn erging, lautete die Antwort: „diese Leute wären es zwar nicht werth, daß er sich ihrer annehme, aber er wolle doch Gnade für Recht ergehen lassen, und Sorge tragen, daß ihnen ihr Eigenthum verabfolgt werde;" aber leider hofften die Armen vergeblich auf die Erfüllung dieses fürstlichen Versprechens. Ueberhaupt galt bei diesem Kirchenfürsten der Grundsatz: „Ketzern braucht man nicht Treu und Glauben zu halten."

In seinem Antwortschreiben auf die Fürbitten der evangelischen Gesandten des Reichstages, wie auf die Vorstellungen und Vorhaltungen mächtiger Monarchen, versprach er immer das Beste. Er versicherte, er wolle sich ganz nach dem westphälischen Frieden richten, die Leute sollten ungekränkt auswandern dürfen, es sollten erwachsene und unerwachsene Kinder über und unter zwölf Jahren mitgehen. Aber wie wurde dieses fürstliche Wort gehalten? Wie das Vieh schleppten die Soldaten die Unangesessenen fort, wo man sie fand und aufgriff, viele tausend Kinder von ein, zwei, drei, vier und fünf Jahren wurden den Eltern genommen, selbst dann wenn sie schon dreißig, vierzig Meilen mit ihnen gemacht hatten, mehre Male hart an der Gränze noch. Ja, Säug-

linge riß man Müttern von der Brust, nahm den Emigranten beim Abzuge oft alles Ihrige, strafte bei dem geringsten Versehen die Leute um 50, 80, 100 und mehre Gulden, forderte dann noch unerhörte Abzugsgelder und wies sie beim Abschiede dem Teufel zu. Dazu die Barbarei, mit welcher man die Beklagenswerthen ohne Erbarmen, mitten im Winter, im tiefsten Schnee, in Frost und Eis halb nakkend fortjagte, ohne auf ihr klägliches Bitten und Flehen unter den dringendsten Umständen zu achten. Todtkranke Menschen, wankende Greise, Schwangere, die jeden Augenblick ihre Entbindung erwarteten, eben Entbundene, Alles wurde mitten im Winter ohne Rücksicht und Erbarmen fortgeschickt, und hatte unterwegs die Wuth und Bosheit einer fanatisirten katholischen Bevölkerung zu ertragen, bis die Züge auf protestantischem Boden anlangten, wo dann alles eine andere Gestalt gewann.

Schilderung des Empfangs der vertriebenen Salzburger bei ihren evangelischen Glaubensgenossen.

Die allgemeine menschenfreundliche Theilnahme, welche das Schicksal dieser armen Menschen erregte, gab sich schon in den bedeutenden Beiträgen kund, welche durch mildthätige Glaubensgenossen, ja sogar durch Juden in die allgemeine Emigrantenkasse, die für sie zu Regensburg errichtet wurde, flossen. Mehrere Könige, Fürsten und Reichsstädte ordneten nämlich Collecten in ihren Gebieten zum Besten der Vertriebenen an, deren jammervolle Lage allgemein bekannt war. Schon im October des Jahrs 1732 waren in Regensburg zu diesem Behufe eingekommen 33938 Gulden und 23 Kreuzer. Es kann auch für die jetzige Zeit, in welcher so viel Collecten zu wohlthätigen Zwecken gesammelt werden, nicht uninteressant sein, zu vernehmen, wer zu dieser Summe beigetragen hat. Es mag deshalb ein Verzeichniß der milden Geber hier stehen, so wie es Göcking in seiner Emigrationsgeschichte mitgetheilt hat.

		Gulden	Kreuzer
1.	S. Königl. Majestät von Großbritannien gab	3000	—
2.	S. K. M. von Schweden . . .	6000	—
3.	Die Stadt Hamburg	18333	20
4.	Die Stadt Regensburg . . .	2773	—
5.	Die Collecte in dasiger holländischer Kirche	338	15
6.	Frankfurt a. M. auf Abschlag .	2000	—
7.	Die Stadt Worms	600	—
8.	Die Stadt Wetzlar	484	48
9.	Die Stadt Speyer	160	—
10.	Ein ungenannter Freund . . .	150	—
11.	Schwarzburg Sondershausen . .	75	—
12.	Herr Wichelhausen in Bremen .	24	—
	Summa	33938	23

Diese Summe wuchs aber in Kurzem so an, daß schon im November 40000 Gulden in der Casse vorräthig waren. Von allen Seiten flossen die Beiträge hinein. Die Reichsstadt Lübeck schickte in demselben Monat 4000 Gulden mit dem Versprechen, daß noch 2000 nachfolgen sollten. Die Könige von Dänemark, Schweden und England bewilligten Collecten in ihren Staaten, so wie die Herzöge von

Mecklenburg und von Sachsen-Weißenfels, welche alle die Anordnung trafen, daß die Unterthanen in Predigten noch besonders von der traurigen Lage der gemißhandelten Salzburger in Kenntniß gesetzt, und zu milden Gaben aufgefordert werden mußten. Sogar aus Asien schickte ein Kaufmann 20 Gulden durch einen Wechsel über Venedig. So belief sich die Summe, wozu allein England, Holland, die holländische Judenschaft, Hamburg, Dänemark, Hannover und Nürnberg beigetragen, auf achthundert acht und achtzig tausend dreihundert ein und achtzig Gulden. Wahrlich eine Theilnahme und Mildthätigkeit, womit in unsern Zeiten nur die beim Hamburger Brande in Vergleichung gestellt werden kann.

Der größte aller Wohlthäter für die unglücklichen Vertriebenen war aber der König von Preußen Friedrich Wilhelm. Ohne Ihn würde das Schicksal derselben bei allen schätzbaren Gaben, mit welchen sie unterstützt wurden, immer noch ein sehr trauriges gewesen sein: denn wo sollten so viele Menschen, zum Theil mit zahlreichen Familien, alle aber ohne hinreichende Mittel, die ihnen von ihren Quälern genommen waren, ein Unterkommen finden,

wo einen festen Wohnsitz nehmen? Der König Friedrich Wilhelm nahm sie auf und gab ihnen Wohnplätze in seinem Lande. Sobald der Monarch die Nachricht bekommen hatte, daß der Erzbischof wirklich angefangen habe, seine protestantischen Unterthanen zum Lande hinauszujagen, schickte er einen Commissarius, am 20. Jan. 1732, ihnen entgegen, der zuerst Befehl hatte, 6000 von ihnen aufzunehmen. Von dem Orte an, wo dieser sie in Empfang genommen hatte, waren alle ihre Sorgen zu Ende. Der König ließ sie auf seine Kosten weiter bringen, und bis an die Stelle, wo ihnen ihre künftigen Wohnsitze angewiesen wurden, mit Zehrgelde versehen. Außer diesen wurden noch 59 Personen von einem Commissarius der Generalstaaten nach Holland geholt, die bei ihrer Ankunft aufs Liebreichste aufgenommen wurden. Dreihundert und drei und sechzig Mann, größtentheils Bergleute, gingen nach Schweden, achthundert nahmen die Hannöverschen Lande auf; aber die Hauptzüge gingen nach Preußen, wohin alle zu ziehen verlangten. Der König wurde auch des Erbarmens nicht müde, wie unglaubliche Unkosten auch die Verpflegung und Aufnahme so vieler Menschen verursachte. Denn als die zuletzt von

ihm bestimmte Anzahl von 6000 Aufzunehmenden voll war, und wider Vermuthen, denn auf eine solche Menge Vertriebener rechnete man nicht, immer noch neue Haufen nachfolgten, befahl er, auch diese anzunehmen, und wenn es auch zehntausend wären. So sah man denn einen Trupp nach dem andern in das Preußische Canaan einziehen. Mehr als 17000 Menschen machten Gebrauch davon, bevölkerten die durch die Pest 1709 menschenleer gewordenen preußischen Provinzen und wurden treue und fleißige Unterthanen, deren Verlust dem Salzburger Lande unersetzlichen Schaden brachte.

Fragen wir nun, wie es den armen vertriebenen Exulanten auf ihrer Reise ging, so erfahren wir, daß sie, sobald sie auf protestantischen Boden ihren Fuß gesetzt hatten, mit einer Liebe und Bereitwilligkeit zu dienen und zu helfen, empfangen wurden, die ihnen nichts zu wünschen übrig ließ, und gegen die Aufnahme, die sie auf ihrer Wanderschaft in katholischen Ländern erfuhren, aufs grellste abstach. Mehre unter ihnen haben Tagebücher geführt, und ihre Aufnahme in protestantischen Städten beschrieben, und alle ergießen sich in Dank und Segenswünschen für die Bewohner derselben. Göcking sagt in seiner Emi-

grantengeschichte hierüber: es würde ein ganzer Foliant davon anzufüllen sein, wenn man einen jeden Trupp derselben auf ihrer Wanderschaft nachfolgen, und von allen und jeden Orten eine Erzählung anstellen wollte, wie man sie empfangen, wie sie aufgenommen, wie sie verpfleget und wie sie beschenket hatte. Genug wird sein, wenn man den sämmtlichen evangelischen Ländern, Städten und Dörfern, sowohl Lutherischer als Reformirter Seits, zum unvergänglichen Ruhme nachsagt, daß sie diese wandernde Glaubensgenossen mit einer bewundernswürdigen Liebe und unglaublicher Mildthätigkeit aufgenommen."

Kaufbeuern, eine damalige Reichsstadt in Schwaben, in welcher Lutheraner und Katholiken unter einander wohnen, war der erste Ort, an welchem die Exulanten evangelische Brüder begrüßen durften. Es war am 27. Dec. 1731, als ihrer 800 vor den Thoren der Stadt ganz unvermuthet erschienen, spät Abends, da die Thore bereits verschlossen waren. Vierzig von ihnen kamen noch vor der Thorsperre in die Stadt und hielten sehr wehmüthig um Aufnahme an. Die später Angelangten warteten auf ihre Einlassung mit Schmerzen und stimmten unter-

dessen mit großer Andacht das Lied: „ein feste Burg ist unser Gott“ an. Um sieben Uhr wurden sie eingelassen. Die Bürgerschaft nahm sie unter Vergießung vieler tausend Thränen freudig in ihre Wohnungen auf. Es waren blutarme Leute, die zum Theil kein Hemd auf dem Leibe trugen, weil sie so fortgetrieben waren, wie man sie gefunden hatte. Die Bürger gaben ihnen Bücher, Kleidung, Essen, Geld. Die Kaufleute schenkten ihnen ganze Stücke Leinewand, Parchend, Cattun, die Kranken brachte man ins Lazareth und verpflegte sie bis zu ihrer Herstellung. Mehr als funfzig nahmen die evangelischen Einwohner theils in Dienst, theils insbesondere die Kinder, zum fernern Unterricht in Gottes Wort oder zur Erlernung von Handwerken auf.

Ehe sie nach einigen Tagen weiter reiseten, wohnten sie noch einer Frühpredigt bei, der sie mit großer Andacht zuhörten. Als sie aus der Kirche gingen, stand der Rath an der einen, die Geistlichkeit an der andern Seite der Thür, und sprach nochmals einen Segenswunsch über sie. Darauf traten sie ihre Wanderschaft in drei verschiedenen Haufen an. Zwei derselben kamen auch glücklich dahin, wohin sie zu gehen gedachten, der dritte aber, der das Gebiet des

Abts von Kempten berühren mußte, wurde zurück gewiesen und konnte vom Abte die Erlaubniß zum Durchzuge nicht erhalten. Er mußte ganz nach Kaufbeuern zurück, und wurde daselbst abermals liebevoll aufgenommen.

Die Bürger der freien Reichsstadt Kempten, die am Abend des 31. Dec. den Einzug eines Theils der Salzburger erwarteten und darauf vorbereitet waren, sahen sich durch die Weigerung des Abts, ihnen den Durchzug zu gestatten, verhindert, ihren Wohlthätigkeitssinn an den Tag zu legen. Aber schon am 2. Januar 1732 langte ein neuer Zug von 155 Personen an, denen der Durchzug bewilligt wurde, und an diesen that man doppelt, was den ersten zugedacht war. Man verpflegte sie acht Tage lang, gab jeder Person in den Wirthshäusern zwölf Kreuzer, brachte 96 als Dienstboten und Lehrjungen unter, und gab einem Jeden zum Reisegelde einen Gulden. So oft neue Züge durchgingen, wiederholten sich diese Beweise christlicher Liebe.

In Memmingen nahm man sich ebenfalls der Vertriebenen mit Liebe und Erbarmen an. Der Magistrat vergönnte ihnen eine siebentägige Frist zur Erholung, und ließ jeder Person 2 Pfd. Brod und

6 Kreuzer an Gelde reichen. Die Bürgerschaft versorgte sie mit Kleidung, mit Speise, mit Wäsche, nahm die Kranken ins Hospital und sorgte für ihre Wartung und Pflege. Einen großen Theil brachte man in der Stadt und Umgegend in den Dienst oder in die Lehre und gab jedem Weiterziehenden einen Gulden Reisegeld mit.

Es würde nur Wiederholung sein, wenn wir den Empfang und die Aufnahme dieser armen Leute in allen übrigen Städten, die sie passirten, schildern wollten. Nur in Augsburg ließ der katholische Bürgermeister den ersten Zügen die Thore schließen, und nöthigte dadurch die Bürger, ihre Wohlthaten auf Umwegen vor die Stadt zu bringen. Als aber ein kräftiges Schreiben von Sr. Majestät, dem Könige von Preußen für dessen neue Unterthanen, als wofür er die Salzburger angesehen wissen wollte, den freien Durchzug verlangte, zog der, zum Theil katholische, Rath andere Saiten auf, und die Salzburger wurden auch hier mit Wohlthaten überhäuft.

In der Markgrafschaft Ansbach sahen sie sich ganz besonders glänzend aufgenommen. An jedem Orte, den sie berührten, läuteten die Glocken und die Einwohner bewillkommneten sie auf's herz-

lichste. Man schenkte ihnen Bücher, Wäsche, Geld und andere Sachen, und was die Einwohner nicht vermochten, das that der Landesherr.

In Nürnberg rissen sich die Bürger um die in großer Menge ankommenden, Salzburger. Die armen Emigranten weinten vor Dankbarkeit, während ihre Kinder vor Freude bald ihren Wohlthätern die Hände küßten, bald jubelnd die erhaltenen Geschenke den Eltern zeigten. Denn da sah man solche Kinder vom Kopf bis zum Fuß ganz neu gekleidet. Herren und Frauen zerschnitten die schönsten Stücke Kattun, Leinwand, Tuch und vertheilten sie an diese Fremdlinge. Kinder zogen ihre Kleider vom Leibe und gaben sie denen, die nackt waren. Fast bei jedem Hause, an dem sie vorbeigingen, empfingen sie neue Wohlthaten. Angesehene Bürger ließen noch Geld unter sie austheilen, und im Vorüberziehen ihnen Brod, Wein und andere Nahrungsmittel reichen. Man stand haufenweis um die Salzburgischen Weiber, die Kinder auf den Armen oder an der Brust hatten, her, und steckte ihnen Geld, Kleider, Kissen, Wäsche, Mehl, Zucker, Puppen und Spielwerk zu, und überschüttete sie gleichsam mit Wohlthaten. Von den Salzburgern aber hörte man das

„Gott vergelts" ohne Unterlaß. Eine Collecte, die in der Stadt gesammelt wurde, brachte zehntausend Gulden ein.

In Frankfurt a. M. wurden sie unter dem Zulaufe einer unglaublichen Menge von Menschen, mit dem Geläute der Glocken, und unter Absingung geistlicher Lieder empfangen, und zur Anhörung einer Predigt in die Katharinen-Kirche geführt. Auch in dieser Stadt wurden sie mit Speise und Trank und allen möglichen Wohlthaten überhäuft. Unter dem Geläute der Glocken zogen sie wieder fort, nachdem der Rath jedem Manne 2 Gulden, jeder Frau 1 Thaler, jedem Kinde einen Gulden zum Zehrgelde mitgegeben hatte. Ueberdies war eine Collecte gesammelt, deren Ertrag sich auf 5500 Gulden belief. Dazu wurden sie noch mit 560 Thalern beschenkt, was einem Jeden 2½ Gulden trug. Nun ging der Zug durch die Stadt, die Candidaten des Predigtamts mit den Waisenkindern voran. Man sang: „unsern Ausgang segne Gott." Im Thore stimmten die Salzburger ihren gewöhnlichen Gesang „ich bin ein armer Exulant" an. An der Frankfurter Gränze wurden sie von einem Candidaten eingesegnet. Kein Auge blieb trocken! Die Salzburger aber riefen den

Frankfurtern zu: wir wollen euer nicht vergessen, so wahr der Herr Jesus unsrer nicht vergißt!

In Magdeburg, Zerbst, Weimar, Arnstadt, Gotha war die Aufnahme dieser armen Vertriebenen allenthalben gleich herzlich; allenthalben wurden sie geistig und leiblich erquickt, allenthalben wetteiferten die Einwohner ihnen Gutes zu thun; allenthalben gingen aber auch edle Fürsten und Fürstinnen mit ihrem schönen Beispiele voran, und mit Begeisterung erwähnt der Geschichtschreiber die hohe Menschenfreundlichkeit und den frommen Sinn des Fürsten von Zerbst und seiner Gemahlin, und der Herzoge von Sachsen-Weimar und Gotha.

Berlin, wo die Meisten von ihnen eintrafen, um von dort aus in ihre neuen Wohnplätze geführt zu werden, zeigte schon hundert Jahre vor dem Einzuge der Frömmelei in seine Mauern, daß wahre Frömmigkeit und christliche Liebe in eben so reichem Maaße unter seinen damaligen Bewohnern zu finden war, als unter den jetzigen, deren Wohlthätigkeitssinn und Erbarmen für nothleidende Mitmenschen über alles Lob erhaben ist.

Es zogen überhaupt vom 30. April 1732 bis

zum 15. April 1733 vierzehn tausend siebenhundert und acht und zwanzig Salzburger in die Thore der Königsstadt ein, während 1348 über Stendal, 962 über Frankfurt a. M, die Reise nach ihren verschiedenen Bestimmungsörtern machen mußten. Allen diesen Emigranten hat es so wenig an geistiger, wie an leiblicher Verpflegung gefehlt. Man bemühete sich um die Wette ihnen Gutes zu thun, und der fromme Sinn der Einwohner Berlins that sich schon in der Art und Weise, wie sie eingeholt wurden, kund. So oft neue Haufen von ihnen ankamen, wurden sie durch die Geistlichen und die Schulen feierlich in die Stadt geführt, freundlich bewillkommt und unter dem Gesange geistlicher Lieder in ihre Quartiere begleitet. Statt aller weiteren Beschreibung stehe hier nur die Schilderung des Empfanges zweier verschiedener Haufen dieser armen Vertriebenen, so wie Göcking uns denselben berichtet:

Als die erste Parthei am 30. April herannahte, gingen ihnen einige Prediger mit einigen Schullehrern und deren Schule bis an die damalige Schafbrücke entgegen. Beim Heranziehen sangen die Emigranten: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein." Der Königl. Commissarius ritt voran, die

Emigranten folgten und bildeten einen Halbkreis. Die Prediger, Schulleute und Schüler stellten sich in gleiche Ordnung, schlossen den Kreis und stimmten Luthers Heldenlied an: „Eine feste Burg ist unser Gott." Bei dem jämmerlichen Anblicke dieser Leute aber, und unter dem Singen wurden tausend Thränen vergossen. Männer, die sonst wohl zu den härtesten gehörten, konnten hier vor Wehmuth sich des Weinens nicht enthalten. Als das Lied geendet war, hielt einer der Prediger eine Rede über Ps. 115, v. 14. 15. Der Herr segne euch mehr und mehr, euch und eure Kinder u. s. w. Dann theilten die Geistlichen funfzig Stück neue Testamente unter sie aus, die mit Freuden angenommen wurden. Endlich hielten sie in folgender Ordnung ihren Einzug: voran einer zu Pferde, diesem folgten die Schüler paarweise; darauf sechs Paar Candidaten, nach diesen eben so viel Prediger, darauf folgten wieder zwei zu Pferde, hinter diesen zwei Hallesche Studenten, dann die Salzburger. Die Einziehenden sangen: „was mein Gott will, gescheh' allzeit"; O Herre Gott, dein göttlich Wort" und andere Gesänge. Sie wurden alle vor dem Schlosse vorbeigeführt, damit auch die Königl. Familie diese beklagenswerthen

Leute sehen möchte. Wo ihre Quartiere bestellt waren, bewillkommte sie der Pastor Schönemann mit einer Rede, deren Anfang in folgenden Versen war:

Seid willkommen, liebste Brüder,
Seid willkommen, Christi Glieder!
Papstes Joch ist abgethan,
Jetzt seid ihr in Canaan!

Auf ähnliche Art wurden alle nach einander ankommende Züge der Emigranten empfangen. Am 24. Juli traf ein starker, aus 1124 Menschen bestehender, Haufen derselben ein. Die Königin mit sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen sah sie mit inniger Rührung vor dem Königlichen Schlosse vorüber ziehen. Der König aber war eben ausgeritten und begegnete den Ankommenden vor dem Thore. Se. Majestät ließ die Wagen vor sich vorbeifahren, und redete mit den darauf befindlichen Leuten auf das huldreichste. Alle Straßen, durch welche sie zogen, waren mit unzähligen Zuschauern besetzt, die durch den jämmerlichen Anblick dieser Opfer des Fanatismus auf das tiefste gerührt wurden. Wie war das auch anders möglich! Man sah ja nichts als Gegenstände, die auch einen Stein hätten bewegen mö-

gen. Eisgraue Häupter, todtkranke Leute, halbnakkende Menschen, hochschwangere Frauen, neu geborene, größtentheils kranke, Kinder, Krüppel, Lahme, Blinde fanden sich unter ihnen in Menge. Viele kamen ohne das Geringste gerettet zu haben von ihrem irdischen Gute, sie waren zufrieden mit der Rettung ihrer Seelen. Einige freuten sich, daß sie einen steinalten Vater, oder eine auf die Grube gehende Mutter mit sich führen konnten. Andere wußten nichts, als Kinder aufzuweisen, die sie zum Theil mit genauer Noth den Händen der Priester entrissen hatten.

Diese und ähnliche Umstände ergriffen auch die Gemüther der Berliner so, daß sie aus allen Kräften sich beeiferten, den Leuten Gutes zu thun. Schon im Durchziehen reichte man ihnen auf allen Straßen Geld. Viele Vornehme hielten in ihren Wagen auf den Straßen und ließen durch ihre Bedienten Geld austheilen. Und diese Wohlthaten wurden bei dem so oft wiederholten Eintreffen neuer Züge von Emigranten immer fortgesetzt. Zweihundert ein und achtzig am 8. May Eingetroffene wurden von den Einwohnern alle zu Tisch geholt, und dem Commissarius, der ihnen ihre Tagegelder auszahlte, zum Theil von der

Stube gerissen. Eine Frau, die funfzig derselben speisen wollte, mußte allein wieder nach Hause gehen. Ob nun gleich der König jedem angekommenen Haufen einige Rasttage bewilligte, so wurden die Berliner doch des Gebens, des Speisens, des Pflegens der Kranken und Gebrechlichen nicht müde. Mehre Collecten brachten große Summen ein.

Auch für ihre geistigen Bedürfnisse sorgte der menschenfreundliche König, der seinen Unterthanen im Wohlthun voranging. Nachdem sie manche herrliche Predigt in Berlin gehört hatten, wünschten sie nichts mehr, als nun auch ihre eigenen Prediger an ihren künftigen Wohnsitzen zu haben, und der König befahl dem Feldpropst Gedicke, vier Candidaten zu ordiniren, die sogleich mit ihnen ziehen sollten. Drei Studenten, die sie von Halle her begleitet und unterwegs für ihre Erbauung gesorgt hatten, wurden dazu ernannt, und noch ein Candidat aus Potsdam zu gleichem Zwecke an den Ort ihres künftigen Aufenthalts ihnen mitgegeben.

10.
Schilderung der Wirkungen des Religions-Fanatismus in der Pfalz.

Die Pfalz war ein rein protestantisches Land, als der Churfürst Carl, der letzte von der protestantischen Simmernsche Linie, starb. Dieser suchte seinen reformirten Unterthanen ihre Freiheiten und Rechte unter seinem katholischen Nachfolger Philipp Wilhelm aus dem Hause Neuburg zu sichern und schloß deshalb durch Bevollmächtigte mit demselben zu Halle in Schwaben eine Uebereinkunft, worin Letzterer versprach, jene Rechte und Freiheiten aufrecht zu halten, und die Regierung und Verwaltung des ganzen Religionswesens dem längst bestehenden reformirten Kirchenrathe zu überlassen. Das war der berühmte Hallesche Receß. Allein Churfürst Carl starb in der Mitte des Jahres 1685 ehe die Fürsten selbst jenen Vertrag unterschrieben hatten. Indessen versprach doch der neue Herzog, ihm unverbrüchlich nachzukommen, und gelobte seinen Unterthanen „daß er das Geringste dawider nicht vornehmen, noch daß es von jemand anders geschehe, nicht verhängen werde."

Nur Schade, daß diese schönen Versprechungen nicht lange gehalten wurden! Churfürst Philipp Wilhelm zeigte sich zwar in seinen Grundsätzen und Handlungen sonst als ein Fürst von strenger Rechtschaffenheit, aber seine Regierungsgeschichte beweiset dennoch, daß ein Fürst, der sein Ohr den Einflüsterungen fanatischer Priester hingiebt, eine Geißel seiner Unterthanen wird. Seine Rathgeber waren Mitglieder der Gesellschaft Jesu, und die Folgen davon zeigten sich gleich in seinen ersten Regierungsjahren. Der Fanatismus, dieser höllische Dämon, unter dessen Fußtritt Glück und Frieden von der Erde verschwindet, und Jammer und Elend einzieht, erhob darum auch in der Pfalz bald sein Haupt. Zuerst zeigte sich die Nichterfüllung der schönen Versprechungen darin, daß die Reformirten gezwungen wurden, den Katholiken, die nur eine Kapelle in Heidelberg hatten, das Chor der Garnisonkirche einzuräumen, bis sie vertragswidrig sich eine eigene Kirche erbaut haben würden, die, ihrer geringen Zahl wegen, gar nicht nöthig war. Doch ging die Sache noch in Ruhe ab, aber ein öffentlicher Zwiespalt entstand durch einen neuen Uebergriff. In der Concordienkirche zu Mannheim hatte Churfürst Karl Ludwig allen

dreien Confessionen den Simultangottesdienst erlaubt. Da aber die Zahl der Katholiken gar zu unbedeutend war, so kam derselbe für diese unter seinen Nachfolgern bald ganz außer Gebrauch und im Halleschen Receß war ausdrücklich bestimmt, daß diese Kirche für die beiden protestantischen Gemeinden ausschließlich bleiben sollte. Allein sobald die nun mit dem Churfürsten eingezogenen Katholiken in Erfahrung gebracht hatten, daß hier früher Simultangottesdienst gewesen sei, verlangte dieser auch die Wiedereinführung desselben. Doch dies waren nur bloße Vorspiele immer neuer und ärgerer Uebergriffe und Beeinträchtigungen der Reformirten. Sie wurden z. B. gezwungen, die Beerdigung der katholischen Todten auf ihren Kirchhöfen zu gestatten, oder sie erlaubten sie freiwillig. Aber kaum waren die Katholiken im Besitz dieser Vergünstigung, so begehrten sie auch das Geläute, als ein Recht, das aus jener folge, dann machten sie Ansprüche auf Thürme und Glocken, dann auf die gemeinschaftliche Besetzung des Küsteramts, und endlich auf die ganze Kirche. So erschienen sie bald mit ihren Ceremonien und Processionen öffentlich auf den reformirten Kirchhöfen, die sie doch damit vertragsmäßig gar nicht betreten durf-

ten. Die Bettelmönche veranlaßten mit ihren Processionen die ersten öffentlichen Händel, und schon im Jahre 1687 erfolgte eine Churfürstl. Verordnung, durch welche diejenigen mit Gefängnißstrafe bedroht wurden, die ihnen darin hinderlich sein würden. Dazu kam, daß man fremden Processionen erlaubte, durch das Land zu ziehen, daß man Crucifixe an den Landstraßen errichtete, wie in einem ganz katholischen Lande, daß man den Bettelmönchen die empörendsten Controverspredigten, ja sogar den Capucinern an ihrem Portiunculafeste öffentliche „Gebete für die Ausrottung der Ketzer gestattete. Und dies geschah zu einer Zeit, als noch die Landescollegien, die Universität und die Beamten fast ganz aus Protestanten bestanden.

Dennoch würde die Mißhandlung, oder vielmehr die gänzliche Unterdrückung des reformirten Religionstheils, allen frühern Einrichtungen und Verträgen zuwider nicht in solchem Maße und in solcher Geschwindigkeit statt gefunden haben, wäre nicht der unselige Krieg, den Ludwig XIV., der Forderungen wegen, die er an einen Theil der Pfalz im Namen der Herzogin von Orleans, einer Schwester des letzten Churfürsten, machte, im Jahre 1688

anfing, zum Ausbruche gekommen. Der wüthende Fanatismus der jesuitischen Beichtväter des sogenannten großen Ludwig, feierte nun auch in den eroberten, zertretenen und verbrannten Pfälzischen Ländern einen so entsetzlichen Triumph, wie die Weltgeschichte keinen zweiten aufzuweisen hat.

Bekanntlich war dieser Krieg der Verwüstungszug einer großen Mordbrennerhorde, die auf Befehl jenes mächtigen Königs, den sein Kriegsminister **Louvois** und seine fanatischen Beichtväter **la Chaise** und **le Tellier** belehrten, er bekämpfe Ketzer, und ihre Ausrottung sei verdienstlich, ausgeführt wurde mit einer Wuth und einer Barbarei, die unter civilisirten Völkern ihres Gleichen nicht hat, und womit sich die französischen Heerführer bei allen ihren Siegen, die bei dem erbärmlichen Zustande des sogenannten deutschen Reichs nicht schwer fielen, eine Schandsäule gesetzt haben, woran ihre Namen, mit dem ihres brand- und blutgierigen Kriegsministers, prangen werden, so lange Menschen leben auf Erden. In Zeit von sechs Wochen war die ganze Pfalz erobert, und wohin die siegende Armee ihren Fuß setzte, da wurde, was menschlicher Fleiß der Erde abgewonnen hatte, mit barbarischem Frevel zertreten;

da stiegen die Rauchsäulen angezündeter Städte, verwüsteter Dörfer, niedergerissener Schlösser empor; da leuchteten die Flammen brennender menschlicher Wohnungen, die zu tausenden auf einmal von diesen hochgebildeten Barbaren angezündet waren, weit hinein in die deutschen Gauen; und bei Annäherung der Kaiserlichen Armee wurde auch des Landes Hauptstadt, Heidelberg, angezündet, und ging, nach dem bei weitem größten Theile, in Feuer auf. „Der König will es“ sagte der Marschall Crequi, als mitleidige französische Offiziere ihn fragten, was doch diese armen unschuldigen Menschen wohl verbrochen hätten, daß man so vandalenmäßig gegen sie wüthe, und wies zugleich ein Verzeichniß von 1200 Ortschaften vor, die noch verbrannt werden sollten, weil sich die Deutschen mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jakob II. von England verbunden hatten.

Ein solches Verfahren gegen Irrgläubige, bemerkte der Marschall weiter, ist von unserer Seite zur Erhaltung und Fortpflanzung des allein seligmachenden Glaubens ebenso nöthig und nicht weniger gerecht, als die Anstrengungen des deutschen Kai-

sers, den Glauben Muhameds durch das Schwerdt zu vertilgen.

Gedeckt von den fremden Kriegern, nahmen nun die Mönche jenseits des Rheins noch unter Philipp Wilhelms Regierung mehre reformirte Kirchen mit Gewalt weg, und wo diese bereits zerstört waren, bemächtigten sie sich zu ihrem Gottesdienste der Rathhäuser. Vielen reformirten Geistlichen wurde die Besoldung ganz entzogen, und denen, welche eigenes Vermögen besaßen, wurde es durch Contributionen geraubt. Der Churfürst selbst entließ seine reformirten Räthe, zog reformirte Pfarren ein, oder überließ katholischen Priestern die Einkünfte der erledigten.

Sein Nachfolger Johann Wilhelm gab in öffentlichen Erlassen den Schein eines höchst gerechten und auf die Befolgung alter Verträge genau haltenden Fürsten von sich; aber alles war auch nur Schein und die Bedrückungen und Beeinträchtigungen seiner reformirten Unterthanen gingen den vorigen Gang. So erklärte er sich bei Excessen, die Mainzische Geistliche in einigen Pfälzischen Orten jenseits des Rheins verübt hatten, sehr mißbilligend über diese Mißhandlung der Reformirten, und erklärte: wie er selbst den

westphälischen Frieden und den Pfand-Receß zu halten sich verpflichtet fühle, so hoffe er, werde auch der Erzbischof dabei sträcklich halten, und alles abstellen was dawider sei, u. s. w. Demungeachtet eisteten sich schon 1696 in dem Kloster Sponheim, welches, ausdrücklichem Vertrage nach, den Reformirten gehörte, zehn Mönche ein, die im Anfange die Gefälle mit dem reformirten Schaffner theilten, ihn aber bald ganz entfernten, ohne daß der Churfürst diese Beraubung je geahndet hätte.

Als die französischen Heere in den ersten Regierungsjahren durch die deutschen Armeen zurück gedrängt wurden, erhielten zwar die Reformirten einen Theil ihrer Kirchen, die durch die Fürbitte der katholischen Priester von der Zerstörung frei geblieben und diesen zur Benutzung eingeräumt waren, wieder; allein kaum waren die Franzosen im Jahre 1693 abermals Meister der ganzen Pfalz geworden, als auch fast alle Kirchen zerstört, und die wenigen übrig bleibenden den Katholiken übergeben wurden. Widersetzten sich die reformirten Prediger, so wurde Gewalt gebraucht und diese als unrechtmäßige Eindringlinge auf das Empörendste gemißhandelt. Zu diesem Endzwecke errichtete der französische Comman-

dant durch seinen Beichtvater ein ordentliches Tribunal zur Untersuchung der Beschwerden über reformirte Prediger und Schulmänner, wenn diese die Bettelmönche nicht gutwillig in ihren Parochien sich einnisten, und sich selbst aus ihren Kirchen und Diensthäusern wollten vertreiben lassen. So wurden denn viele derselben, auf die bloße Anklage solcher Mönche, Monate lang in harter Gefangenschaft gehalten, andere, die noch Geld hatten, mußten sich loskaufen, wenn sie nicht eben so sich wollten behandeln lassen.

Alle Religionsfreiheit schien bei diesem zweiten Einbruche der französischen Horden, die Alles zerstörten, was der erste Raubzug unter Türenne übrig gelassen hatte, mit der bürgerlichen verloren, und die Flammen, welche unter jenem Heerführer Städte und Dörfer verheerten, waren nur kleine Freudenfeuer gegen die alle Beschreibung unmöglich machenden Verwüstungen, durch welche diese Heerführer und Armeen des großen Ludwig sich als eine Bande von Räubern, Mördern und Mordbrennern documentirte. Eine Menge Menschen verloren ihr Leben, viele Andere sahen sich völlig zu Bettlern gemacht, die Stadt Heidelberg wurde von Grund aus niedergebrannt, auch die elendeste Hütte im Lande nicht verschont, und

zu einem großen Theile dieser Barbareien wurden die französischen Befehlshaber durch Mönche und Priester verleitet, die in allen Gegenden des Landes den Meister spielten, und als ächte Diener der allein seligmachenden Religion Veranlassung gaben zu Thaten, an welche selbst der fanatische Unmensch Louvois nicht gedacht hatte. Mit Geierklauen griffen sie nach den Gütern, der den Reformirten entrissenen Kirchen, und hielten keine Verwüstung und keine Schandthat für zu groß für ihr Mönchsgewissen, sobald der Untergang der reformirten Religion dadurch befördert werden konnte. In Offiziersuniformen gehüllt, mit der Pistole in der Hand, trieben sie die reformirten Pfarrer aus ihren Wohnungen, wie z. B. der Priester Erbesbittesheim mit dem Beistande zweier katholischer Capläne in solcher Kleidung den reformirten Pfarrer zu Spendlingen aus dem Pfarrhause jagte. Die Amtsbrüder dieses Mannes waren die gesuchtesten Gegenstände der Wuth der von solchen Pfaffen aufgereizten, französischen Soldateska. In wenigen Jahren starben oder flüchteten vor den steten Mißhandlungen über zweihundert reformirte Kirchendiener, und die zurückgebliebenen waren keinen Augenblick ihres Lebens sicher.

So lange die Franzosen im Lande waren, erfolgte auf alle Klagen des reformirten Kirchenraths, die beim Churfürsten angebracht wurden, der Bescheid, daß man fremder Gewalt nicht widerstehen könne; sobald aber die Siege der Alliirten einen oder den andern Ort von dem barbarischen Feinde befreit und die Protestanten sich selbst wieder in den Besitz ihrer Kirchen gesetzt hatten, so zog der Hof die Maske ab, und von den, aus lauter Katholiken bestehenden, Landesdicasterien wurden Inquisitionen und Strafen gegen die hülflosen Menschen verhängt, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie das ihnen geraubte Eigenthum wieder in Besitz nahmen. Der Churfürst, der unterdessen zu Düsseldorf vegetirte, bekümmerte sich wenig um die Leiden seiner Unterthanen, und wußte wohl kaum einmal etwas von dem traurigen Zustande der Reformirten, oder wollte nichts davon wissen. Einen Belag dazu giebt uns nachfolgende Begebenheit:

Die reformirte Kirche zu Ladenburg hatten die Capuziner, die zu Weinheim die Carmeliter weggenommen. Nach dem Abzuge der Franzosen setzten sich die Reformirten wieder in ihren Besitz; aber bald nachher kamen Churfürstliche Truppen, vertrie-

ben sie und übergaben sie den Katholiken von neuem. Als nun Klage über diese Gewaltthat bei dem Churfürsten einlief, schrieb er an die Landesregierung, die zwar Alles unter seinem Namen, aber ohne seinen Befehl verübt hatte, sie solle in Zukunft seinen Namen zu dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht mißbrauchen. Dabei blieb es und eine Commission, die zum Scheine die Sache untersuchen sollte, entschied nichts, und die Mönche behielten ihren Raub.

Das sind Thaten, die der Fanatismus katholischer Priester unter dem Schutze einer fanatisch katholischen Regierung verübte. Nichtswürdiger aber noch und empörender, weil gegen protestantische Brüder verübt, erscheint zu eben dieser Zeit, leider! die Handlungsweise mit welcher Lutheraner gegen die Reformirten auftraten. Die Anzahl der erstern hatte sich durch die, unter Philipp Wilhelm angeordnete, Gleichheit der drei christlichen Hauptpartheien ansehnlich vermehrt. Der reformirte Kirchenrath, unter dessen Mitaufsicht sie standen, erlaubte ihnen allenthalben, Kirchen zu bauen und Prediger dabei anzustellen, und unterstützte sie dabei durch milde Beiträge und sonstige Vergünstigungen nach seinen Kräften,

so sehr auch das reformirte Kirchenvermögen bereits durch katholische Eingriffe geschmälert worden war. Nichts desto weniger waren einige ihrer Prediger schamlos genug, sich der Hülfe der Katholiken zu bedienen, um sich mehrer Einkünfte und Gefälle der Reformirten zu bemächtigen, und den Simultangottesdienst in einigen Kirchen mit Gewalt zu erzwingen. Einer ihrer wüthendsten und verächtlichsten Fanatiker, der Pfarrer Debus, führte auf diese Weise in der reformirten Kirche zu Dreißen, und einer seiner Geistesbrüder, Pistolius, in der Kirche zu Ilbersheim den lutherischen Gottesdienst ein.

Dabei suchte dieser Debus, in Verbindung mit einem ähnlichen Fanatiker, dem lutherischen Prediger Schlosser, sämmtliche lutherische Pfarrer gegen die Reformirten zu allarmiren, ohngeachtet beide protestantische Partheien unter gleichem Drucke seufzten, und forderten von der Regierung Trennung von jenen und ein eigenes Consistorium. Kaum war ihnen dies von dem Churfürsten, nach dem Grundsatze, divide et impera, verwilliget und die beiden verächtlichen Subjecte Schlosser und Debus zu Consistorialräthen ernannt worden, als sie auch schon mit den unsinnigsten Klagen über die Bedrückungen von Seiten der

Reformirten, die sich doch selbst nicht zu schützen vermochten, hervortraten, und diese in öffentlichen Schriften als die Quelle ihres hülflosen Zustandes vorstellten. Die schändliche Absicht dabei war die, unter dem Beistande des gemeinschaftlichen Feindes den Reformirten noch mehr Güter zu entreißen, und sie ließen daher keine Gelegenheit unbenutzt, wo sie mit Hülfe desselben sich in den Besitz des fremden Eigenthums setzen zu können hofften. Das Elend war aber so groß und alles Kirchenvermögen der Reformirten so zerrüttet, daß auch die wenigen Prediger, die noch im Lande geblieben waren, nur durch Unterstützung auswärtiger Glaubensgenossen leben konnten, und die Bemühungen der Lutheraner, noch etwas für sich zu erbeuten, mußten daher meist vergeblich sein. Das Land war eine Wüste, Städte und Dörfer lagen in der Asche, die Felder blieben unbestellt, und die unglücklichen, ruinirten Bewohner hatten sich in fremde Länder geflüchtet. Was konnte da noch von geistlichen Gütern und Stiftungen übrig sein. Erst im Jahre 1696, als Prinz Ludwig von Baden die Franzosen über den Rhein trieb, kamen einige reformirte Prediger zurück, und ihre Kirchkinder nahmen wieder Besitz von den Kirchen, welche die Katholiken

beim Abzuge der französischen Truppen nicht mehr behaupten konnten. Die Franzosen aber setzten sich jenseits des Rheins im Oberamte Germersheim fest, wo sie blieben bis zum Ryswiker Frieden. Den Reformirten wurden dadurch fast alle Kirchen und geistlichen Güter entzogen, und verloren den vierten Theil ihrer Einkünfte. Da nun der Churfürst zum künftigen Vortheil der Katholiken alle geistlichen Güter zusammen in eine Casse warf, und diese einer besondern Verwaltung der Admodiation übergab, so ist begreiflich, wie überaus traurig der Zustand dieser allgemeinen Casse für die Reformirten werden mußte.

Der Ryswiker Friede im Jahre 1697 war geschlossen, die politische Ruhe auf kurze Zeit in die unglücklichen zerstörten Länder wieder eingekehrt, die verjagten Einwohner fingen an zurück zu kehren, die verbrannten Wohnungen stiegen allmählig aus der Asche empor, die mit Blut gedüngten Felder wurden hin und wieder zu neuen Saaten bereitet, und die Unterthanen benachbarter Fürsten athmeten auf nach den langen schrecklichen Leiden des beendeten Krieges; aber in der Pfalz war für die armen beklagenswerthen Reformirten kein Frieden, keine Ruhe, kein Glück,

keine Besserung ihres Zustandes eingetreten. Der Kelch ihrer Trübsale sollte bis auf den Grund geleert werden; denn was die Jesuiten unter dem Schutze französischer Intendanten nicht hatten zu Stande bringen können, die gänzliche Vernichtung der protestantischen Religion, das wollte der Churfürst selbst auf den Trümmern seines zu Grunde gerichteten Landes vollenden.

Eine Clausel im Ryswiker Frieden war es, wozu König Ludwigs des XIV. Beichtvater le Tellier wahrscheinlich die erste Veranlassung gab, die aber der bigotte Ludwig und der fanatische Jesuitenzögling, Kaiser Leopold, begierig ergriffen, und der Herzog von Würtemberg, durch seinen Gesandten von Kulpis, der einige Tage vorher in den Reichsritterstand vom Kaiser erhoben war, verleitet, genehmigt hatte, welche dem Churfürsten und seinen Räthen und Geistlichen hinlängliche Rechtfertigungsgründe zu dem abscheulichsten Verfahren gegen die Reformirten finden ließ.

Diese Clausel lautete wörtlich so: es soll in denjenigen Orten, welche die Krone Frankreich an ihre vorigen Besitzer durch diesen Friedensschluß zurück giebt, die ka-

tholische Religion in eben dem Zustande bleiben, worin sie zur Zeit des geschlossenen Friedens gewesen ist.

Wir haben oben schon gesehen, daß Frankreichs Heere, schon lange vor dem Friedensschlusse über den Rhein zurückgedrängt, nichts mehr besetzt hielten, als das Oberamt Germersheim. Den übrigen Theil des Churfürstenthums hatten die alliirten Armeen eingenommen, unter deren Schutze die Reformirten in den Besitz ihrer Kirchen gekommen und bis zum Frieden ununterbrochen darin geblieben waren. Außerdem hatte Frankreich im achten Artikel dieses Friedens noch versprochen, das ganze Oberamt auf den Fuß des westphälischen Friedens zurück zu geben. Es konnte also eigentlich und wörtlich genommen jene Clausel dennoch keine Anwendung finden. Auf das Oberamt nicht, weil ihr dieser letzte Artikel geradezu widersprach, auf die Pfalz diesseits des Rheins aber nicht, weil zur Zeit des Friedensschlusses die katholische Religion nicht die herrschende in ihr ge-

zuwenden, in welchen jemals während des Krieges Simultangottesdienst Statt gefunden hatte. So wurde sie der Vorwand zu den größten Ungerechtigkeiten, und die Ursache unsäglichen Elends für die Reformirten. Ein Uebergriff folgte nun dem andern, und gegen keine, auch nicht gegen die augenfälligste Beraubung, von den katholischen Geistlichen an Reformirten verübt, war Recht zu finden. Der, nur noch aus zwei Mitgliedern und einem Secretair bestehende, reformirte Kirchenrath machte Vorstellungen und zeigte, wie man so offenbar die Clausel am unrechten Orte anwende; allein auf seine wiederholten Vorstellungen erfolgte nur ein harter Verweis, daß er sich unterstehe, den Friedensschluß eigenmächtig zu erklären. Die empörendsten Gräuel wurden ungescheut und ungestraft verübt. Weltliche Beamte ließen Eltern gemischter Confession so lange ins Gefängniß sperren, bis sie sich erklärten, ihre Kinder katholisch werden zu lassen. Ein Zollschreiber setzte den katholischen Glöckner in das Haus des reformirten Schulrectors. Ein Pfarrer wurde eingesperrt und durch die Churfürstlichen Dragoner seines Vermögens beraubt, weil er ein Crucifix von seiner Kanzel weggenommen hatte. Ein sogenannter Landschreiber, ein Uebergänger von

der protestantischen zur katholischen Religion, setzte sich an die Spitze von acht Dragonern und vertrieb damit an mehren Orten die reformirten Pfarrer und Schullehrer aus ihren Dienstwohnungen, setzte seine Creaturen hinein, und vertheilte unter diese die Gefälle der reformirten geistlichen Stiftungen. Andere katholische Beamte folgten dem Beispiele, so daß, mehrer hundert früherer Vorstellungen des reformirten Kirchenraths nicht zu gedenken, in einem Jahre funfzig Bittschreiben um Hülfe gegen die Bedrückungen solcher Beamten bei der Regierung eingereicht wurden, auf welche entweder gar keine, oder nichtssagende Antworten erfolgten.

Unter dem Vorgeben, daß er nur durch den Religionszwist an landesväterlichen Verbesserungen nach den Zerstörungen des Krieges gehindert werde, welcher durch eine völlige Gleichstellung aller drei Confessionen gehoben werden müsse, ließ der Churfürst durch ein Edict vom 29. October 1698 den Simultangottesdienst aller drei Confessionen einführen, entzog deshalb die Verwaltung der sämmtlichen geistlichen Stiftungen den bisherigen Verwaltern derselben, und ernannte dazu einen katholischen Präsidenten, der den reformirten Pfarrern und Schul=

lehrern ihre Besoldungen theils ganz entriß, theils um die Hälfte verkürzte und katholische Geistliche in Besitz setzte. Ueber zweihundert protestantische Kirchen kamen dadurch in deren Hände, die Protestanten wurden überall von ihrem gewöhnlichen Gottesdienste verdrängt, und der schreckliche Gewissenszwang mit welchem man diese quälte, wurde so unerträglich, daß die Auswanderungen wieder in weit stärkerem Maaße, als früher, überhand nahmen, und die Pfalz eines bedeutenden Theils ihrer Bewohner beraubten, die im Brandenburgischen, im Braunschweigischen und Hannöverschen gern aufgenommen wurden. Diese Unglücklichen verließen Haus und Hof und das geliebte, von einer gütigen Natur so reich gesegnete, Vaterland, um den Verfolgungen des rücksichtlosesten Fanatismus zu entgehen, der sich an dem vergriff, was ihnen mehr war, als aller irdische Besitz.

Da zwang man mit Gefängniß, Schlägen und Geldstrafen die, welche von fremder Gewalt gezwungen, zur Zeit der französischen Invasion die Gebräuche der Katholiken mitgemacht hatten, und nun wieder zu ihrer väterlichen Religion zurückkehren wollten, in die Messe zu gehen, da nahm man eine Menge

kleiner Kinder den Eltern weg, um sie katholisch erziehen zu lassen, da vertrieb man viele reformirte Prediger und noch mehr Schullehrer, aus ihren Wohnungen, um katholische Geistliche hineinzusetzen, und nöthigte mit der äußersten Gewalt die Reformirten, ihre Kinder in katholische Schulen zu schicken. In Weinheim, der damaligen Residenz des Churfürsten, wurde der Simultangottesdienst mit einer feierlichen Procession eingeführt, wobei die reformirten Bürger die Weihdienste thun mußten, und beim Vortragen des, in den Leib Christi verwandelten, Brods durch Schläge zum Niederknieen gezwungen werden. Wo sie sich solchen Eingriffen widersetzten, da erschienen Churfürstliche Reuter und setzten durch Gewalt die katholischen Priester in den Besitz des fremden Eigenthums. Diese aber verfuhren überall mit einer Frechheit im Zugreifen, die gar keine Gränzen kannte, und gaben sich das Ansehen, als gebührten nur ihnen die Gotteshäuser, in welche sie, durch Dragoner geschützt, sich eindrängten, und wären die bisherigen Besitzer nur unrechtmäßige Eindringlinge. Noch lag Heidelberg in Schutt und Asche, aber schon erschienen Franciskanermönche und nahmen die Klosterkirche und das Pädagogium weg,

und die Jesuiten zeigten einen Churfürstlichen Befehl vor, daß ihnen die heil. Geistkirche eingeräumt werden solle. In der fast ganz protestantischen Stadt waren nun alle reformirte Kirchen weggenommen, viele Prediger und Kirchenvorsteher saßen im Gefängnisse, andern waren die Besoldungen vorenthalten, und ach, wie viele mußten ganz das Land räumen, weil katholische Priester ihre Wohnungen ihnen genommen hatten! Immer höher stieg der Gewissenszwang, immer höher die Noth! Die noch übrigen beiden reformirten Kirchenräthe wurden entlassen, und damit die letzte Spur eines solchen Kirchenregiments verwischt; die Dragonaden nahmen überhand; viele protestantische Familien waren an den Bettelstab gebracht; eine Menge von Unterthanen, die nichts verbrochen hatten, als daß sie die katholischen Satzungen nicht glauben konnten, schmachteten in Kerkern, in welchen weder Sonne noch Mond sie beschien, und bekamen keine andere Nahrungsmittel, als Wasser und Brod; Priester und Beamte verübten um die Wette die schauderhaftesten Frevel an reformirten Pfarrern und Schuldienern; wer es vermochte, floh aus dem Lande, auf welchem der Fluch des Fanatismus ruhete, um wenigstens die Seele zu retten

nachdem die Mobilien verkauft und das Vieh aus dem Stalle gezogen war, wenn sie sich geweigert hatten, ihre Kinder katholisch werden zu lassen.

Aller Vorstellungen der protestantischen Fürsten Deutschlands und der Könige von England, Dänemark und Schweden ungeachtet, blieb dieser jammervolle Zustand sich gleich, der Churfürst hielt die, sich für seine unglücklichen Unterthanen verwendenden, Mitstände mit ausweichenden Antworten, mit kahlen Versprechungen, mit ganz unwahren Antworten von einem Jahre zum andern hin, selbst bei dem Kaiserlichen Hofe konnte man es zu keiner zweckmäßigen und durchgreifenden Verfügung bringen; denn theils war es dem Kaiser kein rechter Ernst, den protestantischen Pfälzern Abhülfe zu gewähren, theils wurde er von Seiten des Churfürsten, bald mit halben Zusagen, bald mit jesuitischen lügenhaften Vorstellungen selbst hintergangen. Endlich erzwang der König von Preußen durch die lange gedroheten Repressalien gegen seine katholischen Unterthanen im Magdeburgischen und Halberstädtischen im Jahre 1705 von dem Churfürsten die sogenannte Interimsdeclaration.

In dieser, die wenigstens auf einige Zeit einige

Abhülfe gewährte, versprach der Churfürst bis auf gänzliche Erledigung aller Religionsbeschwerden, dem ganzen Lande vollkommene Gewissensfreiheit, auch wurde darin bestimmt, daß den Katholiken an den Orten, wo die Reformirten zwei Kirchen hätten, eine ausschließlich, auf dem Lande von sieben reformirten Kirchen zwei überlassen und, wo nur eine wäre, ihnen der gemeinschaftliche Gebrauch gestattet werden solle. Außer den bereits in ihrem Besitz gewesenen Stiftern, Prälaturen und Abteien mit ihren Gefällen im Oberamte Germersheim, wurden ihnen von allen übrigen Kirchengütern und Einkünften der reformirten geistlichen Stiftungen zwei Siebentheile zuerkannt, und die Verwaltung dieser Güter und Gefälle einem gemeinschaftlichen Rathe von zwei Mitgliedern von jeder Confession anvertraut. So himmelschreiendes Unrecht, nun mit diesem Vertrage auch den Reformirten zugefügt war, als die früher Alles gehabt hatten, und jetzt über die Hälfte verloren, so beruhigten sie sich doch, voll Hoffnung, daß ihnen doch das Übrige im Frieden bleiben werde, bei dieser neuen ungerechten Anordnung.

Allein der Erfolg entsprach den schönen Hoffnungen nicht, die sie sich von dieser Interims-Reli-

gionsdeclaration machten. Der Churfürst und seine Räthe wollten allein die rechten Ausleger derselben sein, und sie nur als einen freien Ausfluß landesherrlicher Gnade betrachtet wissen, wofür die Reformirten um so dankbarer sein müßten, da doch der Herr alle aus dem Lande jagen und ihre Kirchengüter den Katholischen hätte Preis geben können. Schon im Jahre 1706 wurden den Jesuiten auf der Universität Heidelberg, die nach dem Halleschen Receß ganz reformirt sein sollte, unter dem heftigsten Widerspruche mehre Lehrerstellen eingeräumt, und diese fügten nun den Kirchenräthen, welche nach Pflicht und Gewissen sich ihrer Glaubensgenossen annahmen, alles mögliche Herzeleid zu. Der jesuitische Lehrer des Kirchenrechts, Paul Usleber, ein wüthender Zelot, brachte einst eine wilde Schmähschrift auf den öffentlichen Lehrstuhl, in welcher er den Grundsatz aufstellte, daß man mit Calvinisten alle Gemeinschaft aufheben und sie nicht mit dem Schwerdte des Mundes; sondern mit dem Munde des Schwerdtes, vertilgen müßte. Zwar forderte der Kaiser den Churfürsten auf, diesen Unfug zu bestrafen, zumal er, der Kaiser, noch vor Kurzem alles Schimpfen und Lästern gegen fremde Religionspar-

theien bei schwerer Strafe verboten habe. Aber die Sache blieb ungeahndet.

Kurz, es ging bald alles wieder seinen alten Gang, und als Johann Wilhelm im Jahre 1716 starb, war der Zustand der Reformirten in der Pfalz trostlos. Die Religionsdeclaration war so gut als vernichtet, insbesondere da der König von Preußen, ihr mächtiger Beschützer, sich jetzt um andere Dinge zu bekümmern hatte, auch oft genug mit unwahren Berichten hintergangen wurde.

Der Nachfolger, des vorigen Churfürsten Stiefbruder, Carl Philipp, der ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt gewesen war, zeigte sich bald als der wüthendste Fanatiker in dem Verfahren gegen seine reformirten Unterthanen. Im Jahre 1719 erschien der Befehl, daß die Heidelbergische Hauptkirche, von welcher den Katholiken das Chor schon abgetreten war, ganz diesen überlassen werden sollte, ob sie gleich zu Heidelberg schon sieben, die Reformirten, die viel zahlreicher waren, nur zwei Kirchen hatten. Jetzt begannen die Beraubungen, Bedrückungen und Verfolgungen so arg als jemals. Die Kirchen, welche die Reformirten noch in Besitz hatten, forderten die Katholiken zum Mitgebrauch. Kirchhöfe, Schulen,

milde Stiftungen wurden ihnen genommen, und fast jede Spur von Protestantismus zertreten. Die Glöckner mußten überall die katholischen Feiertage und den englischen Gruß einläuten, alle Kinder an Orten, wo keine Pfarrer waren, von katholischen Priestern getauft werden, alle Reformirte, die eine Katholikin heiratheten, vorher versprechen, daß die Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten. Sterbenden Protestanten drängten sich die Priester auf und steckten ihnen die Hostie gewaltsam in den Mund. Von allen Orten Klagen, dumpfe Bewegungen, Auswanderungen, vom Hofe her keine Hülfe, nur Beistand von Kriegsmannschaft, wo es unruhig werden wollte. (Henke.)

Alle Vorstellungen von Seiten der Lutherischen Fürsten, die sogar einen Abgeordneten zu Heidelberg hielten, der über die etwa erfolgte Abhülfe Bericht erstatten, und ein wachsames Auge auf die Vorgänge haben sollte, alle Befehle sogar des Kaisers, die Kläger klaglos zu stellen, und den Verträgen gemäß zu verfahren, nützten zu nichts, als daß die Beamten scharfen Befehl erhielten, die Bedrückungen abzuschaffen. Diese Befehle wurden in öffentlichen Blättern bekannt gemacht, den Fürsten und dem Kaiser mit-

getheilt, aber keiner nahm Notiz davon, wenn auch mit Dienstentsetzung gedrohet worden war, ja vielen wurde unter der Hand gesagt, wie sie bei solchen Befehlen sich zu verhalten hätten.

So geschah es, daß, als Kaiser Joseph II., von dessen Gerechtigkeit sich Abhülfe erwarten ließ, die er auch versprochen hatte, starb, noch Alles beim Alten war und blieb, bis eine gänzliche Veränderung im deutschen Staatensysteme den Bedrükkungen ein Ziel setzte.

11.
Der religiöse Fanatismus in Ungarn.

Zu gleicher Zeit mit den reformirten Bewohnern der Pfalz litten die protestantischen Ungarn unter der Geißel des Fanatismus einer glaubenswüthigen Geistlichkeit und ihrer gänzlich von dieser bestrickten Regenten. Zwar war die Religionsfreiheit den Ungarn zugleich mit den protestantischen Deutschen durch den Religionsvergleich von 1555 zugesichert, und im Wiener Frieden 1606 und auf dem Landtage zu Pres-

burg zur völligen Gleichheit mit den Katholischen gebracht worden, welche noch durch den Frieden zu Linz bestätiget wurde; allein wie allenthalben, wo Priester die Regenten leiteten, nie etwas Gutes zum Vorschein gekommen ist, so wußten sie auch hier die verschiedenen auf einander folgenden Oberhäupter des Oestreichischen Kaiserstaats zu belehren, daß es Verpflichtungen gebe, durch welche alle diejenigen annullirt würden, die entweder das heilige Gesetz der Natur, oder ein bündiger Vertrag, den Menschen auflege. Diese Verpflichtungen waren keine andere, als die, welche die Kirche gebietet, auf alle Weise und durch alle mögliche Mittel für ihren Vortheil, und für den des geistlichen Standes Sorge zu tragen. Da hieß es denn: der Zweck heiliget die Mittel, und Verträge, die diesem Zwecke, dem Zwecke der alleinseligmachenden Kirche zuwider, eingegangen sind, hätten gar nicht geschlossen werden sollen, und die Ehre Gottes kann und darf nicht darunter leiden.

Daher war jede, noch so augenscheinlich falsche, dem Sinne derselben widersprechende, Deutung jener Verträge nicht allein erlaubt, sondern willkommen; ganze lutherische Gemeinden, der Willkühr ihrer katholischen Herren anheim gegeben, und gegen ihre

Uebergriffe und Mißhandlungen kein Recht zu finden. Vielmehr hießen diejenigen, welche gegen die Mißhandlungen katholischer Priester und Obrigkeiten klagend einkamen, Empörer wider Gott und den König.

Daher hob der katholische Fanatismus immer höher sein Schrecken erregendes Haupt, immer rücksichtsloser wurden die Verfolgungen, immer jammervoller das Schicksal der Protestanten in Ungarn, wie im ganzen östreichischen Kaiserstaate. Alles, was man ihnen noch ließ, sollte als Ausfluß königlicher Gnade angesehen werden, und alle an ihnen verübten Schändlichkeiten ganz den Verträgen gemäß sein. So wußte Jesuitische Auslegungskunst diese zu deuten.

Es ist nicht meine Absicht, mit Aufzählung aller Jesuitischen Auslegungen der, den Protestanten günstigen Gesetze, oder der bösen Thaten, welche eine fanatische katholische Geistlichkeit, den Erzbischof Kollonitsch von Wien, und den päpstlichen Botschafter an der Spitze, an ihnen verübte, zu langweilen. Nur die höchst merkwürdige Märtyrergeschichte des Pfarrers Bahil zu Eperies, und einige Geschichten, wie die Diener der allein seligmachenden Kirche den Pro-

testanten ihre Kirchen wegnahmen, will ich erzählen. Meine Leser werden daraus den Geist derjenigen, die solche Thaten verübten, die Gerechtigkeit der Regierung, die sie gestattete und billigte, und die Stufe der Bildung, auf welcher die katholischen Geistlichen und Beamten standen, zu beurtheilen wissen.

Matthias Bahil, Böhmischer Prediger in der Ungarischen Stadt Eperies, hatte ein deutsches Buch, Dr. Ernst Salomon Cyprian, von dem Ursprung und Wachsthum des Papstthums, ins Böhmische übersetzt und dieses im Jahre 1744 in Sachsen drucken lassen. Von diesem Buche erbaten sich die evangelischen Einwohner in der Grafschaft Neutra hundert Stück, und schickten dem Verfasser einen Boten, der sie abholen sollte. Da dieser nichts Schriftliches über seinen Auftrag vorweisen konnte, so traute ihm Bahil nicht, und ließ ihn ohne Bücher fort gehen, gab aber einem andern Manne, der in ganz anderer Absicht aus eben der Gegend an ihn geschickt war, ein Schreiben mit, worin er den Inhalt des erwähnten Buches anzeigte, und versprach, 50 Stück dorthin zu senden. Dieser Bote übernachtete in einem Wirthshause zu Leutschau, in welchem zufälliger Weise der katholische Pfarrer von

Bela auch übernachtete, der dem Boten seine Briefe heimlich wegnahm, sie öffnete, dem Commandanten des Ortes von dem Inhalte derselben Mittheilung machte, und den unschuldigen Briefträger in Ketten und Banden legen ließ.

In Folge dieser Begebenheit erschienen bei dem Verfasser des gedachten Buchs am 28. Nov. 1746 zwei Rathsherren, begleitet von zwei Stadtknechten, welche ihn vor den Richter und das Rathscollegium der Stadt Eperies führen sollten. Bahil, welcher bereits Nachricht von dem Vorgefallenen erhalten hatte, und sehr gut durch die Flucht sich hätte retten können, erklärte, daß er bereit sei, zu folgen, bat aber, zuvor den Nachmittags=Gottesdienst halten zu dürfen. Nachdem mit dieser Antwort einer der Rathsherren fortgegangen, die andern aber geblieben waren, ging er in seine Schlafkammer, woselbst er auf alle mögliche Fälle gefaßt, ein langes Seil um den bloßen Leib wand. Der Rath aber war mit der ihm zugegangenen Botschaft nicht zufrieden; sondern sandte sogleich noch vier Rathsmitglieder mit allen Stadtknechten, um den wehrlosen Prediger fortzuschleppen, indem sie droheten, ihn beim geringsten Verzuge mit Gewalt wegbringen zu lassen. Auf

die freimüthige Erklärung, daß er nicht von der Stelle gehen würde, wenn man nicht Stadtknechte und Stadtwache fortschickte, weil er nicht wie ein Verbrecher sich durch die Stadt wolle führen lassen, wurden diese entfernt, vier Rathsmitglieder gingen mit ihm, und die übrigen blieben im Pfarrhause zurück, um sich der Bücher des Gefangenen zu bemächtigen, zu welchem Ende ein Wagen hingeschickt wurde. Da es sich aber fand, daß die Bibliothek so groß war, daß sie der Wagen nicht fortbringen konnte; so wurden nur einige mit den vorhandenen Manuscripten mitgenommen und dem Richter vorgelegt. Unter den letztern befand sich die Geschichte von den Salzburgischen Emigranten, ins Böhmische übersetzt, wodurch die Feinde Bahils in eine maßlose Wuth versetzt wurden.

Sogleich nach seiner Ankunft im Rathszimmer wurde ein Verhör mit ihm angestellt, das bis in den folgenden Tag währte, und fast ganz in Fragen über die von ihm geschriebenen, oder übersetzten und vertheilten oder verbreiteten Bücher bestand. Indessen wies man ihm in einem Privathause im zweiten Stockwerk ein leidliches Gefängniß an, aus welchem er nicht entlassen wurde, obgleich der pro-

testantische Adel und die Bürgerschaft gegen Caution um seine Loslassung baten. Indessen verwandten die Jesuiten fast die ganze Nacht auf die Durchsuchung seiner Bibliothek, die man ins Haus des Richters gebracht hatte, um Ursache zu härterer Bestrafung zu finden, und erblickten zum Unglück Hasenmüllers Geschichte des Jesuitenordens, durch deren Entdeckung sie noch grimmiger in Harnisch gesetzt wurden, als durch die Herausgabe des oben erwähnten Buchs.

Anfänglich war die Gefangenschaft sehr leidlich, man erlaubte sogar seiner Frau und seinen Freunden zu ihm zu kommen, bald aber änderte sich die Scene. Am 12. Dec. früh Morgens wurde dem Wächter des Gefangenen der gemessene Befehl, außer dessen Frau Niemanden mehr zu ihm zu lassen. Zu gleicher Zeit fielen Abgeordnete des Raths in seine Studierstube und nahmen Alles weg, was sie an Büchern und Papieren fanden, und schleppten es ins Jesuitencollegium, wohin auch die früher dem Rathe übergebenen Bücher gebracht wurden. Dieser neue Schlag versetzte den armen Bahil in die größte Bestürzung, denn er wußte, daß für seine Bibliothek, die doch sein ganzes Vermögen ausmachte, aus

diesen Händen keine Erlösung sei, und doch sollte diesem noch ein dritter, weit bedenklicherer folgen.

Gegen Abend desselben Tages kam der Befehlshaber der Wächter mit einem Bürger und zwei Stadtknechten zu ihm. Er versicherte, nachdem er schöne Grüße von dem Richter gebracht hatte, daß derselbe Mitleiden mit ihm habe, und daher, außer dem Stadtknechte, zu seiner Bedienung, noch einen Bürger zur Unterhaltung schicke, damit er doch Zeitvertreib hätte. So waren ihm also zwei Wächter für einen gegeben. Bahil durchschaute bald die Absicht, dankte aber höflich für die gute Absicht des Richters, wie bänglich ihm auch unter diesen Umständen ums Herz war. Seine Angst und Sorge wurde noch vermehrt, da zwei bei ihm anwesende Herren, einer der Sohn, der andere der Schwiegersohn des Richters sich alle Mühe gaben, ihn zu bereden, daß er seinen fünfjährigen Sohn zu sich kommen lassen sollte, um sich durch die Anwesenheit des Kindes doch etwas zu erheitern. Allein ein ehrlicher Katholik hatte den bedrängten Vater schon gewarnt, und ihm erzählt, wie hart die Stadtknechte von den Jesuiten wären angelassen worden, daß sie den Knaben bei dessen letzten Besuche bei seinem Vater nicht

in ihr Kloster gebracht hätten, da er doch ganz in ihrer Gewalt gewesen wäre.

Während seines Gesprächs mit den anwesenden beiden Rathsherren vernahm indessen der gefangene Bahil zu seinem nicht geringen Schrecken, wie der Commandant der Stadtwächter den neuen Hütern leise zuraunte, wohl Acht zu geben, und nie beide zugleich zu schlafen, damit der Gefangene nicht noch zu guter Letzt entwiche, woraus er schloß, daß dies die letzte Nacht sein werde, die er in Eperies zubringe, und daß er als Schlachtopfer jesuitischer Bosheit fallen müsse, dafern er nicht schleunigst Rath finde, ihren Klauen zu entgehen. Dem zufolge faßte er mit dem festesten Vertrauen auf die Hülfe Gottes den Entschluß, noch in dieser Nacht die Flucht zu ergreifen, wie sehr auch die, den Wächtern anbefohlene, Wachsamkeit, die Höhe der Stadtmauern, und seine gänzliche Unbekanntschaft mit den Wegen, den glücklichen Ausgang des Wagstücks zweifelhaft machen konnten. Doch wir lassen ihn den weitern Erfolg mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Sobald ich am Abend mit meiner Wache allein war, legte ich mich zu Bette, und stellte mich, als ob ich in einen tiefen Schlaf gefallen wäre, gab

aber in der Stille Acht, wohin sich die Wächter legen würden. Der Bürger hatte sich, nachdem er sowohl die Thür der Kammer, als auch zur Treppe zugeschlossen hatte, die Ofenbank zum Lager erwählt, der Stadtknecht aber sich auf den Boden der Kammer gelegt, mit den Beinen über die Thür ausgestreckt. Dies Lager war mir keineswegs angenehm, und konnte gar wohl in Absicht auf das sichere Fortkommen große Zweifel in mir erregen, besonders da der Bürger dem Stadtknechte gesagt hatte, er wolle jetzt wachen, und hernach ihn zum Wachen wecken; flehete daher mit festem Vertrauen den Allerhöchsten um Rath und Hülfe an, und betete heftig, der Herr möchte über diese Wächter einen solchen Schlaf schicken, mit dem Saul und Abner nebst seiner Leibwache überfallen wären, als David in ihr Lager sich wagte. Meine Seufzer waren nicht vergeblich: denn kaum hatte ich mein Gebet zu Ende gebracht, als dem Bürger die Tabackspfeife aus dem Munde fiel, und er mit seinem Gesellen um die Wette schnarchte. Um zwölf Uhr Nachts stand ich auf, und versuchte durch ein starkes Gehen und Klopfen, ob sie etwas hörten. Da sie aber wie todt da lagen; so suchte ich zuerst mein im Bettstroh ver-

borgenes Seil hervor, legte mir darauf die Kleider über den Arm und näherte mich der Thür, welche ich aber, der davor liegenden Beine des Stadtknechts wegen, nicht öffnen konnte, und daher gezwungen war, die Kleider wieder abzulegen, um des Wächters Füße von der Thür wegzuschieben. Dies geschah mit solchem Erfolge, daß der Kerl nicht das Geringste davon merkte. Die Thür zu der Treppe hätte mir gewiß die Flucht verboten, wofern die Wächter den Schlüssel ausgezogen hätten, da sie ihn aber hatten stecken lassen, so war es leicht, sie zu öffnen. Beide Thüren gingen nicht ohne großes Geräusch auf; dennoch hörten die Wächter nichts. Ich befahl darauf meine Wege dem Allerhöchsten, eilte durch den langen Saal des Hauses auf die Scheune zu, deren beide Thüren mir ganz leicht aufzumachen waren, da mir Christus allenthalben den Weg zeigte.

Als ich das Minoritenkloster erreicht hatte, so wandte ich mich rechter Hand, kam an die Stadtmauern, wo sich mir Stufen zeigten, welche in das oberste Stockwerk eines Thurms der Festung führten, zog dort Kleider und Stiefel an, und wagte dann den Eingang in die Festung. Jetzt überfielen mich nicht geringe Sorgen, als ich beim Umhertap-

pen gewahr wurde, daß der Eingang durch eine feste, von starken Latten zusammengeschlagene Thür, mit einem starken eisernen Riegel und Schloß verwahrt war. Indessen legte ich Hand an, hob die Thüre mit Anstrengung aller meiner Kräfte aus, und arbeitete daran mit Stoßen und Drängen so lange, bis ich mich durchzwängen konnte. Oben in diesem Wallthurme angekommen, fand ich durch abermaliges Umhertappen ein Fenster, welches zwar sehr schmal war, durch welches ich aber den Kopf bringen konnte. Daher machte ich mir das Seil an, zwängte mich mit großer Anstrengung durch die enge Oeffnung, rief den Herrn mit völligem Vertrauen an, mich ohne Verletzung meiner Gesundheit den Erdboden erreichen zu lassen und ließ mich um ein Uhr Nachts hinab. Weil ich aber die Handschuhe vergessen hatte, und daher das Seil mit bloßen Händen halten mußte, so habe ich mir die Finger so sehr verwundet, daß noch jetzt die Merkmale davon zu sehen sind. Dazu kam, daß das Seil zu kurz war, weshalb ich fast zwei Klafter hoch herunter springen mußte, wobei ich mit der Nase so heftig an die Mauer stieß, daß ich vom Blute durch und durch naß wurde. Nachdem ich alle meine Sachen,

die ich voraus hinunter geworfen hatte, züsammen gelesen und mich vom Blute gereinigt hatte, suchte ich noch die zweite Mauer zu übersteigen, dies gelang vermittelst eines Balkens, den ich an der Mauer liegend fand, und an welchem ich, mit ungeheurer Anstrengung meiner zerrissenen Hände wegen, in die Höhe kletterte und dann von der Höhe hinab sprang. Nun war noch ein sumpfiger Graben im Wege; auch hier fand ich einen Durchgang und kam so glücklich davon."

Nahe lag dem armen Flüchtlinge jetzt sein Pfarrhaus, in welchem seine Frau mit drei unerzogenen Kindern um ihn weinte, die Liebe drängte ihn, hinein zu gehen, und Abschied zu nehmen; aber die Besorgniß, die Frau werde später zum Schwur gezogen werden, den sie nicht leisten konnte, wenn er bei ihr nach seiner Flucht gewesen wäre, überwand den Drang seines Herzens. Er ging nicht zu ihr und empfahl sie im Gebete der göttlichen Vorsehung. Mit welchen unglaublichen Beschwerden und Mühseligkeiten bei den unleidlichen Schmerzen seiner Wunden, im tiefsten Kothe, auf ungebahnten Wegen, im Schnee und eisigen Regen des Decembers, im pechschwarzen Dunkel der Nacht, die er allein zu seiner

Wanderung benutzen konnte, zu kämpfen hatte, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Mehrmals kam er dabei, in Nebel und Nacht sich verirrend, bis dicht an das verlassene Eperies wieder zurück, wenn er glaubte, meilenweit davon entfernt zu sein, bis er endlich es wagte, einen Wegweiser zu dingen, der ihn über die Gränze brachte, wo er bei einem polnischen Rabbiner einkehrte, der — ein Gegenstück zu den christlichen Priestern — menschenfreundlich sich seiner annahm, ihn in ein besonderes Gemach führte, um vor aller Nachforschung der Katholiken ihn sicher zu stellen, gleich dem barmherzigen Samariter durch einen Arzt seines Glaubens die schrecklich verwundeten Finger, an welche das von den Knochen gerissene, brandig gewordene Fleisch abgeschnitten werden mußte, verbinden, und nach viertägiger Pflege durch seinen Sohn nach Cracau führen ließ. Rührend ist, was er von seiner fernern Reise in seiner Leidensgeschichte sagt. Wir lassen ihn daher abermals selbst erzählen in folgenden eigenen Worten:

„Als ich zu Cracau den Juden wieder weggehen gelassen, richtete ich meine Reise nach Schlesien, und kam mit dem neuen Jahre glücklich in Pleß an, allwo ich fast vier Wochen blieb. Ich schrieb darauf

an den Herrn Michael Spack, Notarius bei der Stadt Eperies, und bedankte mich zuerst bei dem Stadtrath für die gute Bewirthung in meinem Gefängnisse, und eröffnete ihnen die Ursache und Weise meiner Flucht, damit nicht die unschuldigen Wächter, oder andere Leute, mit Gefängniß oder andern Strafen belegt würden. Nachdem ich Pleß verlassen hatte, kam ich über Sorau u. s. w. nach Breslau hieher, meiner jetzigen höchst geliebten Verpflegerin, und habe allenthalben freie Fuhre nebst einem Zehrpfennige genossen. Die Wohlthaten, die mir zu Pleß, Brieg und zu Breslau insonderheit, zu Theil wurden, sind größer, als Wort und Feder sie beschreiben können. Daher so lange ich leben werde, will ich niemals unterlassen für meine Wohlthäter zu Gott zu beten."

Zu rechter Zeit war der Märtyrer seines Glaubens dem Schicksale entflohen, das fanatische Priester ihm zugedacht hatten: denn, glaubwürdigen anderweitigen Nachrichten zufolge, würde er am folgenden Tage nach Caschau gebracht, dort auf die Folter gelegt, und dann für immer ins Gefängniß geworfen worden sein, oder gar den Kopf verloren haben, wenn wir auch einer andern Nachricht nicht

Glauben beimessen wollen, daß vom Königl. Rathe zu Presburg bereits beschlossen gewesen sei, ihm mit einer Zange die Zunge ausreißen zu lassen. Ihrer würdig aber war das Verfahren der, durch seine Entweichung in die äußerste Wuth versetzten, Jesuiten gegen mehre daran ganz unschuldige Menschen, die sofort auf den bloßen Verdacht hin, daß sie Mitwisser gewesen sein könnten, in Ketten und Banden geworfen wurden.

Aehnliche Leiden, wie über diesen guten Bahil, wurden in Ungarn über mehre protestantische Prediger verhängt, die ihrem Glauben und ihrer Amtspflicht getreu blieben, was gerade in diesem Lande, empörender, als in andern erscheint, weil hier, wie in der Pfalz, die Freiheiten beider protestantischen Religionspartheien gesetzlich ausdrücklich bestimmt, auch durch den Wiener Frieden, 1606, und auf dem Landtage zu Presburg 1608, zur vollständigen Gleichheit mit den Katholischen erhoben, und 1647, nachdem der fanatische Jesuitenzögling, Ferdinand II. den Protestanten wieder vielfaches Wehe angethan hatte, durch den Frieden zu Linz ausdrücklich bestätiget worden waren. Aber wie bald wurden diese feierlich gegebenen Zusagen, diese heiligen Verträge

umgangen und gebrochen. Der Fanatismus der katholischen Geistlichkeit erkennt keine Verträge an, die zur Wahrung der Rechte anderer Religionspartheien geschlossen sind, hält kein Wort für heilig, das Ketzern gegeben ist, und die Nachfolger jenes großen Kaisers, der auf dem Reichstage zu Worms, wo rechtgläubige Priester ihn verleiten wollten, Luthern das freie Geleit zu brechen, weil man Ketzern nicht Treu und Glauben zu halten brauche, in die Worte ausbrach: „wenn auch in der ganzen Welt, nicht Treu und Glauben mehr zu finden wäre, so soll sie doch beim deutschen Kaiser sein!" scheuten sich deshalb nicht, ihr Fürstenwort zu brechen, und beschworene Verträge mit Füßen treten zu lassen.

Doch nicht immer trifft dieser Vorwurf die Könige von Ungarn aus dem Hause Oestreich. Von erleuchteten und menschenfreundlichen Herrschern dieses Hauses erging wohl mancher Befehl, der das Schicksal der Evangelischen erleichtern sollte; aber fanatische Priester und Obrigkeiten wußten ihn entweder zu umgehen, oder zu deuten nach ihrem Belieben. Oft auch blieb eine solche königliche Ordre ganz ohne alle Bekanntmachung, und Priester und Obrigkeiten thaten was sie wollten. Erfolgte aber

ein, den Protestanten ungünstiger, Befehl, so wurden alle Bürger aufs Rathhaus berufen und damit bekannt gemacht; enthielt er aber Anordnungen, denen jene Gewissens halber sich nicht unterwerfen konnten, und daher Vorstellungen dagegen machten, so wurden sie als Aufrührer und Widerspenstige, des Ungehorsams, der Untreue, der Halsstarrigkeit beschuldiget und mit willkührlichen Strafen belegt. Ja, es geschah nicht selten, daß man dergleichen Befehlen, um sie zum Drucke der Evangelischen zu benutzen, eine ihnen ganz fern liegende Deutung gab. So erfolgte im Jahre 1746 ein Befehl, daß in der Stadt Trenschin kein Fremder, sondern allein Einheimische zu dem Evangelischen Gottesdienste gelassen werden sollten. Unter diesen Fremden waren nur flüchtige Böhmen verstanden, und den Behörden war dies vollkommen bekannt; allein sie dehnten den Befehl auch auf die außerhalb Trenschin wohnenden Einheimischen aus, und stellten bewaffnete Schildwachen an die Thüre des Bethauses, die Jeden zurückweisen mußten, der nicht in der Stadt ansäßig war.

Im Jahr 1729 hatten die Jesuiten in Wien

den Befehl ausgewirkt, daß den außerhalb Eperies wohnenden protestantischen Pfarrern nicht erlaubt sein sollte, in diese fast ganz protestantische Stadt zu kommen, um entweder Kranke zu trösten oder ihnen das heil. Abendmahl zu geben. Verlangten solche Leidende danach, so mußten sie auf ihrem Bette in die Vorstadt gebracht werden. Nicht zu verwundern ist es, wenn manche, durch eine so gewaltsame Bewegung oder durch die scharfe Luft angegriffen, todt wieder in ihre Wohnung zurückgetragen wurden. So oft die protestantischen Prediger, nachdem im Jahre 1731 dem Befehle eine gelindere Deutung gegeben war, den Eingang in die Stadt versuchten, wurden sie von dem Rathe zurückgewiesen, und als ihre Glaubensbrüder beim Hofe zu Wien Klage führten, trug der Rath kein Bedenken, zu behaupten, die akatholischen Prädicanten hätten nie Kranke in Eperies besucht, und — diese Behauptung durch falsche Protokolle und Meineide zu bekräftigen. Dennoch erschien unter dem 24. Dec. 1742 der Königliche Befehl, die Prediger der evangelischen Gemeinde zu Bartfeld sollten in Eperies frei ein- und ausgehen und zu den Kranken ihrer Confession in die Stadt gelas-

sen werden. Allein der Stadtrath setzte an die Stelle des Wortes „sollten“ sie könnten eingelassen werden, und behauptete, weil in dem Befehle am Ende die gewöhnliche Schlußformel „nicht anders zu verfahren“ fehle, stehe es bei ihm, ob er die Prediger einlassen wolle, oder nicht. Eine neue, im Jahre 1746 erfolgte Ordre von Seiten des Grafen Palffy, Palatins des Königreichs, an den Commandanten der Stadt, Grafen La Roche, der mit harten Ausdrücken Rath und Priesterschaft bedeutete, nichts gegen den Königlichen Willen vorzunehmen, hatte keinen bessern Erfolg. Als Bahil dem zu Folge in die Stadt zu einem Kranken gehen wollte, erschienen in demselben Hause zwei Rathsmitglieder, die gegen sein Erscheinen als eine Verachtung des Rathes und des Paters Superior der Jesuiten protestirten, und ihm befahlen, sogleich aus der Stadt zu gehen und nicht wieder zu kommen. Als er trotz dem nach einiger Zeit einen ähnlichen Gang wagte, zwang ihn ein Steinhagel, den Jesuitenschüler auf ihn schleuderten, zurück zu weichen.

In der Absicht, die Protestanten zu quälen und zu unterdrücken, wurde im Jahre 1745 ein Verein, nach

Art unsers Borromäus-Vereins, unter dem Namen der Stern-Gesellschaft, gestiftet, und bald darauf ein sogenannter heiliger Bund vom Kaiser und mehren andern katholischen Fürsten geschlossen, den Papst Clemens der VII. durch die katholische Geistlichkeit zu Stande brachte, der zum Zwecke hatte, die Ketzer zu bekriegen, und wozu der Papst selbst bedeutende Summen herzuschießen, sich bereit erklärte. Das Dasein dieses heiligen Bündnisses offenbarte der päpstliche Geheime-Secretair Franz Broccard, der evangelisch wurde, und aus Rom entwich, in einem eigenen Werke, Classicum betitelt, der Welt.

Dieser merkwürdige Bund rieth den Königen von Ungarn, glimpflicher mit den Protestanten zu verfahren, mit Versprechungen sie zu überhäufen, doch das Versprochene immer aufzuschieben, einige Kirchen ihnen zu erlauben aber mehrere ihnen wegzunehmen &c. Wie gut diesem nachgelebt wurde, davon nur ein paar Beispiele:

Im Jahre 1745 beschwerten sich die Protestanten, daß man ihnen verbiete, ihre schadhaften Kirchen auszubessern, und es erfolgte darauf die allergnädigste Resolution: es bleibe den Protestanten unverwehrt, ihre Bethäuser auszubessern, und nöthigen

Falles, neue aufzuführen, doch also, daß sie dies allzeit zuvor dem Rathe des Orts anzeigten, der Rath aber untersuchen sollte, ob eine Ausbesserung nöthig sei oder nicht. Nachher sollten sie davon einen Bericht an den Königl. Rath abstatten, und dann könne, nach erhaltener Einwilligung desselben, der Bau vor sich gehen.

Diese Verordnung wurde nun dahin gedeutet, daß auch um des kleinsten Schadens willen, der im Dache eines Bethauses z. B. eine Ausbesserung erfordere, dieser beschwerliche Weg eingeschlagen werden müsse, wodurch er nothwendig größer und dadurch wieder eine neue eben so weitläufige Untersuchung nöthig werden mußte. Ein merkwürdiger Fall war unter andern der, daß, nachdem der Rath zu Cremnitz die unumgängliche Nothwendigkeit, eine neue Wand im dortigen Bethause herzustellen, eingesehen, auch auf Bericht desselben der Königl. Rath des Ortes eingewilliget, daß sie gemacht werden dürfe, und nun die Evangelischen mit großen Kosten den Bau vollführt hatten, sie nichts desto weniger auf Befehl eben dieses Königlichen Raths wieder niedergerissen werden mußte, so daß die deutschen Protestanten zu Cremnitz unter einem offenen Dache und

ohne Wände in ihrem Bethause Gottesdienst zu halten sich genöthigt sahen.

Mit gleicher Gnade hatte der Kaiserin Majestät mittelst ausdrücklichen allerhöchsten Befehls den Grundherrschaften aufgegeben, daß in den Dörfern Gulyvitz und Kakasfalva den Evangelischen gewisse Stellen zur Erbauung ihrer Bethäuser angewiesen werden sollten; da doch kaum zwanzig dergleichen Dörfer im Stande waren, ohne fremden Beistand auch nur ein einziges kleines Bethäuschen herzustellen. Indessen damit es nicht schiene, als würde diese Wohlthat verachtet, trug der evangelische Adel der Grafschaft Eperies auf Vollstreckung dieses Befehls an. Allein die Katholiken gaben ihnen die höhnische Antwort: die Königin sei selbst die Lehnsherrschaft dieser Dörfer, sie möchten daher nach Wien gehen, und sie zur Absteckung der Plätze einladen. Während man daher den Evangelischen Hoffnung gemacht hatte, zwei Bethäuschen zu erhalten, entriß man ihnen viele schöne massive Kirchen.

In der Grafschaft Saarossa ließ sich zu diesem Geschäfte ganz besonders ein gewisser Stephan Bornenissa, Vicegespann der Grafschaft gebrauchen, der mit Haiducken und Soldaten das Land durchzog,

und allenthalben die Kirchen wegnahm und katholische Priester einführte. Dasselbe geschah in andern Grafschaften durch andere Herren, die sich bei solchem Verfahren auf die in den Oedenburgischen Artikeln eingeschobene Formel „mit Vorbehalt des Rechts der Grundherrschaft oder der Landsassen" beriefen. Diese, von den Katholiken eingeschobene Formel war ohne Einschränkung auf diese oder jene Religion gebraucht worden; aber wo die Grundherrschaft protestantisch war, durfte Niemand auf sie sich berufen, viel weniger den Katholiken Kirchen wegnehmen.

Durch solche Verfahrungsart kam es dahin, daß im Jahre 1747 von 2000 Kirchen, welche die Evangelischen beim Antritt der Regierung Leopolds I. im Besitz hatten, diese nicht viel mehr über 200 besaßen, von welchen damals zwei wieder so gut als verloren waren. Von der Art und Weise aber, wie man sich der Kirchen bemächtigte, nur drei Beispiele welchen alle übrigen ähnlich sehen.

Die Kirche zu Polom war bereits ein Jahr lang unter dem Siegel eines Vicegrafen verschlossen gehalten, als der Pfarrer Bahil aus Ungarn entweichen mußte. Nachdem nämlich einige Edelleute und

der Pfarrer des Städtchens Berzewicz durch einen Spion erfahren hatten, daß die meisten Einwohner von Polom bei ihren Feldarbeiten beschäftiget wären, so nahmen sie einen Schlosser mit sich, und gingen, unter dem Vorwande zu jagen, durch den Wald, bis sie ganz unvermerkt zur Kirche kamen, deren Thüren sie durch den Schlosser aufbrechen ließen, und hinein gingen. Zuerst setzte nun der Pfarrer eine Büchse mit einer Hostie auf den Altar, ging nachher in die Sacristei, nahm alles heilige Geräthe, was er fand, nebst dem wenigen vorräthigen Gelde weg, und floh darauf mit seinen Begleitern in den Wald.

Der evangelische Patron wollte mit seinen Landleuten nicht der Kirche beraubt sein, wagte aber doch nicht, sie wieder zu betreten und Gottesdienst darin zu halten, daher hielt man ihn auf dem Kirchhofe und bewachte unterdessen die Kirche mit bewaffneter Hand Tag und Nacht. Am Frohnleichnamsfeste wollte der Pfarrer von Berzewicz mit vielen gesammelten Katholiken in Procession in diese Kirche einziehen, um sie zum katholischen Kirchendienst feierlich einzuweihen. Weil er aber fürchtete, daß die Lutheraner Gewalt der Gewalt entgegensetzen wür-

den; so schickte er einen Lieutenant mit 15 Soldaten voran. Ihm ging der Patron, Herr von Berzewicz, mit zwei Brüdern bewaffnet vor den Kirchhof entgegen, und fragte ihn, was er mit seinen Soldaten vorhabe. Auf die Antwort, er sei ersucht, die Kirche wegzunehmen, fragte ihn Herr v. B., ob er dazu einen königlichen Befehl habe! Wäre das der Fall, so würde man ihm die Schlüssel freiwillig herausgeben, sonst aber sei alle das Volk, das er auf dem Kirchhofe stehen sähe, bereit, sein Blut zu vergießen, um die Kirche zu erhalten. Auf diese Erklärung zog der Lieutenant mit seinen Soldaten zurück und der Pleban, der mit seinem Haufen außerhalb des Städtchens wartete, wie das Unternehmen ablaufen würde, ging nach Hause.

Nach Verlauf einiger Wochen erschien bei Nacht ein Commando Heiducken, mit dem Befehle von der Gemahlin des Obergespanns der Grafschaft, sich der Kirche zu bemächtigen. Da sie aber wegen des verschlossenen Kirchhofes und der mit vielen Steinen verschütteten Kirchthür, nicht in die Kirche gehen konnten, so legten sie Leitern an, um in die Fenster zu steigen. Doch die Landleute, die von dem Vorhaben Nachricht erhalten hatten, liefen mit ihren

ländlichen Wehren herbei und jagten die Heiducken fort, wobei einige, und insbesondere der Anführer, schlecht genug weg kamen. Als aber endlich die Sache vor die hohe Obrigkeit kam, so erfolgte der höchst merkwürdige Bescheid: „da auf den Altar in der Kirche zu Polom schon das Venerabile gesetzt worden; so können die Nichtkatholischen ihren Gottesdienst nicht mehr darin halten.“

Das war die Art und Weise, wie man sich der Lutherischen Kirchen in Ungarn bemächtigte. Sobald ein katholischer Priester mit List oder Gewalt in eine solche gelangen und seine Büchse mit der Hostie auf den Altar setzen konnte, war sie für ihre bisherigen Eigenthümer verloren. Und hätte sich Jemand unterstanden, sie anzugreifen und aus der Kirche zu tragen, würde ihm ohne Barmherzigkeit die Hand abgeschlagen worden sein. Meine Leser mögen sich daraus das Verfahren der Polomer, nachdem ein solcher Hostienbehälter auf den Altar ihrer Kirche gesetzt war, erklären. In ähnlicher Weise bemächtigten sich die Katholiken einer andern Kirche zu Roßkovan. Der Fall ist zu merkwürdig, als daß er hier übergangen werden könnte. Der katholische Priester war

an jenem Orte mit einem Haufen seiner Helfershelfer in die Lutherische Kirche gedrungen und hatte das Venerabile auf den Altar gesetzt. Weil aber nachher die Evangelischen die Kirche verschlossen hielten und den Priester nicht wieder hinein gehen lassen wollten; so wurde wider sie harte Klage von dem Notarius des Gerichts zu Eperies angebracht, deren Hauptpunkt darin bestand, „daß die Lutheraner den lebendigen allmächtigen Gott im Gefängnisse hielten."

Die unglücklichen Einwohner von Roßkovan verloren ihre Kirche. Sie wurden zwar auf ihre Filialkirche Wolga angewiesen; aber auch dieser wußten sie die frommen Väter **in majorem Dei gloriam** zu berauben.

Im Herbst des Jahrs 1746 kam zu dem evangelischen Prediger zu Alſo-Sajo der Sohn eines Barons Andrassy, der den geistlichen Stand erwählt hatte, um, wie er sagte, auf seiner Reise nach Wien, von ihm, als von einem alten Freunde seines Hauses, Abschied zu nehmen, und ihm für seine vielen, demselben erwiesenen Dienste zu danken. Der Lutherische Prediger nahm ihn freundlich auf und bewirthete ihn nach besten Kräften. Nach der Mahl-

zelt, da er mit anscheinendem Schmerze Abschied nahm, sagte er, er werde ohne Zweifel in Wien bleiben und ihn schwerlich wiedersehen, weshalb es ihm sehr leid thun sollte, wenn er nicht vorher seines Freundes Kirche gesehen hätte, die er daher recht herzlich bitte, vor seiner Abreise ihm zu zeigen. Der arglose Greis, der außer diesem Geistlichen Niemand sah, argwöhnte nichts Böses, nahm den Schlüssel und ging mit ihm in die Kirche. Kaum aber war er mit dem verrätherischen Gaste hineingetreten, als des Barons im Gebüsch versteckte Diener hervorsprangen und den alten Mann aus der Kirche stießen, welche der katholische Geistliche mittelst seines Pettschafts versiegelte, mit dem Ausrufe: „in dieser Kirche soll der Lutherische Prädicant nicht mehr predigen."

Sobald indessen der Katholik weg war, lief das Volk haufenweise herbei, erbrach die Kirchthür und nöthigte seinen geliebten Prediger, Gottesdienst zu halten. Nach etlichen Tagen kam der Vater des geistlichen Räubers selbst mit bewaffneten Heiducken, um zu vollenden, was sein Sohn begonnen hatte, und die Kirche mit Gewalt zu nehmen. Allein da er das Volk aus den benachbarten Dörfern, die nicht

unter seiner Botmäßigkeit standen, herbei eilen sah, so ging er unverrichteter Sache heim. Nachher aber wurde der alte ehrwürdige Prediger, als ob er Urheber eines Aufstandes gewesen wäre, auf Befehl eines Mitgliedes der Sterngesellschaft, ins Gefängniß der Grafschaft geworfen.

12.

Der Fanatismus der römisch-katholischen Geistlichkeit in Polen.

bietet ein weites Feld zu Schilderungen von Thaten, welche die Menschheit entehren, wobei uns das Blut in den Adern starrt. Das besonders ist dabei merkwürdig, daß es meist päpstliche Legaten, oder andere Emissäre oon Rom waren, die in jenem unglücklichen Lande nicht allein die Priester und Edelleute, sondern auch das katholische Volk zu fanatisiren wußten. Namentlich war es der päpstliche Legat Lipmanni, den wir im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hier wirksam sehen.

Da aber ein neuerer Schriftsteller, Krasinsky, in seiner Geschichte der Reformation in Polen, eine lange Reihe von Schilderungen der Ausbrüche des Fanatismus in diesem Lande unübertrefflich dargestellt hat, wir also hier das dort Gesagte nur wiederholen könnten; so möge es hinreichend sein, zur Charakterisirung des ganz eigenthümlichen Geistes, der Dummheit, oder der teuflischen Bosheit der Fanatiker jener Zeit, nur die folgenden ausgewählten Geschichten, denen das ganze große Trauergemälde gleicht, zu erzählen.

Dorothea Lazecka, ein armes Mädchen, wurde im Jahre 1512 angeklagt, sie habe unter dem Vorwande, das heilige Abendmnhl zu empfangen, sich eine Hostie verschafft, und später an die Juden eines benachbarten Ortes verkauft. Jene Hostie sollten die Juden in ihre Synode gebracht und mit Nadeln durchstochen haben, bis Blut heraus floß, das man in einer Flasche sammelte und zu gottesdienstlichen Feierlichkeiten aufbewahrte. So ungereimt die Anklage war, so benutzte sie doch der päpstliche Legat, der eben genannte Lipmanni, eifrig, wie katholische Schriftsteller sagen, als sehr gelegen, um durch ein Wunder die Wahrheit der Brodverwandlung und die

Entbehrlichkeit des Kelchs zu beweisen, da ja die Hostie sowohl das Blut, als den Leib Jesu enthalte.

[illegible]

Der Bischof aber mißbrauchte des Königs Siegel und erließ in dessen Namen den Befehl zur schleunigen Vollziehung des Urtheils. Als der König die Fälschung erfuhr, sandte er einen Eilboten ab, um die Folgen zu verhindern; es war jedoch zu spät und die That verübt, als der Bote ankam. Dies Bubenstück erregte Entsetzen im ganzen Lande, und vermehrte den Haß, welchen der Legat durch seine fanatische Grausamkeit sich bereits zugezogen hatte. Er verließ Polen und die Verwünschungen des Volkes folgten ihm nach.

Die folgende Geschichte liefert ein Bild, das mit dem eben dargestellten völlig gleicher Art ist, obgleich sie über 160 Jahre später sich zutrug.

Unter der Regierung des Johann Sobiesky, der im Jahre 1674 erwählt wurde, fand ein Litthauischer Edelmann von sehr achtbarem Charakter, Kasimir Lysczynsky, bei dem Lesen der Theologia naturalis von Heinrich Aldsted, die Beweisgründe für das Dasein Gottes so verworren dargestellt, daß man füglich die Folgerung, es sei gar kein Gott, daraus hätten ziehen können; er schrieb daher zur Verspottung dieser elenden Beweise an den Rand: ergo non est Deus. (also ist gar kein Gott.) Ein Schuld=

ner desselben entdeckte dies, und klagte ihn als einen Gotteslängner an, und zeigte zum Beweise der Wahrheit seiner Behauptung das Buch, das er sich zu verschaffen gewußt hatte, dem Bischofe Witwicki von Posen. Der König suchte den Angeklagten zu retten, indem er verfügte, daß er in Wilna gerichtet werden sollte; aber auf die, von dem Bischofe unterstützte, Anklage des bösen Schuldners wurde die Sache 1689 vor den Reichstag gebracht, wo die Geistlichkeit mit Zalusky, dem Bischofe von Kiew an der Spitze, Lysczynsky als Gotteslängner und Lästerer der heil. Jungfrau und der Heiligen anklagte. Erschreckt durch die drohende Gefahr gestand der Unglückliche die Beschuldigung und widerrief Alles, was er gegen die katholische Kirche gesagt oder geschrieben haben könnte. Aber vergebens! Seine Widersacher fanden es sogar anstößig, daß der Reichstag ihm erlaubt hatte, sich zu vertheidigen, und gewährten ihm eine Frist von drei Tagen, um Beweise seiner Unschuld zu sammeln, da nach ihrer Meinung die von der Geistlichkeit erhobene Klage ein hinreichender Grund wäre, ihn zu verdammen, und als schuldig zu verurtheilen. Der Fanatismus wurde durch die lästernde Ermahnung aufgeregt, daß die

Gottheit durch das Blut ihrer Beleidiger versöhnt werden müsse. Es wurde der Beschluß gefaßt, dem Angeklagten die Zunge auszureißen, und ihn dann zu enthaupten und zu verbrennen. Der König Johann Sobiesky wurde bei dieser Nachricht von Entsetzen ergriffen und sagte: die Inquisition könne es nicht ärger machen. Nach geleistetem Widerrufe, erzählt der Bischof Zalusky selbst, wurde der Unglückliche auf den Richtplatz geführt, wo ihm der Henker mit einem glühenden Eisen die Zunge und den Mund zerriß, worauf seine Hände bei einem langsamen Feuer verbrannt, dann die lästernde Schrift ins Feuer geworfen, und endlich er selbst den Flammen übergeben wurde.

Wir müssen dem Papste Innocenz XI. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu berichten, daß er seinen bittern Tadel gegen diese Gräuelthat aussprach.

Als einst der große Friedrich, dessen Ausspruch: „in meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden,“ so berühmt geworden ist, das Urtheil des Gerichts einer kleinen Stadt über einen Verbrecher bestätigen sollte, der angeklagt war, daß er Gott, den König und einen wohlweisen Magistrat

gelästert habe, schrieb er an den Rand: „daß er Gott gelästert hat, mag er mit Gott ausmachen, daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm, daß er aber einen wohlweisen Magistrat gelästert hat, dafür soll er auf eine halbe Stunde nach Spandau gehen."

Das eben Erzählte waren nun Ausbrüche der Glaubenswuth katholischer Fanatiker, wie sie in Polen zu den gewöhnlichen gehörten, die aber, obwohl die ganze Nation dadurch empört, und der Abscheu gegen die päpstlichen Bestrebungen, das ganze, halb protestantische, Land wieder in den Schaafstall der alleinseligmachenden Kirche zurück zu führen, immer größer dadurch wurde, dennoch ungestraft blieben, und weiter keinen Einfluß auf das Ganze hatten. Von traurigen Folgen aber war das Verfahren der fanatischen Priesterparthei gegen die Socinianer oder Unitarier, die das Dogma von der Dreieinigkeit als widervernünftig und widerchristlich zugleich verwarfen, und meistentheils Christum wohl als Sohn Gottes, aber nicht als Gott selbst verehrt wissen wollten. Der Haß gegen sie war daher auch allen übrigen Partheien gemein. Man setzte sie mit Juden und Muhamedanern in eine Classe, ja, man gab den Letztern den Rang vor ihnen, wollte sie nicht ein=

mal Christen genannt wissen, und belegte sie mit allerlei Ketzernamen, als Arianer, Photinianer, Budnaisten, u. dergl. Trat einer von ihnen zu einer andern Parthei über, so wollte man ihre Taufe für keine gültige gelten lassen, und taufte ihn von neuem. Gleichwohl hatten sie den Vorzug der Intelligenz vor allen übrigen voraus, und bedeutende Gelehrte befanden sich in ihren Reihen. In Polen besonders waren sie weit verbreitet, und besaßen dort mehre Lehranstalten, unter welchen die zu Rakow die bedeutendste und berühmteste war, so daß man sie in ganz Europa das Sarmatische Athen nannte. Ausgezeichnete Lehrer wirkten hier, über tausend Studenten saßen zu ihren Füßen. Für diese nun hatte der grobe Muthwille, mit welchem einige junge Leute sich an einem Kreuze vergriffen, die traurigsten Folgen. Nichts konnte der katholischen Priesterparthei, der der Flor der Schulen der Socinianer, ihre Gelehrsamkeit, ihre Reichthümer, längst ein Dorn im Auge waren, willkommner sein, als dieser Frevel einiger unbesonnenen Jünglinge. Sie brachte die Sache vor den Reichstag zu Warschau, und nun mußte sogleich das herrliche Gebäude, die Schule zu Rakow, niedergerissen, die Kirche den Katholiken ein-

geräumt und dem einigen und dreieinigen Gott und den Aposteln Petrus und Paulus gewidmet, die Druckerei vernichtet und Professoren und Studenten verjagt werden. Einer der berühmtesten von jenen, Jonas Schlichting von Bauchwitz, wagte es, auf

dem Thornschen Gespräche zu erscheinen, wurde aber mit dem Bescheide zurück gewiesen, daß die Versammlung wohl aus Dissidenten im Christenthume, aber nicht vom Christenthume bestände. Er wurde bald darauf vom Reichstage aus dem Lande verbannt. Sein apologetisches Glaubensbekenntniß*) verurtheilte eben dieser Reichstag zum Feuer, und faßte, im Jahre 1658, den Beschluß, sämmtliche Socinianer aus dem Königreiche zu vertreiben. Jedermann der sich unterstehen würde, sie öffentlich oder heimlich aufzunehmen, oder ihre Lehren zu predigen oder zu vertheidigen, sollte mit dem Tode bestraft werden, allen aber, welche nicht ihre Irrthümer abschwören und zum katholischen Glauben übergehen wollten, eine Frist von drei Jahren bewilliget sein, binnen welcher sie ihr Eigenthum verkaufen und zum Abzuge sich bereiten könnten. Diese Frist wurde im folgenden Jahre noch

*) Confessio fidei illarum ecclesiarum, quae in Polonia unum deum et filium ejus unigenitum S. C. et sp. S. corde sancte confitentur. 1642.

um ein Jahr verkürzt, und mit unbarmherziger Strenge im Jahre 1660 Alle, die nicht katholisch geworden waren, aus dem Lande getrieben. Da mußten viele ihre Güter unverkauft verlassen, weil es theils am Gelde fehlte, theils diejenigen, welche noch kaufen konnten, warteten, bis die bisherigen Besitzer, durch Gewalt gezwungen, ihre Wohnungen und Ländereien meiden mußten, ohne je eine Bezahlung dafür zu empfangen, oder auch nur fordern zu können. So sahen sich Tausende, meist die fleißigsten, thätigsten, kunstreichsten und gelehrtesten Menschen gezwungen, das geliebte Vaterland mit den Rücken anzusehen. Und ihr Schicksal war ungleich trauriger, als das der vertriebenen Protestanten anderer Nationen: denn gegen sie wüthete der Fanatismus aller christlichen Partheien, sie waren, in den Augen rechtgläubiger Protestanten sowohl als Katholiken, Götzendiener, weil sie nicht an eine Dreieinigkeit, sondern nur an einen Gott, und an seinen Sohn und Gesandten, den Menschen Jesus Christus, glaubten. Aller Ämter, aller Ehrenstellen baar und ledig, außer Stande, vor irgend einem Gerichte Recht zu suchen, zum Theil von Eltern, Kindern, Ehegatten, die katholisch geworden waren, verlassen, jeder Be-

schimpfung und Mißhandlung roher Fanatiker Preis gegeben, wurden sie nirgends, wenigstens unter Christen nicht geduldet. Abgewiesen, wohin sie, flehend um eine Freistatt sich wendeten, fanden sie fast allenthalben nur höhnische, tief kränkende Antwort. Einer ihrer gelehrtesten und angesehensten Geistlichen wandte sich nach mehrfachen solchen Erfahrungen nach Dänemark, wo der König wohl geneigt war, ihn mit den Seinigen aufzunehmen, an den Bischof Suaning mit den wehmüthigen Worten: giebt man uns keinen Platz, wo wir leben, so giebt man uns wohl ein Plätzchen, wo wir sterben können. Die Antwort war: manche Menschen verfaulen auch in freier Luft! Ein Haufen von mehr, als vierhunderten zog nach Siebenbürgen, fiel aber unterwegs einer Räuberbande in die Hände, und verlor nachher noch durch Krankheiten und Mühseligkeiten so viele Menschen, daß mehr nicht, als dreißig davon zu Clausenburg anlangten, wo sie bei Glaubensgenossen liebreiche Aufnahme fanden.

Eine andere, meist aus Adeligen bestehende Abtheilung erhielt vom Herzog Georg III. von Brieg, die Erlaubniß sich in seinem Lande niederzulassen. Auch in der Pfalz würde Churfürst Karl Ludwig

und in Holstein Herzog Christian Albrecht ihnen Aufnahme gewährt haben, wenn nicht in beiden Ländern die rechtgläubigen Hofgeistlichen sich widersetzt hätten. Jedoch nahm auch von ihnen Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg Viele in der Mark auf, da von seinem Vater erlassene Edicte die Aufnahme in Preußen, wo Calovs Geist noch wehete, verhinderten. Dennoch fanden Einige zu Königsberg und andern Orten durch Begünstigung des Statthalters, Fürsten Radziwil, eine Zuflucht und wurden sogar zu Bedienungen befördert. Der Hauptzufluchtsort ihrer Gelehrten war indessen Amsterdam, wo, der Angabe nach, auch viele ihrer Schriften erschienen, obgleich, auf Antrag der reformirten Geistlichkeit, die Staaten von Holland die Bekanntmachung, die Einfuhr und den Verkauf solcher Bücher verboten. Einige von diesen armen Unglücklichen wurden in Thorn aufgenommen, in dessen Mauern sich später das Trauerspiel zutrug, welches von gleichzeitigen Schriftstellern eben so wahr als herzzerreißend dargestellt ist,*) und mit welchem wir unsere Schil-

*) Das betrübte Thorn, oder die Geschichte, so sich zu Thorn von dem 11. Jul. 1724 bis auf gegenwärtige Zeit zugetragen, aus zuverlässigen Nachrichten unverfänglich zusammen getragen. Berlin 1725.
Die Thornsche Tragödie. Königsberg 1725.

derungen der Ausbrüche des Fanatismus innerhalb der christlichen Kirche, mit Übergehung aller übrigen, schließen. Es ist in der Geschichte bekannt unter dem Namen

Das Thornsche Blutgericht.

Es war am 16. Juli 1724, als die Katholiken auf dem Kirchhofe der St. Jacobi-Kirche zu Thorn eine Procession hielten. Dieser sahen außerhalb des Kirchhofs einige Lutherische Bürgerskinder, und andere, aus der Nachbarschaft angekommene, junge Leute mit entblößten Häuptern zu, welche ein Jesuitenschüler mit Schimpfreden und Ohrfeigen nöthigte, auf die Kniee zu fallen. Da ihm diese Unverschämtheit ungeahndet hingegangen war, so unterstand er sich, etwa zwei Stunden nach der Procession, auch andere Bürgersöhne und Knechte, ohne alle Veranlassung, in Gesellschaft seiner Commilitonen mit gröblichen Mißhandlungen anzufallen, ja sogar zwei Bürger, die nach der Veranlassung der Schlägerei fragten, und Ruhe stiften wollten, unter dem Zusammenströmen mehrerer Jesuitenschüler, mit Steinen zu werfen, und mit Schlägen anzugreifen. Der Lärm wurde so arg, daß die Stadtsoldaten dazwischen kommen mußten, und den Anstifter der Unruhe in

Arrest nahmen. Als nun dies durch die verjagten Schüler dem Pater Rektor hinterbracht wurde, schickte dieser die Erbitterten zum Rathspräsidenten Rösener, wo sie mit Ungestüm die Loslassung ihres Kameraden verlangten. Der Präsident belehrte sie, daß die Sache ihn nichts anginge, weil sie vor den Königlichen Burggrafen, Thomas, gehöre, der allein über Realinjurien zu richten habe. Hierauf liefen sie zu diesem, der ihnen den Bescheid gab, weil es eben Sonntag sei, könne man die Sache jetzt nicht vornehmen, und müßten sie daher bis zum morgenden Tage sich gedulden, da er dann beide Partheien wolle vorladen lassen. Mit dieser Erklärung waren die Schüler zwar übel zufrieden, mußten jedoch sich fügen, und ihren Kameraden die Nacht über sitzen lassen.

Am folgenden Tage kam der Magistrat frühzeitig zusammen, und beschloß, den Burggrafen, einen alten Mann, mit der Sache zu verschonen und ihre Ausgleichung zu übernehmen. Als nun die Jesuitenschüler zum Burggrafen kamen, verwies sie dieser an den Präsidenten Rösener, der ihnen bekannt machte, daß die Sache vor den ganzen Rath gezogen und bei der nächsten Sitzung abgemacht werden solle. Damit waren die erbitterten Jünglinge sehr unzu-

frieden. Sie suchten die beiden Bürger, mit welchen sie am vorigen Tage Händel gehabt hatten, auf, fielen sie mit Ungestüm an, und forderten sie auf, beim Magistrate die Entlassung des Schülers, der um ihretwillen arretirt sei, zu bewirken, sonst wolle man sich an sie halten, und es sie entgelten lassen. Als andere Bürger den Bedroheten zu Hülfe kamen, wurden sie von den Jesuiten-Schülern mit bloßen Säbeln angefallen, und gezwungen, zurückzuweichen, bis die Stadtwache dazu kam, und noch einen Rädelsführer in Arrest nahm. Hierauf zogen sie in noch größerer Zahl nach der Altstadt, um einen andern Bürger, der am Sonntage seinen Freunden Beistand geleistet hatte, aus seinem Hause zu holen. Allein da dieser früh genug sich entfernt hatte, so ergriffen sie einen evangelischen Gymnasiasten, der im Schlafrocke vor der Thür stand, packten ihn wüthend an, und schleppten ihn unter Schlägen und Schimpfworten in ihr Collegium, wo sie ihm unerhörte Drangsale zufügten, und sogar ihn zu tödten droheten, und aus den Fenstern auf Waldhörnern Victoria bliesen. Auf das, vor dem Collegio versammelte Volk thaten sie einen Ausfall und warfen mit Steinen darauf, bis sie, auf Befehl des Präsi-

denten, von der Stadtwache, nach hartnäckiger Gegenwehr, zurück getrieben wurden. Obgleich nun dieser durch den Stadtsecretair Wedemeyer den Pater Rector um Loslassung des Gymnasiasten bitten ließ, so wurde ihm diese doch verweigert, bis die beiden arretirten Jesuitenschüler würden entlassen sein. Da es gerade Montag war, an welchem Tage die Handwerksgesellen in ihren Herbergen versammelt zu sein pflegen, rottirten sich diese zusammen, und versprachen den evangelischen Schülern Beistand zur Befreiung ihres Commilitonen. Die Thüren wurden erbrochen und der Gefangene befreiet. Hierauf gingen die lutherischen Schüler ruhig nach Hause, und ein Gleiches würde von den Handwerksgesellen geschehen sein, wenn nicht die Jesuitenschüler angefangen hätten, mit Steinen aus der Schule und dem Collegium auf die versammelte Menge zu werfen, ja sogar darunter zu feuern, wodurch der Pöbel veranlaßt wurde, wieder Steine in die Fenster zu schleudern. Zu gleicher Zeit läuteten die Jesuiten Sturm, um das, in den Vorstädten wohnende katholische Volk herbei zu ziehen, und in Thorn so eine Art von Sicilianischer Vesper oder Pariser Bluthochzeit anzurichten. Da es nun weder den, zur Stillung

des Tumults commandirten Bürgern, noch den Stadtsoldaten möglich war, den dichten Volkshaufen zu durchdringen, auch das Schießen und Steineschleudern der Jesuitenschüler kein Ende nahm, so war der erbitterte Pöbel nicht zu bändigen. Die Thüren wurden gesprengt, die Fenster zerschlagen, Tische, Bänke, Stühle und die vorgefundenen Heiligenbilder zertrümmert und auf offenem Markte verbrannt. Da erst gelang es der bewaffneten Bürgerschaft, in Verbindung mit zwanzig Mann königlicher Truppen, die in der Stadt in Garnison lagen, den wüthenden Volkshaufen zu vertreiben, und das Collegium frei zu machen. Von angesehenen Bürgern hatte übrigens Niemand an dem Lärme Theil genommen, sondern alle waren ruhig zu Hause geblieben, ohne nur einmal dem Tumulte zuzusehen. Auch war kein Mensch dabei zu Tode gekommen, obgleich Einige Wunden davon getragen hatten. Der angerichtete Schaden konnte sich kaum auf 1500 Fl. belaufen.

Nach dem Jesuitischen, in den Büchern ihrer berühmtesten Moralisten vorgetragenen, Grundsatze „man dürfe zur Ehre Gottes, oder um die eigene Ehre zu retten, auch vor Gerichte wohl lügen, und anders mit dem Munde

sprechen, als man im Herzen überzeugt sei, ja ohne Bedenken, falsch schwören, sobald man im Geiste etwas anders denke, als man schwöre" wurde nun in einer lateinischen, zu Posen gedruckten, Schrift Lärm geblasen und die Sache so entstellt, und mit so vielen handgreiflichen Lügen vorgetragen, daß man über die satanische Bosheit der Jesuiten erstaunen muß, und zugleich daraus sehen kann, daß diese Gesellschaft Jesu nicht das Geringste mit Jesu gemein hat.

Auf ihre Klage wurde eine Commission, die aus den vornehmsten Bischöfen und weltlichen Beamten Polens bestand, zur Untersuchung ernannt, und der Reichsfiskal Nakwarsky befehliget, die peinliche Klage wider die Stadt anzustellen. Zu gleicher Zeit wurde der Commandant von Thorn in Arrest gebracht und zwei Compagnieen Garde der Besatzung zugegeben.

Der 16. Sept. war der Tag der Eröffnung dieses Mordgerichts. Die Commission begann ihr Geschäft mit dem Besuche des Gottesdienstes in der Johanniskirche, und begab sich von da auf das Rathhaus, wo die Abgeordneten der Stadt erscheinen mußten. Am 18. wurde der Anfang zur Abhörung

der Zeugen gemacht, wobei es, so lange der Bischof von Plock, der Woiwode von Culm, und noch einige Wenige, bei welchen Menschlichkeit und Rechtsgefühl noch nicht ganz in wüthendem Fanatismus untergegangen war, gegenwärtig blieben, noch ganz leidlich zuging. Sobald aber diese sich entfernt hatten, und der Bischof von Cujavien und der Kronkämmerer, Fürst Lubomirsky, freie Hand bekamen, war an keine Gerechtigkeit mehr zu denken. Die von dem Rathe gestellten Zeugen wurden als Mitschuldige verworfen, wer aber wider einen Thorner zeugen wollte, feindselige alte Weiber, Landstreicher, die mit Gelde erkauft waren, mißvergnügte Dienstmägde, u. d. m. wurden mit Bereitwilligkeit angenommen, und wenn sie ihre Aussage beschworen hatten, der Angeklagte ins Gefängniß geworfen, so daß am 26. Sept. schon 80 Personen in gefänglicher Haft sich befanden, unter denen viele waren, die sofort darthun konnten, daß sie am Tage des Tumults gar nicht in der Stadt gewesen waren. Wer von den Angeklagten, mochte er schuldig sein oder nicht, die katholische Religion anzunehmen versprach, wurde sogleich frei gesprochen. Die Amtsdiener des Raths wurden mit der Tortur bedrohet, um sie zu zwin-

gen, auszusagen, daß der Präsident zu dem Tumulte Befehl gegeben habe. Ueberhaupt giebt es keine Art der Verläumdung, Bestechung oder Quälerei, die bei dieser Untersuchungscommission zur Erreichung ihrer Zwecke, nicht wäre angewandt worden. Mit genauer Noth konnten Rath und Geistlichkeit körperlicher Mißhandlung sich erwehren. Endlich, nachdem sie bis zum 15. Oct. auf Kosten der Stadt gezehrt hatte, forderte sie noch 2950 Ducaten, und entfernte sich nicht eher, als bis diese bezahlt waren.

Nach vollendeter Untersuchung wurde die Sache dem Assessorialgerichte zu Warschau zur Entscheidung und Fällung des Urtheils übergeben. Dieses Gericht, das sonst nur aus dem Reichskanzler, dem Vicekanzler, dem Regenten der Kronkanzlei, dem Protonotarius und einigen Referendarien bestand, wurde diesmal, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, noch durch vierzig Deputirte aus dem Senate und der Ritterschaft vervollständiget.

Der jesuitische Ankläger trat hier mit einer Rede auf, die, indem sie aller Gerechtigkeit und Wahrheit, aller gesunden Vernunft, ja, der leisesten Idee vom Christenthum, Hohn sprach, ein Meisterstück in ihrer Art war. Er beschuldigte die Thorner, daß sie wi-

der das katholische Wesen in der ganzen Christenheit, wider das weltliche Regiment in ganz Europa, wider die Mutter Gottes, wider die Heiligen sich gröblich vergangen hätten. Er rief: „die Verehrung und andächtige Bedienung der heiligen Bilder ist eine unstreitige Lehre, und ein wahrhafter Glaubensartikel unserer Religion. Ein Glaubensartikel; denn er ist in dem morgenländischen Reiche vor denen **Zenonibus, Leonibus, Isauricis** und andern bilderstürmerischen Kaisern mit dem Blute unzählbarer Märtyrer überflüssig bewahrt. Ein Glaubensartikel; denn er ist von Gott mit Millionen Wunderwerken bestätiget. Anderer nicht zu gedenken, so hat in diesem heiligen Fürstenthume Masuren der Jacek ein steinernes Bild der allerheiligsten Mutter Gottes über diese eure Weichsel trocknes Fußes getragen. O du Mutter meines Gottes, du bist in Thorn unter ein tartarisches Heidenthum gefallen! Siehe, wie dich die Gottlosen mit Füßen treten!“

Und nun stellte er die Behauptung auf, daß jene Gottlosen dafür nicht anders büßen könnten, als wenn sie, zur Rettung der Ehre der Mutter Gottes und anderer Heiligen, die bisher gemißbrauchte, der heil. Jungfrau gewidmete, Kirche sammt allen

andern Heiligthümern, welche sie den Katholischen geraubt hätten, wieder herauszugeben, angehalten, der öffentliche Gottesdienst ihrer Secte verboten, ihre sämmtlichen Schulen aus der Stadt geschafft, die Druckerei unter scharfe Aufsicht genommen, der Magistrat, als der Anstifter alles Unheils, verändert, und den bedrückten Katholischen zum Trost, mit allen öffentlichen Aemtern katholischen Mitgliedern anvertraut würde, und endete mit den Worten:

„Ich könnte hier für mein Haus reden, allein „die Wunden, die von der Ketzer Händen mei„nen Brüdern geschlagen wurden, die sind ihre „Ehrenzeichen, um des Namens Jesu Willen „Schmach zu leiden. Ich erwähne keiner Lei„bes = und Lebensstrafe. Als ein Christlicher „dürste ich nicht nach Blut. Es lebt die heilige „Mutter Gottes, ja sie lebt noch, ob sie gleich „von den Thornern zerhauen und verbrannt „worden. Denn wie Himmel und Erde längst „vergangen wären, wenn sie Maria durch ihr „Gebet nicht erhalten hätte, so wird sie auch „ihr Königreich und ihre Krone Polen erhalten. „Schließlich glaube ich, und schwöre ich: so „wahr der Herr lebt, vor dessen Angesicht ich

„stehe, schaffet Recht, und haltet das Gericht, „richtet den Unterdrückten wieder auf, so wird „Friede in euren Gränzen sein, einer wird zehn= „tausend jagen!"

Das Urtheil, welches hierauf erfolgte, war ganz im Geiste und Sinne der Jesuiten abgefaßt. Sein Inhalt war kürzlich folgender:

1. Dem Präsidenten Rösener, weil er dem Tumulte nicht gewehrt, auch durch Arretirung des Jesuitenschülers Gelegenheit dazu gegeben, soll, wenn die beiden Jesuiten, Jacob Rintrowiz und Michael Schubert, seine Schuld durch sechs weltliche und dem seinigen ähnlichen Standes haben eidlich erweisen lassen, der Kopf abgeschlagen, seine Güter confiscirt und der Stadt zugesprochen werden.

2. Wegen des Vicepräsidenten Zernecke soll beschworen werden, daß er sich nicht bemühet, den Tumult zu stillen, und dem Verbrennen der heiligen Bilder vor seinem Hause ruhig zugesehen habe. Wenn die Kläger diesen Eid abgelegt haben, soll auch ihm der Kopf abgeschlagen werden.

3. Die Stadt Thorn soll den Schaden, den die Kläger erweisen können, ersetzen, und so lange dies nicht geschehen, sollen sie in so viele Stadtgüter, als

hinreichend befunden werden, eingewiesen werden, und diese so lange ruhig besitzen, bis die Summe bezahlt ist. Doch sollen zur Bezahlung derselben die Katholiken nichts beitragen.

4. Neun Bürgern, die sich an dem Kirchhofe, dem Collegium und der Schule vergriffen und gewaltsam Hand angelegt haben, sollen die Köpfe abgeschlagen werden.

5. Vier anderen, die nicht nur Hand angelegt, sondern auch Gotteslästerungen *) ausgestoßen, und die Bilder verbrannt haben, soll vor der Enthauptung die rechte Hand abgehauen werden, wenn vorher ihre Schuld durch einen Eid erwiesen worden.

6. Der Körper eines von diesen Vier, Namens Karris, soll geviertheilt und mit denen der drei übrigen Gotteslästerer auf einem Scheiterhaufen vor der Stadt verbrannt werden.

7. Der Königliche Burggraf Thomas, und der Rathsherr Zimmermann, die dem Tumulte zugesehen, ohne sich, ihrer Amtspflicht gemäß, ihn zu stillen bemüht zu haben, werden ihrer Güter entsetzt,

*) Diese Leute sollten das Bild der Jungfrau Maria verstümmelt und dabei gerufen haben: du große Frau, hilf dir selbst, die Papisten sagen ja, daß du ihnen Hülfe bringst. Dies war ihre Gotteslästerung.

und sollen, jener ein halbes Jahr, dieser zwölf Wochen im Thurme sitzen.

8. Der Rathsherr Meißner, und der Secretair Wedemeyer sollen sich los schwören.

9. Der Commandant der Stadtmiliz, Graurock, und der Quartiermeister Silber, ein Apotheker, hätten zwar den Tod verdient, weil sie den Tumult nicht gestillt; doch werden sie, weil sie auf Befehl des Präsidenten gehandelt, nur verurtheilt, im Grunde des Thurms ein Jahr und sechs Wochen lang zu sitzen, und wenn sie heraus kommen, Silber hundert, und Graurock funfzig Ducaten den Klägern zu zahlen.

10. Die Uebrigen, vierzig an der Zahl, Gymnasiasten, Bürger, Handwerker, Kaufdiener, werden einige auf ein Jahr und sechs Wochen Thurmstrafe, andere auf ein halbes, oder ein Vierteljahr in die Stadtgefängnisse verurtheilt. Die andern namentlich angeführten fünf und zwanzig Bürger werden, weil sie ihre Leute nicht besser im Zaum gehalten, jeder zu 25, drei unter ihnen zu 30 Ducaten Strafe verurtheilt. Von diesem Gelde soll der Jungfrau Maria eine Marmorsäule gesetzt werden. Einige Kaufdiener und Jungen sollen Peitschenhiebe bekommen.

11. Der Rath und alle öffentlichen Stellen sollen zur Hälfte mit Katholischen besetzt werden, auch die Stadtsoldaten und Offiziers zur Hälfte aus Katholiken bestehen, bei Strafe von 300 Ungarischen Ducaten.

12. Damit aber der Dienst Gottes gemehrt, und die, durch das Verbrennen ihrer Statüen und der heiligen Bilder verletzte Ehre der Mutter Gottes hergestellt werde, so wird die Marienkirche den Franziskanern, welchen sie früher gehörte, nebst dem Kirchengeräthe und der Bibliothek, wie sie weg genommen worden, und sonstigem Inventarium, und das Gymnasium, welches die Ketzer aus ihrem Kloster gemacht, denselben Mönchen zugesprochen, und sollen dieselben von den ernannten Königlichen Commissarien darin eingewiesen werden.

13. Kein Nichtkatholik soll sich unterstehen, Katholische Processionen, die wieder, wie vor Zeiten, durch die ganze Stadt gehen können, zu stören, bei Strafe von 500 Ducaten, die von den Königlichen Gerichten, nach Befinden der Umstände noch geschärft werden kann.

14. Die Prädicanten (lutherischen Prediger) Geret und Oloff, weil sie vor dem Gerichte nicht er=

schienen, werden für infam und in die Acht erklärt, und der Thornschen Buchdruckerei verboten, Bücher ohne Erlaubniß des Bischofs zu drucken.

15. Das akatholische Gymnasium soll außerhalb der Stadt verlegt werden.

16. Ein Bürger, der eines Lutheraners Sohn, nachdem der Vater katholisch geworden, aus der Stadt in die Fremde hat gehen heißen, soll ihn wieder herbeischaffen bei 1000 Thlr. Strafe.

Die Stadt protestirte freilich gegen dies Urtheil, und die Beherrscher von Preußen, Rußland und Schweden kamen mit Vorstellungen, zum Theil mit beschämenden Vorwürfen bei dem Könige August dagegen ein, allein alles vergeblich. Der König bestätigte es, um dadurch den fanatischen Großen Polens zu zeigen, wie aufrichtig er das Lutherthum abgeschworen habe. Nur dem Vicepräsidenten erließ er die Todesstrafe, doch seines Amtes blieb er entsetzt und mußte 60,000 Gulden Strafe zahlen. Der Kanzler aber bat, nach Vorlesung des Bluturtheils, Gott und die Mutter Gottes um Verzeihung, daß er nach menschlichen Gesetzen nicht im Stande gewesen sei, ihnen eine bessere Genugthuung zu verschaffen.

Der gräuliche Justizmord wurde nun auf eine schauderhafte Art auch noch ausgeführt, und Niemand von den Verurtheilten kam mit dem Leben davon, als der Vicepräsident Zernecke, und vier Bürger, die aller Wahrscheinlichkeit nach, durch die Flucht sich dem Blutgerichte entzogen hatten.

Der sechs und sechszigjährige Rathspräsident Rösener wurde am 7. Dec. 1724 zuerst enthauptet. Ihm folgten die Uebrigen, fortwährend von den Jesuiten mit Bekehrungsversuchen gequält, die bei Keinem gelangen. Die vier Unglücklichen, denen vor der Enthauptung die rechte Hand abgehauen werden sollte, marterte der papistische Scharfrichter auf recht satanische Weise, indem er ihnen erst nach drei langsamen Hieben den Kopf ganz abschlug. Dem Geviertheilten riß er die Eingeweide heraus und bot sie den Zuschauern als frisches Fleisch zum Verkauf an. Das Herz hielt er in die Höhe und rief: seht, das ist ein lutherisches Herz! Die Jesuitenschüler aber begleiteten den Bösewicht mit Musik zum Thore hinaus.

Die Gemordeten hinterließen acht Wittwen und acht und zwanzig Waisen.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß hier

noch bemerkt werden, daß der Papst bei diesem Morde keine Freude empfand, wie bei der Pariser Bluthochzeit; sondern, auf den Bericht seines Legaten zu Warschau, dem Könige sowohl, als den Jesuiten, seinen Abscheu darüber zu erkennen gab. So fällt die ganze grauenvolle Schuld auf die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, die man zum Heile der Welt jetzt wieder auf den Schauplatz gerufen hat.

Der Fanatismus als Königs- und Fürstenmörder

Haben wir bis jetzt mit Wehmuth und Entsetzen gesehen, wie der Fanatismus innerhalb der verschiedenen christlichen Religionsgesellschaften verderblich einwirkt auf das Wohl der Familien sowohl wie ganzer Völker; so können wir schließlich nicht umhin, unsern Lesern in einzelnen Bildern noch zu zeigen, wie er, wo ihm freie Hand gelassen wird, nicht einmal vor Mordangriffen auf das geheiligte Haupt der Fürsten zurückbebt. Mag es wahr sein, daß auch der politische Fanatismus Excesse dieser Art aufzuweisen hat, so bleibt doch unwidersprechlich, daß un-

gleich geneigter und bereitwilliger zu dergleichen die religiöse Glaubenswuth ist, weil hier die Losung „alles zur Ehre Gottes" und die häufig durch Pfaffen angeregte Hoffnung auf herrlichen Lohn in Ewigkeit die Furcht vor harten irdischen Strafen in den Hintergrund stellt. Wenigstens finden wir diese Wahrnehmung bestätiget bei allen Königsmorden aus Fanatismus, bei welchen die Jesuiten die Verführer oder Anstifter waren.

Die französische Geschichte, an gräuelhaften Begebenheiten überhaupt so reich, daß sie von keiner andern darin übertroffen wird, mag uns die Thatsachen liefern, die unser Urtheil bestimmen können; weil bei den Fürstenmorden in der deutschen Geschichte, die man gewöhnlich dem religiösen Fanatismus Schuld giebt, die Vergiftung des Herzogs Georg von Lüneburg in Hildesheim, und die des Herzogs Bernhard von Weimar, mit eben der Wahrscheinlichkeit auch politischer Fanatismus zum Grunde liegt.

Heinrich III., König von Frankreich, wurde von den Katholiken als Ketzer betrachtet, weil er aus politischen Gründen, um durch den König von Navarra Beistand gegen seine aufrührerischen Unterthanen zu erhalten, den Calvinisten vortheilhafte Zuge-

ständnisse gemacht hatte. Man sah bei dieser Gelegenheit bis wohin der Glaubenseifer der katholischen Geistlichkeit die davon Angesteckten zu bringen im Stande ist. Ein junger Dominicaner, Jacob Clement mit Namen, faßte, durch die Reden der Geistlichen fanatisirt, den Vorsatz, den König zu ermorden. Der Prior und die Mönche seines Klosters überzeugten ihn, ohne viele Mühe, die Religion bedürfe seines Armes, um sie aufrecht zu erhalten gegen die Anschläge eines Königs, der sie durch Begünstigung der Ketzerei vertilgen wolle. Man schämte sich nicht, die heil. Schrift zu mißbrauchen, um ihm den Ruhm vorzustellen, den er sich erwerben, und die Belohnungen, die er zu hoffen haben würde, wenn er die Absicht des Himmels mit ihm, Frankreich von einem Tyrannen zu befreien, erfüllen würde. Man verglich ihn mit Jehu, der Ahabs Geschlecht vertilgt, und mit Judith, welche die Juden vom Holofernes befreiet hatte. Ja, man ließ ihn im Schlafe die Stimmen der Engel im Himmel hören, um in dem Vorhaben, das er ausführen sollte, ihn zu bestärken.*) Die Mönche händigten ihm einen Paß

*) Bourgoin, sein Prior, wurde angeklagt, dies Kunststückchen ausgeführt zu haben, und dafür mit Pferden zerrissen.

ein vom Grafen von Brienne, der aber im Louvre gefangen gehalten wurde, und ein untergeschobenes Beglaubigungsschreiben vom Oberpräsidenten von Harlay, der in der Bastille saß, und er begab sich damit nach St. Cloud, wo er den König zu sprechen verlangte. Nach erhaltenem Zutritt übergab er diesem einen Brief mit dem Bemerken, daß er etwas Geheimes mit ihm zu sprechen habe, wodurch die anwesenden Herren genöthigt wurden, ihn mit dem Könige allein zu lassen. Da zog der Bösewicht ein Messer aus dem Aermel hervor und stieß es dem Monarchen in den Leib. Auf sein Geschrei stürzte die Wache ins Zimmer, machte ihn auf der Stelle nieder und warf ihn zum Fenster hinaus, so daß man weiter nichts von ihm erfahren konnte. Durch seinen Tod wurde der Thron für den König von Navarra eröffnet, der von einem Theile der Nation unter dem Nämen Heinrich IV. von Frankreich anerkannt wurde.

Die Sorbonne behauptete, daß Heinrich mit Recht wäre ums Leben gebracht worden, und das katholische Volk sah die Schandthat Jacob Clements als eine der größten Heldenthaten an, und der Prior des Klosters, in welchem der Mörder gelebt hatte,

Bourgoins, betrat die Kanzel und stellte seinen Zuhörern ihn als einen Märtyrer für die Religion vor. Seine Mutter hatte auch Theil an den Lobsprüchen, die man so verschwenderisch ihrem Sohne spendete. Man schenkte ihr eine ansehnliche Summe Geldes, dafür daß sie einem Ungeheuer das Leben gegeben, welches viele Franzosen für ihren Befreier ansahen. Menschen, welche mit einer solchen Blindheit geschlagen waren, und sich einbildeten, die Befehle des Himmels zu vollziehen, wenn sie einen ketzerischen König ermordeten, waren gewiß sehr furchtbare Feinde des neuen reformirten Königs, Heinrichs IV.

Der erste, der ihm nach dem Leben trachtete, war Peter Barriere. Er vertraute seinen Anschlag den Priestern, welche ihn in seinem Vorhaben bestärkten. Allein ein Dominicaner, der dabei war, ließ dem Könige Nachricht davon zukommen. Barriere wurde verhaftet, und bekannte auf der Folter, daß ein Capuciner, ein Jesuit und der Pfarrer Aubry ihn zu dem Vorhaben verleitet hätten. Ihm wurde zuerkannt, daß ihm die Hand sollte abgehauen, er mit glühenden Zangen angegriffen, darnach lebendig gerädert, sein Körper verbrannt und seine Asche in die Luft gestreuet werden sollte.

Als Heinrich IV. aus der Picardie gekommen war und in Begleitung vieler Prinzen und Herren ins Zimmer der Gräfin von Monceaux, seiner Maitresse trat, schlich sich ein junger Mensch von achtzehn bis neunzehn Jahren bis zu ihm hin, und brachte ihm mit einem Messer einen Stich bei, den er in die Kehle zu thun dachte, der aber, weil der König in dem Augenblicke eine Bewegung machte, um einen der ihn begrüßenden Herren zu umarmen, in die obere Lippe fuhr und einen Zahn zerbrach. Da der Mörder, welcher Johann Chatel hieß, am Thore des Palasts stehen blieb, so wurde er ohne Mühe in Verhaft genommen.

Im Verhöre sagte er aus, daß er geglaubt habe, bei seinem von vielen Sünden beschwerten Gewissen, den Himmel nicht besser versöhnen zu können, als wenn er den König umbrächte, der vom Papste noch nicht wieder vom Banne losgesprochen wäre. Es verbreitete sich sogleich das Gerücht, daß der Meuchelmord auf Anstiften der Jesuiten verübt worden, und daß es selbst ein verkleideter Jesuit gewesen sei, welcher den Streich vollführt habe. Das Volk gerieth in Wuth gegen diese Mönche, und ohne eine Schutzwache, die ihnen vors Haus gestellt wurde,

würden sie niedergemacht worden sein. Indessen wurde die Untersuchung eingeleitet, nach welcher Johann Chatel verurtheilt wurde, geviertheilt zu werden. Gegen die Jesuiten aber faßte das Parlament zu Paris ein Urtheil ab, dem zufolge sie binnen drei Tagen, von der Kundmachung desselben angerechnet, Paris und andere Städte, wo sie Collegia hatten, räumen sollten, bei Strafe, als Missethäter, und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, angesehen zu werden. Die ihnen zugehörigen Güter sollten zu milden Zwecken angewendet werden.

Noch einige auf das Leben des vortrefflichen Königs gemachte Anschläge wurden durch die Gnade Gottes vereitelt, bis es einem wüthenden Fanatiker gelang, die Gräuelthat, durch welche Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht wurde, auszuführen.

Mit Widerstreben hatte der König dem Wunsche der Königin, gekrönt zu werden, nachgegeben. Sie war von ihm zur Regentin während seiner Abwesenheit in dem Kriege, den er gegen das Haus Oestreich beabsichtigte, ernannt, und hoffte, daß eine solche Ceremonie zur Erhöhung ihres Ansehens beitragen werde. Die ganze Festlichkeit mißfiel ihm,

schwarze Ahnungen erfüllten seine Brust und er sprach sie gegen seinen vertrauten Freund und Minister Süllÿ aus. „Ach, mein Freund," sagte er, „wie sehr mißfällt mir diese Festlichkeit. Mein Herz sagt mir, daß mir irgend ein Unglück begegnen wird, ich sterbe in dieser Stadt, ich werde sie nicht verlassen." Der treue Freund, der diese und ähnliche Aeußerungen mehr als einmal hören mußte, rieth ihm, Salbung und Krönung einzustellen, und der König ging darauf ein, mit der Versicherung, daß dadurch die übeln Eindrücke, die einige erhaltene Winke auf ihn gemacht hätten, gänzlich wegfallen, und er ohne etwas zu fürchten, die Stadt verlassen würde. Süllÿ ließ hierauf die schon angefangenen Vorbereitungen zur Krönung abbrechen, allein die Königin bestand darauf, daß sie fortgesetzt werden sollten, und trotz aller Bitten und Vorstellungen konnte sie nicht bewogen werden, dem Könige den Gefallen zu thun. Er mußte nachgeben, kam aber immer wieder auf seine frühern Befürchtungen zurück, die er stets in denselben Worten gegen seinen Freund Süllÿ aussprach: Ach, mein Freund, rief er, ich werde nie aus dieser Stadt heraus kommen, ich

werde hier ermordet werden. O verwünschte Salbung, du wirst Schuld an meinem Tode sein!

Der dreizehnte Mai, der zur Krönung bestimmte Tag, war da: der ganze Hof verfügte sich am Tage vorher nach St. Denis, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte. Der König schien seine traurigen Ahnungen vergessen zu haben, und zeigte alle Heiterkeit, zu welcher ein so glänzendes Fest ihn stimmen konnte. Niemals hatte man ihn besserer Laune gesehen.

Aber schon am folgenden Tage kehrte seine Traurigkeit verdoppelt wieder zurück. Vormittags hörte er die Messe und blieb lange betend in der Kirche. Nachmittags legte er sich zweimal nieder auf sein Bette um die innere Aufregung zu beschwichtigen; aber er fand die Ruhe nicht, die er suchte. Da befahl er, seinen Wagen zu bestellen, weil er zur Zerstreuung seiner trüben Gedanken Sülly besuchen wolle, der sich unwohl befand. Begleitet von mehrern vornehmen Herren und Edelleuten verließ er das Louvre. Auf die Frage des Kutschers: wohin? antwortete er: bringt mich weg von hier! Als er unter dem ersten Thore war, schickte er seine Garde zurück, und ließ das Schirmleder an der Carosse zurückschlagen.

Ein merkwürdiger Umstand, weil ohne ihn das Unglück, das ihm drohete, hätte vermieden werden können. Am Ende der Straße wurde der Wagen durch zwei beladene Fuhrwerke, die den Ausweg sperrten, aufgehalten. Eben hatten die Fußbedienten die Kutsche verlassen, um die Passage frei zu machen, als ein Bösewicht die Gelegenheit benutzte, auf die Speichen eines Hinterrades, da wo der König saß, sprang, und ihm mit einem zweischneidigen Messer einen Stich gab. Der Stoß war zwischen der zweiten und dritten Rippe durchgegangen, der König schrie: „ich bin verwundet!“ aber der Mörder gab ihm einen zweiten Stich, der ihn auf der Stelle tödtete. Franz Ravaillac hieß der Verbrecher, dessen Name, so lange die Erde steht, mit Abscheu ausgesprochen werden wird. Er machte keine Miene zu entfliehen; sondern blieb ruhig mit dem Messer in der Hand neben dem Wagen stehen. Er wurde sogleich in Verhaft genommen, und würde vom Volke in Stücke zerrissen sein, wenn der Herzog von Epernon und einige andere Herren nicht die Vorsicht gebraucht hätten, ihm eine Sicherheitswache zu geben.

Wie vielerlei auch die Muthmaßungen sein mögen, die man über die Triebfedern dieses Meuchel-

mords aufgestellt hat; so geht doch aus allen, mit ihm angestellten Verhören hervor, daß es hauptsächlich religiöser Fanatismus war, der ihn dazu bewog, und daß er vielleicht nicht einmal einen Mitschuldigen hatte. Er sagte nämlich aus, er habe geglaubt, der König wolle den Papst bekriegen, und gebe sich keine Mühe, die Hugenotten zu bekehren, und sei deshalb als ein Tyrann zu betrachten, den man vernichten müsse, und daß er darin bestärkt sei durch die Prediger der Ligue, die fortwährend diesen Gegenstand in ihren Reden behandelten und die Unthat Jacob Clements als ein verdienstliches Werk vorstellten.

Königsmörder aus politischem Fanatismus hat es unter den Anhängern aller Religionspartheien gegeben; aber einem ehrlichen Protestanten gereicht es bei allen Excessen, welche die Glaubenswuth auch bei seinen Glaubensgenossen veranlaßt hat, zu einer Art von Trost, daß nie einer derselben ein Regenten- und Königsmörder aus religiösem Fanatismus war.

Schlusswort.

Nach der französischen Revolution, die eine große Umwälzung auch im deutschen Staatensysteme in ihrem Gefolge hatte, wodurch die Gemüther vielleicht so sehr beschäftiget wurden, daß die religiösen Angelegenheiten in den Hintergrund treten mußten, hörte man, außer dem, was römischkatholische Geistliche in den Oesterreichischen Staaten sich gegen protestantische Prediger erlaubten, wenig oder nichts von Ausbrüchen des früher so thätigen Fanatismus. Erst nach dem Befreiungskriege tauchte er, gleichsam zum Danke gegen Gott für die Erlösung vom fremden Joche, wieder auf, und gab sich in Verdächtigungen und Denunciationen Andersgläubiger, in halsstarriger Widersetzlichkeit gegen die, von einem erleuchteten Monarchen zu Stande gebrachte, Union, in Straf- und Verfluchungspredigten, in zelotischen Schmähschriften, von welchen eine die andere an Gemeinheit überbot, in Anreden an die Gemeinden, in Schmähung und Verdächtigung der Deutschkatholiken und der Freunde eines vernunftgemäßen, auf des Herrn

eigene Worte gegründeten, Christenthums, von Seiten der protestantischen Eiferer kund.*)

Von katholischer Seite bietet sich uns ein eben so unerquickliches Schauspiel dar in dem noch nicht beendeten Streite über die gemischten Ehen, in der wüthenden Schmähschrift Athanasius, in den Capucinaden des Hofpredigers Eberhard, in der maßlosen Wuth römischkatholischer Priester gegen die, ein reines Christenthum erstrebenden, Deutschkatholiken, so wie in den rasenden Ausbrüchen, von Pöbelwuth gegen diese, und gegen Evangelische, welche von jenen Priestern durch ihre Aufhetzereien veranlaßt wurden. Allein das Alles ist zu neu, und in Zeitungen und andern Zeitschriften so ausführlich verhandelt, daß es hinreichend scheint, nur daran zu erinnern.

Fragen wir nun, nach Betrachtung aller dieser aus der ungeheuren Menge ähnlicher Geschichten her-

*) Ob die, in der neuesten Zeit geschehene, mit Schmerz und Unwillen in allen Gauen des deutschen Vaterlandes vernommene, Ausweisung eines bekannten Mannes aus der Versammlung der Deputirten eines wohlthätigen Vereins in jene Kathegorie gehöre, oder von unwürdiger Menschenfurcht veranlaßt wurde, oder einen andern preiswürdigeren Grund habe, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Frage aber liegt in Beziehung auf Luc. 11, 4. 5. 11 und 12. 56. hier ganz nahe, ob der zweite Grund für die erleuchteten Stimmgeber rühmlicher sein würde, als der erste?

ausgehobenen Thatsachen, nach den Ursachen und Quellen solcher Ausbrüche des Fanatismus, so erscheint als die erste und hauptsächlichste die unglückliche Vorstellung, daß irrige, oder — um mit dem orthodoxen Kunstausdrucke zu reden — ketzerische Meinungen, als todeswürdige, den schwersten Vergehungen gleich stehende, Verbrechen anzusehen, und mithin von der weltlichen Obrigkeit zu bestrafen seien. Diese Vorstellung hat aber wieder ihren Grund in der Ansicht der alten Gottesgelahrten, es sei eine solche Abweichung von dem kirchlichen Lehrbegriffe eine schwere Beleidigung Gottes und Jesu Christi, als welchen die gebührende Ehre entzogen werde, wenn man im Glauben nicht in allen Stücken mit den, wenn auch vernunftwidrigen, Dogmen der Kirche übereinstimme. Die frömmsten Theologen der alten Zeit waren befangen in solchen Vorstellungen, und dem gemäß entrüstet über Männer, welche freisinnige Meinungen äußerten, wie gegen Diebe und Mörder. Sie scheinen dabei von dem Grundsatze ausgegangen zu sein, daß Jedermann ihre Ansichten von dem Sinne der Schriftsteller, aus welchen Sie ihre Dogmen herleiteten, nothwendig theilen müsse und könne, wenn er nicht böslicher Weise sie anders deuten wolle, und daß es mithin

Verrath an der Sache Gottes und Jesu sei, andere Meinungen zu haben, als die kirchlichen Satzungen, denen sie anhingen, vorschrieben.

Nur so läßt sich das Verfahren Calvins gegen Servet erklären. Heimtückisch und hinterlistig war die Veranstaltung, den unglücklichen Flüchtling in die Hände der weltlichen Obrigkeit zu bringen, und gewiß würde er Aehnliches unter andern Umständen sich nicht erlaubt haben; aber hier galt es die Ehre Gottes, hier mußte deshalb ein grober, durch die Verbreitung seiner Lehre gemeinschädlicher, Verbrecher, es koste was es wolle, zur Bestrafung gezogen werden, hier befolgte daher Calvin, sich selbst unbewußt, den jesuitischen Grundsatz: „in majorem Dei gloriam." Und nur dann, wenn wir die Ausbrüche des Fanatismus aus jener Quelle ableiten, vermögen wir zu begreifen, wie Theodor Beza, und der sonst so duldsame Melanchthon jenen abscheulichen Gerichtsmord billigen konnten. Aber auch bei allen übrigen durch den Fanatismus veranlaßten Gräueln scheint die unglückliche Idee von einer Beleidigung Gottes und seines Sohnes, die den schwersten Verbrechen gleich zu stellen sei, zum Grunde zu liegen. Fanatische Jesuiten hatten damit den Oestreichischen Fer-

dinand so bethört, daß er diejenigen an Leib, Leben und Gut zu strafen, daß er ihre Häuser niederreißen und der Erde gleich machen zu lassen drohete, die das Abendmahl nach lutherischer Weise austheilen oder empfangen würden. Westphal zu Hamburg, der lutherische Fanatiker, war offenbar gleichfalls befangen in solchem Wahn, wenn er erklärte, daß er den reformirten Prediger Lason, der mit seiner vertriebenen Gemeine einen Zufluchtsort suchte, sammt dieser für ärger als Mörder, Giftmischer und Diebe halte, und sie deshalb allenthalben hin mit seinen Warnungsbriefen verfolgte. Alle barbarischen Strafen, Verfolgungen und Landesverweisungen, welche durch Fürsten über Unterthanen, die ihres Glaubens nicht sein konnten, verhängt wurden, waren nichts als Folgen dieser unseligen Idee, die ihnen durch fanatische Priester eingeprägt worden war. Keinen schlagenderen Beweis aber giebt dafür die Geschichte des religiösen Fanatismus, als die Aeußerung des polnischen Kanzlers, der, nach Vorlesung des Bluturtheils zu Thorn, Gott und die Mutter Gottes um Verzeihung bat, daß er nach menschlichen Gesetzen nicht im Stande gewesen sei, ihnen eine bessere Genugthuung zu verschaffen.

Kam nun noch der Lehrsatz von einem allein-seligmachenden Glauben, und der ewigen Verdammniß Aller, die darin von der Kirche abwichen, hinzu, verband sich damit die Herrschsucht der glaubenswüthigen Priester und ihre Bosheit, welche sie gegen verdammte Ketzer zu üben für völlig erlaubt hielten, gelang es ihnen endlich, den Landesherrn in ihr Netz zu ziehen, daß er selbst Parthei ergriff, so wurde allemal das Unglück, das solche Priester anrichteten, gränzenlos, und alle die Mißhandlungen der frömmsten und edelsten Männer um des Glaubens willen, von denen die Geschichte der christlichen Kirche voll ist, alle die Ströme von Blut, die der Ketzerhaß vergossen hat, sind allein ihr Werk, die um so kecker, frecher und anmaßender ihr Haupt erhoben, und um so grimmiger und boshafter Andersdenkende verfolgten, je mehr sie sich überzeugt halten durften, daß die höchste Behörde ihre Ansichten theilte, und ihre fanatischen Bestrebungen billigte.

Zweierlei ist dabei merkwürdig. Zuerst die Thatsache, daß die Fanatiker aller Zeiten weder durch Gründe der Vernunft, noch durch die ausdrücklichen, klaren Worte Jesu, noch durch den Abscheu, mit

welchem die Geschichte ihrer Vorbilder früherer Zeiten gedenkt, noch durch das laut ausgesprochene Mißfallen der Zeitgenossen an ihrem Treiben, sich bewegen ließen, ihrer Glaubenswuth Schranken zu setzen, und zweitens der Umstand, daß es immer nur solche Lehrsätze waren, welche der gesunden Vernunft widersprachen, für die sie kämpften und in Beziehung auf welche sie sich selbst Gläubige, ihre Gegner aber Ungläubige nannten.

Die Freunde der gesunden Vernunft, die Bekenner eines reinen, auf Jesu klare Aussprüche gegründeten, durch keine Menschensatzungen entstellten, Christenthums hat man nie in den Reihen tobender Priester gesehen, nie von ihnen Verfluchungspredigten und Kapucinaden gehört, wie sie auch die neueste Zeit leider zum Vorschein gebracht hat. Viel weniger noch liefert die Kirchengeschichte Beispiele von Verfolgungen, Mißhandlungen und gerichtlichen Bestrafungen Andersgläubiger, die durch die Freunde eines vernunftgemäßen Christenthums veranlaßt worden wären.

Man glaube ja nicht, daß dergleichen jetzt, der vorgeschrittenen Bildung der Menschen wegen, nicht mehr vorfallen könne. Die heutigen Fanatiker, pro=

testantische sowohl, als katholische, sind, wie ihre Schriften und Predigten zur Genüge beweisen, von dem Geiste ihrer Vorbilder, der Hoogstraten, der **le Tellier**, der Flacíusse, beseelt, und würden ganz in demselben Geiste handeln, wenn es möglich wäre, die Fürsten wieder auf den Standpunkt der Ludwige und Ferdinande des 16ten und 17ten Jahrhunderts zurück zu führen. Und wer stände uns in solchem Falle dafür, daß nicht auch die Hexenprocesse wieder ihren Anfang nähmen, wenn die neuen Teufelsprädicanten es durchsetzen könnten, was sie beabsichtigen, alle gesunde Vernunft im Volke niederzupredigen, und den Fürsten der Hölle wieder neben den allmächtigen Gott auf den Thron zu heben. Ihre Schuld ist es wenigstens nicht, wenn das Licht nicht wieder unterdrückt werden, und der Teufel nicht mehr auf Erden bald mit Löwenklauen und Pferdefüßen, bald als schwarzer Bock, bald als dreibeiniger Hase erscheinen kann.

Doch das wird nun und nimmermehr geschehen! Das Licht der Sonne läßt sich nicht für immer, und niemals ganz, durch die Wolken verhüllen, die sich vor die große flammende Scheibe lagern, und nach der grauenvollsten Nacht folgt immer wieder

heller Tag auch im Reiche der Geister; so wollte es eine allweise und gütige Vorsehung. Die ganze Geschichte der christlichen Kirche giebt davon Kunde. Alle Anstrengungen fanatischer Priester, das Volk zu verdummen, und in geistiger Knechtschaft zu halten, wie mächtig auch oft der Beistand war, dessen sie sich erfreuten, haben nicht zu dem gewünschten Ziele geführt. Die achtzehn tausend von Alba Geschlachteten konnten mit ihrem Blute das Licht des Evangeliums nicht auslöschen, sondern nur heller entzünden. Galeeren, Scheiterhaufen, Bartholomäusnächte und Dragonaden waren nicht im Stande, die Anhänger einer geläuterten Religion in Frankreich zu vertilgen. Hunderttausende wurden gemordet, hunderttausende wanderten aus, und noch berechnet man die Zahl der Reformirten in jenem Lande auf 3 Millionen, die jetzt ungestört Gott auf ihre Weise verehren. Eine ähnliche Erscheinung bieten uns die Pfalz, die Oestreichischen Staaten, und unter ihnen besonders Ungarn dar, wo auf den Landtagen katholische Magnaten kräftig ihre Stimme für die Gewissensfreiheit der, früher mit schaamloser Barbarei gedrückten, Protestanten erheben. Und wenn wir auf die Thatsachen, welche die protestantische Kirche darbietet,

schauen wollen, so bestätigen auch diese das Gesagte auf handgreifliche Weise. Was hat die wüthende Verfolgung der sogenannten Kryptocalvinisten, was der Justizmord Crells, was die zwölfjährige Einkerkerung Peucers, was die Verbannung vieler hundert schuldloser Prediger, was das empörende Verfahren der Stocklutheraner, was alles Toben und Wüthen der Fanatiker von jeher für ihre Zwecke genützt? Nichts, gar nichts, als daß all ihr Toben und Wüthen von neun Zehntheilen des Volks mit Verachtung und Abscheu, und jede neue Nachricht von der unwürdigen Behandlung eines freisinnigen Mannes um des Glaubens willen, mit einem Schrei des Unwillens empfangen wird. Nein die Christenheit lässet sich nicht wieder in das knechtische Joch fangen, das einige Buchstäbler mit Gewalt ihr aufzwingen wollen.

Eben weil sie an Jesum Christum, als Gottes Sohn und Gesandten, glaubt, hält sie sich auch fest an sein eigenes Wort, und weiset als vernunftwidrige Menschensatzung Alles ab, was in diesem Worte, das sie als Gottes Wort ehrt, nicht klar und offenbar begründet ist.

Doch Ref. würde der erste sein, die Satzungen,

um welcher willen der Fanatismus die Länder der Erde mit Blut und Flammen und Zwietracht übergoß, als göttliche Glaubensbefehle anzuerkennen, wenn er nur irgendwo den Segen, den sie der Menschheit gebracht haben müßten, gefunden hätte. Der Zweck der Sendung Jesu, für dessen Ehre die Zeloten aller Zeiten zu eifern vorgeben, kann doch kein anderer gewesen sein, als die Menschen weiser, besser, glücklicher, und für den Himmel würdig zu machen. Ist dieser Zweck erreicht worden da, wo jene Satzungen allgemeine Geltung fanden? Waren z. B. die Bewohner von Hamburg tugendhafter und gottesfürchtiger, als ein Westphal oder ein Melchior Götze das starre Lutherthum ihren Gemeinden dort predigten und auf die Ketzer von den Kanzeln herab losdonnerten, als jetzt, wo ein Schmaltz, ein Alt und andere gleichgesinnte Ehrenmänner, ein vernünftiges Christenthum ihnen verkündigen? Oder waren tugendhafter und glücklicher die Bewohner Jena's und Sachsens überhaupt, als Flacius Illyricus dort tobte, und Valentin Strigel des Glaubens wegen mit roher Gewalt ins Gefängniß geschleppt wurde, als jetzt, wo der Kern des Volks auf solch zelotisches Treiben mit Unwillen sieht? Oder, wo ist ein Land, oder nur

eine Stadt oder ein Dorf je zu finden gewesen, wo man mit Fug und Recht sagen konnte, hier ist der rechte, ächte, alte Glaube; man sieht's an der größern Frömmigkeit der Bewohner? Oder sind sie selbst bessere, dem Geiste und Sinne Jesu angemessener handelnde Menschen, jene Fanatiker, die mit so wüthendem Hasse, mit so offenbarer Bosheit, so ohne einen Funken von der himmlischen Liebe, die Jesus predigt, ihre andersdenkenden Amtsbrüder verfolgen, schmähen, bei den weltlichen Machthabern als gefährlich verdächtigen, und in ihren Capucinaden sich gebärden, als sei der Untergang der Welt nahe um des Unglaubens willen, wir fragen, sind sie bessere Menschen als die von ihnen Geschmäheten und Verfolgten? An seinen Früchten soll man den Baum erkennen.

Oder macht vielleicht ein Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam des blinden Glaubens bessere, treuere, gehorsamere Unterthanen, und ist dies der Grund des Eiferns unserer Fanatiker? Freilich suchen sie den Fürsten dies einzureden; weil sie der Meinung zu sein scheinen, daß der blind glaubende auch der blind gehorchende Unterthan sein werde. Aber die Erfahrung aller Zeiten, die ganze Weltge-

schichte, lehrt das Gegentheil, und die erleuchteten Regenten des erhabenen preußischen Königshauses müssen auch jener Meinung nicht zugethan gewesen sein, denn sie eröffneten in ihrem Lande den Flüchtlingen jedes Bekenntnisses eine Freistatt, und es hat sich wohl dabei befunden. Friedrich Wilhelm III., ein treuer Anhänger des alten Lehrbegriffs, machte doch schnell der Wöllnerschen Glaubenstyrannei, die keine Überzeugung, sondern nur Heuchler schaffen konnte, ein schnelles Ende, und duldete nicht, daß Jemand in seinem Lande abweichender Glaubensansichten wegen zurückgesetzt, oder gar abgesetzt wurde. Wo hat es aber je loyalere Unterthanen, tapferere Krieger, treuere Anhänger des angestammten Königshauses gegeben, als in dem herrlichen Preußenlande, in welchem man damals noch nichts von Pietisten, und Altlutheranern wußte, und in welchem Jeder nach seiner Façon selig werden durfte, ohne deswegen angefeindet, oder der höchsten Behörde als verdächtig denuncirt zu werden.

Gewisse Zeloten haben freilich die Stelle Gal. 1, 9 als wohlverdienten Fluch gegen alle, die nicht ihres Glaubens sind, von den Kanzeln herab geschleudert, und sich durch diesen freventlich gemiß=

brauchten Ausspruch des Apostels für berechtiget gehalten, ihnen die Seligkeit ab- und die ewige Verdammniß zuzusprechen. „Es ist aber auch nichts Leichteres, als im sichern Gefühl dessen, was man hat oder auch oft nur zu haben wähnt, über Menschen abzuurtheilen, die in ihrer Zeit und in ihren Umgebungen und nach ihrer besondern Gemüthsanlage, einen schweren Gang zu gehen hatten, als wir. Diese behagliche Stimmung einer glaubensstolzen Orthodoxie, die auf die verirrten Brüder, als auf Höllenbrände herabsieht, ohne je auch nur eine Ahnung von den Schmerzen gehabt zu haben, welche der Stachel des Zweifels einer nach Wahrheit ringenden Seele auspreßt; dieses sich Wohlseinlassen auf dem Polster einer vererbten Frömmigkeit, bei der man sich die Zweifel wie die Fliegen vom Leibe zu halten weiß, um desto süßer schlummern zu können, und dann um so gewaltiger auf jeden losschilt, der aus diesem Schlummer uns aufrüttelt, das ist wahrlich nicht der Gott wohlgefällige Glaube, der Glaube, der die Welt überwindet."*)

Und kennen denn solche fromme Männer das

*) Hagenbach, Vorlesungen über das Wesen und die Geschichte der Reformation 5ter Theil S. 236.

Wort nicht, was eben der Apostel, den sie bei ihren Verfluchungen für sich zu haben wähnen, hinterlassen hat: wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Oder gilt für sie nicht des Herrn klares Wort: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! Wenn ihr Glaube ein kirchlicher ist, so ist ihr Verfahren in dieser Hinsicht doch kein christliches.

Abgesehen davon, fragen wir billig, ist denn das Evangelium, von welchem Paulus Gal. 1. 9 redet, und worauf sie pochen, wirklich dasjenige, welches sie selbst predigen und das rechtgläubige nennen?? Ist es das, woran man bei Verlust der Seligkeit glauben muß? Wir erlauben uns dagegen einige bescheidene Zweifel, sind aber weit entfernt, jene frommen Männer deshalb zu verfluchen oder in die Hölle zu weisen. Denn wären wir auch so unglücklich, nicht auf kirchlichem Boden zu stehen, vom Boden des Christenthums möchten wir wahrlich nicht weichen durch Schmähung und Verdammung derer, die in ihrem Glauben von dem unsrigen abweichen.

Auf keinen Fall kann das Evangelium, das Paulus meint, ein anderes sein, als dasjenige, was

Christus selbst gepredigt hat, denn er sagt: ich habe es von keinem Menschen empfangen, noch gelernt; sondern durch die Offenbarung Christi. Deshalb werden wir am besten der Sache auf den Grund kommen, wenn wir einige Dogmen des rechtgläubigen Evangeliums, ohne deren Annahme der Mensch weder selig werden, noch ein kirchliches Amt bekommen, ja nicht einmal Deputirter bei einer Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins werden kann, mit den eigenen Lehren des hochgelobten Stifters unserer Religion selbst, wie wir sie in den vier Evangelien des neuen Testaments finden, vergleichend zusammenstellen. Wir thun damit eben so wenig etwas Ungebührliches, daß wir vielmehr den ausdrücklichen Befehl eben des Apostels befolgen, auf den man sich bei seinen Verdammungen und Verfluchungen beruft, denn er sagt: prüfet alles und das Beste behaltet. Also

1. Das rechtgläubige Evangelium sagt: Jesus ist wahrer Gott und Mensch zugleich.

Das Evangelium Jesu selbst, so wie es aus dem eigenen Munde des Herrn geht, kennt diesen Lehrsatz nicht. Nirgends nennt der Herr sich selbst

einen Gott, wie es bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes durchaus nothwendig gewesen wäre; sondern bald des Menschensohn, bald der Sohn Gottes des himmlischen Vaters, zu dem er betet, von dem er Erlassung bevorstehender Leiden erflehet, dem er mit kindlichem Sinne sich unterwirft, zu dem er im Uebermaße körperlicher Schmerzen ruft: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, in dessen Hände er den scheidenden Geist befiehlt! Ja, er scheint überhaupt von seiner Gottheit so wenig zu wissen, daß er vielmehr in klaren, für den schwächsten Verstand begreiflichen, Worten gerade das Gegentheil sagt. So ruft er Joh. 17. 3. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du **allein** wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Hier verheißt der Herr mit dürren Worten nicht denen das ewige Leben, die ihn für Gott, sondern denen, die ihn für den Gesandten des alleinigen wahren Gottes erkennen. Eben so spricht er Joh. 14. 28. Ich gehe zum Vater, denn der Vater ist größer denn ich!

Will man dagegen anführen, daß er sagt: ich und der Vater sind eins, so ist das eben so

absurd, als wenn man aus den Worten eines Ministers, der da sagt: der König und ich sind eins, ihm andichten wollte, er habe damit sagen wollen, daß er der König sei.

Doch schlagend noch ist die Stelle 1 Tim. 2. 5, wo Paulus schreibt: es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. Klarer seine Meinung ausdrücken, kann kein Mensch in der Welt, und es heißt daher das hartnäckige Festhalten für vorgefaßte Meinungen auf die Spitze treiben, wenn man dennoch in andern Stellen der Paulinischen Briefe, welche theils an zweifelhafter Leseart laboriren, theils durch veränderte Interpunction einen ganz andern Sinn bekommen, die Gottheit Christi finden will. Auf jeden Fall müssen schwerer verständliche, oder einen mehrfachen Sinn zulassende, Stellen der heil. Schrift nach der Analogie derer erklärt und verstanden werden, deren Sinn klar und offen vor Augen liegt. Darin stimmen alle vorurtheilsfreie Ausleger überein, und Verrath ist es an der Wahrheit, um veraltete Dogmen in ihrem Ansehen zu erhalten, die heil. Schriftsteller da, wo sie dunkel sich ausdrücken, durch falsche Interpunction

oder durch Aufsuchen eines sogenannten tiefen Sinnes, und was dergleichen Künste **in majorem Dei gloriam** mehr sind, Dinge sagen zu lassen, gegen die der gesunde Menschenverstand sich empört; wenn ihre wahre Meinung in andern Aussprüchen derselben so klar vor Augen liegt, wie die des Apostels Paulus in der eben genannten Stelle 1 Tim. 2, 5.

2. Das rechtgläubige Evangelium nennt Gott einen dreieinigen.

Das Evangelium Jesu, das neue Testament, die ganze heilige Schrift kennt diesen Namen, den der Kirchenvater Tertullianus, zweihundert Jahr nach Christi Geburt zuerst gebraucht hat, nicht allein nicht; sondern wir finden sogar, daß, sowohl im alten, als im neuen Testamente, Gott ausdrücklich nicht ein dreieiniger, sondern ein einiger genannt wird. So heißt es 5 Mos. 6, 4. Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott! Und Marc. 10, 21. spricht Jesus selbst: was heißest du mich gut, Niemand ist gut, denn der einige Gott, und scheint damit nicht nur die Gottheit von sich, sondern auch die Dreieinigkeit oder gar Dreifaltigkeit, von dem göttlichen Wesen abzuweisen.

3. Das rechtgläubige Evangelium sagt:

Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen. Der Mensch ist daher schon in Sünden empfangen und geboren, und ganz unfähig von sich selbst etwas Gutes zu denken, geschweige zu thun.

Das Evangelium Jesu dagegen spricht: Matth. 18, 1. 2. 3. 10. Zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: wer ist doch der Größte im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich, und stellte es mitten unter sie, und sprach: wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Und Marc. 10, 13 — 15. Sie brachten die Kindlein zu ihm, daß er sie anrührte. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Da es aber Jesus sah, ward er unwillig,

und sprach zu ihnen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt, als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen.

Wenn es aus diesen Stellen nicht klar wird, Jesu Evangelium wisse nichts von einem In-Sünden-empfangen-und-geboren-werden, nichts von einem angeborenen Verderben des Menschen, nichts von einer Erbsünde, woran Adam durch seinen Biß in einen Apfel Schuld sei, nichts endlich von der Nothwendigkeit einer Teufelsaustreibung bei neugebornen Kindern, dem ist überhaupt nichts mehr klar zu machen, wobei die gesunde Vernunft gebraucht werden muß. Die Behauptung aber, Jesus habe in diesen Stellen nur die Demuth der Kinder zur Nachahmung hervorheben wollen, ist eben so aus der Luft gegriffen, und ein eben so kläglicher Nothbehelf, als das Herbeiziehen des Spruchs „ich und der Vater sind eins" für die Gottheit Christi. Denn zugegeben, was jedes Beweises ermangelt, Jesus habe hier nur auf die Demuth der Kinder hinweisen wollen, so schlagen ja gerade die

Vertheidiger des rechtgläubigen Evangeliums mit einer solchen Erklärung das ganze Dogma von dem angebornen Verderben des Menschen, die ganze Augustinische Erbsündentheorie aufs Haupt. Denn ist nicht auch die Demuth eine wesentliche christliche Tugend, und kann gerade diese Cardinaltugend eines frommen Christen bei Kindern sich finden, die doch, nach jenem Dogma, in Sünden empfangen und geboren, nicht fähig sind, etwas Gutes zu denken und zu thun? Oder ist etwa die Demuth nach Adams Fall von allen dadurch verloren gegangenen Tugenden allein übrig geblieben? Nun, wenn das ist, so war es nicht nöthig, den Jüngern Kinder als Muster in einer Tugend vorzustellen, die sie selbst nach Adams Fall immer noch übten.

Eben so wenig weiß das Evangelium Jesu etwas von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen, zum Guten. Im Gegentheil scheint Jesus viel von den eigenen Kräften desselben zu erwarten, wie könnte er sonst rufen: „ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," oder „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes"! Jene Befehle würden ja nur leere, klingende, nutzlose Worte sein, wenn sie nicht

befolgt werden, oder der Mensch dem Beistande des heil. Geistes zum Guten nicht durch eigene Anstrengungen zu Hülfe kommen, nicht wenigstens den dargebotenen Gaben des Gottesgeistes eine Hand zum Nehmen entgegen strecken könnte!

4. Das rechtgläubige Evangelium behauptet eine Rechtfertigung allein aus dem Glauben an das blutige Verdienst und die stellvertretende Genugthuung Jesu.

Das Evangelium Jesu dagegen sagt zwar auch „wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden, und selig sind, die da nicht sehen und doch glauben; es weiß aber nichts von einer Rechtfertigung allein durch den Glauben, und unser Herr sagt mit der größten Bestimmtheit, und mit einer Deutlichkeit, die nur ein Verblendeter nicht sehen will, was er selbst darunter versteht in den bekannten Worten: „selig sind die reines Herzens sind," und „es werden nicht alle, die zu mir sagen, Herr, Herr, (ich glaube) in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel," und weiset damit alle zurecht, die den Glauben allein für nothwendig, die Werke aber für

überflüssig halten, und allen Schelmen damit ein angenehmes Sündenpolster unterlegen. Dazu kommt, was Jac. 2, 14 sagt: was hilft es, lieben Brüder, so jemand sagt, er habe den Glauben und hat die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? Freilich nennt Luther den Brief Jacobi eine stroherne Epistel, weil ihr Inhalt nicht in seinen Augustinischen Kram paßte, aber mit eben dem Rechte mögen wir jede andere apostolische Schrift so nennen, wenn das, was sie enthält unsern vorgefaßten Ideen nicht angemessen ist. Jacobus war einer der angesehensten Apostel, dessen Wort bei den übrigen viel galt, und in der Streitigkeit unter den Jüngern von der wir im 15. Cap. der Apostelgeschichte lesen, den Ausschlag gab. Was kann uns also berechtigen, zumal es mit dem Evangelium unsers Herrn, wie mit der gesunden Vernunft, genau übereinstimmt, es für weniger wahr und göttlich, als das anderer Apostel, zu erklären?

Da nun in diesen wenigen Punkten schon der Beweis geführt ist, daß das Evangelium Jesu selbst Manches, was unsere frommen Rechtgläubigen, als zur Seligkeit nothwendig, uns zu glauben aufzwingen wollen, theils nicht enthält, theils das grade

Gegentheil davon lehrt; so schweigt Referent von andern Lehrsätzen des rechtgläubigen Evangeliums, unterwirft sich aber, indem er ganz mit des Erlösers und der heil. Schrift Worten referirt, und nichts will, als was diese wollen, dem Urtheile der Kirche. Daher ist er denn auch gern bereit, zu widerrufen, sobald bewiesen werden sollte, daß er in jenen Vergleichungspunkten geirrt, oder daß Jesus Christus, der Gesandte Gottes, selbst Irrlehren vorgebracht habe: denn von zwei einander entgegenstehenden Behauptungen kann doch nur eine wahr sein.

Bis dahin will er mit dem Bewußtsein sich trösten, daß er in einer acht und dreißigjährigen Amtsführung nie von der reinen Lehre des göttlichen Meisters in seinen Vorträgen sich entfernte, und Jesu Evangelium als dasjenige stets predigte, das er vom Himmel der Menschheit brachte, um sie dadurch hier besser und glücklicher, dort selig zu machen. Daß es ihm aber bis jetzt unmöglich gewesen ist, das rechtgläubige Evangelium in dem unsers Herrn Jesu Christi zu finden, das wolle man ihm, dem, nach Wahrheit ängstlich strebenden, der Belehrung immer zugänglichen, Greise, um so mehr verzeihen, da ja auch einer der Coryphäen der lutherischen Rechtgläu-

digkeit, Claus Harms, in einer seiner ausgezeichnetsten Schriften gesteht, daß das Evangelium nicht im Evangelio zu finden sei, und erlaube ihm immer, daß er es mehr mit Jesu, dem von Gott gesandten Führer zur Seligkeit, den Niemand einer Sünde zeihen konnte, hält, als mit denen, die in seinem Namen Teufel austreiben.

Ist aber, was er vorbrachte, nichts als die reine Wahrheit, wozu denn die maßlose Wuth gegen die Freunde des reinen Christenthums, wie gegen grobe Verbrecher? Wozu die Verdächtigungen, die Denunciationen, die boshaften Insinuationen gegen anerkannt rechtschaffene, aber nicht blindgläubige, Männer? Wozu die infame Taktik, sie als Bibelverächter und Revolutionäre zu verschreien? Sollen denn alle Mahnungen der Geschichte, daß dergleichen nie zu dem gewünschten Ziele führte, daß vielmehr das Licht, wo es einmal angefangen hatte, zu scheinen, wieder ausgelöscht werden konnte, daß aber die Schande der Verfolgung seiner Freunde immer auf die Verfolger zurück fiel, und daß die Glaubenswuth aller Zeiten namenloses Elend auf Erden verbreitete, nicht endlich unsere Zeloten zur Besinnung bringen? Ewig wahr bleibt des Dichters Wort:

Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte!

Quellen.

Bayle dictionaire, art. Hoogstraten.
Henry, Leben Calvins.
Otto, de Victorino Strigelio, liberioris mentis in ecclesia Lutheria vindice, Jena 1843.
Eichstadt, Narratio de Caspare Peucero, Jena 1841.
Marheinecke, Geschichte der Reformation.
Henke, Geschichte der christlichen Kirche, 3. Auflage. Braunschweig 1801.
Saligs Geschichte der Augsburgischen Confession.
Reiche, Unfug des Hexenprocesses 1706.
Schicksale der Protestanten in Frankreich, aus dem Französischen von Rambach, Halle 1760.
Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.
Göcking, vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheranern 1734.
Neueste Geschichte der reformirten Kirche in der Unterpfalz. Dessau 1791.
Bahil, traurige Abbildung der protestantischen Gemeinden in Ungarn. Lateinisch und Deutsch. Brieg 1747.
Das betrübte Thorn ꝛc. Berlin 1725.
Die Thornsche Tragödie. Königsberg 1725.
Rehtmeyers Kirchengeschichte der berühmten Stadt Braunschweig. Braunschweig 1715.
Histoire de la vie de Henri IV. par M. de Bury. à Paris 1767.

Druckfehler.

Seite	8 Zeile	6	von	oben	statt	rühriger lies »der Welt«.
—	13 —	6	=	=	=	supersidendo lies supersedendo.
—	24 —	9	=	unten	=	Glauben von l. Glauben, von
—	25 —	3	in der Note		st.	divitis l. dicitis.
—	28 —	3	von	oben	statt	Maugiren l. Maugiron.
das.	—	10	=	=	=	Favel l. Farel.
das.	—	2	=	unten	=	ermahnen l. ermahnte.
das.	—	1	=	=	=	heiße l. heißt.
—	29 —	10	=	oben	=	Favel l. Farel.
—	30 —	6	=	=	=	Favel l. Farel.
—	35 —	6	=	=	=	Cramer l. Cranmer.
—	43 —	12	=	=	=	Leuchten= l. Lichtenburg.
—	56 —	7	=	unten	=	perspiona l. perspicua.
das.	—	3	=	=	=	den l. der.
—	90 —	9	=	=	=	Lasterculos l. Pasterculos.
—	96 —	9	=	=	=	dogmatischer Wüste l. dogmatischem Wuste.
—	97 —	7	=	=	=	hätte l. hatte.
—	104 —	5	=	=	=	Clorente l. Llorente. Sprich: Zorente.
—	141 —	9	=	=		hinter aufschneiden ein Comma zu setzen.
—	201 —	8	=	=	statt	1833 l. 1703.
—	226 —	10	=	=	=	macken l. maaken.
—	236 —	6	=	oben	=	Abfangereien l. Alfanzereien.
—	238 —	1	=	=	=	ineotuliren l. inrotuliren.
—	258 —	10	=	=	=	elchen erw l. welchen er.
—	267 —	8	=	unten	=	erschaffen l. er erschaffen.
—	336 —	4	=	oben	=	eisteten l. nisteten.
—	338 —	10	=	unten	=	Erbesbittesheim l. von Erbesbittesheim.
—	406 —	10	=	=	=	Christlicher l. Geistlicher.